1545
Bibl. Mont. 1

<36613870460016

<36613870460016

Bayer. Staatsbibliothek

f W Nettling sc.

Dr. J. B. Schad,

ehemals Benedictiner zu Banz.

J. B. Schad's,

Doktors der Philosophie zu Jena, ehemaligen Benediktiners zu Banz,

Lebens- und Klostergeschichte,

von ihm selbst beschrieben.

Mit einer freyen Charakteristik der Mönche zu Banz, und des Mönchsthumes überhaupt in Ansehung seines verderblichen Einflusses auf Erziehung, Staat und Religion.

Erfurt,
in der Henningsschen Buchhandlung
1803.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Einleitung.

Die erste Bildung, die ein Mensch in den Jahren der Kindheit und der Jugend erhält, ist für sein ganzes Leben von höchster Wichtigkeit. Seine Jugendgeschichte ist der Spiegel seines ganzen Lebens; hier liegt für den Denker der Schlüssel zur pragmatischen Geschichte seines reiferen Alters. Der Mensch, zur Freyheit und Selbstständigkeit bestimmt, wird zwar in den Jahren, wo er sich zum deut-

licheren Selbstbewußtseyn erheben, und des volleren Vernunftgebrauches bemächtigen kann, nicht nothwendig, und unausbleiblich das, was die Menschen aus ihm zu machen, die Absicht hatten. Es ist Thatsache, daß sich Menschen, denen die fehlerhafteste Erziehung zu Theil wurde, zu einer bewunderungswürdigen Stuffe der intellektuellen und moralischen Kultur erhoben, und daher durch absolute Selbstthätigkeit des Geistes einen ganz andern Charakter errangen, als den man ihnen in der Jugend anbildete. Aber selbst dieser neue, aus einer selbstthätigen Wiedergeburt hervorgehende Charakter, wodurch der Mensch gerade das Gegentheil von dem wird, was er, wenn er den bloßen Naturgesetzen unterworfen wäre, hätte werden müssen, wird eine gewisse Individualität erhalten, die nur aus seiner früheren Bildung erklärbar ist. Was in den Jahren, wo er sich einer fremden Leitung hingab, für ihn bildende Kraft hatte, wird

wird nun, nachdem er sich zur Selbstständigkeit erhebt, den Charakter des bloßen Stoffes für die selbstbildende Freyheit annehmen. Die Umschaffung des Geistes wird unmittelbar von dem angebildeten Charakter ihren Anfang nehmen, und daher gewisse eigenthümliche Züge erhalten. Bey der immer fortgesetzten Selbstveredlung wird die ganze Energie des Geistes vorzüglich gegen alles das ankämpfen, was in der früheren Erziehung als am meisten fehlerhaft und verderblich anerkannt wird. Daher ein unversöhnlicher Haß gegen das, was man ehemals, durch eine fehlerhafte Erziehung verblendet, für gut ansah, und mit Enthusiasmus suchte. Gerade der Mensch z. B., der in dem Schoose des rohesten Aberglaubens erzogen, und für denselben enthusiastisch gestimmt, endlich durch eigne Geisteskraft sich zum Lichtreiche der Wahrheit erhebt, wird alsdann wider alle Arten des Aberglaubens einen weit lebhafteren Haß äußern, und dieselben mit

weit geschärfterem Blicke in ihren verborgensten Schlupfwinkeln entdecken, als diejenigen, denen eine liberale Erziehung zu Theil wurde. Nur wer in der Hölle des Aberglaubens während eines großen Theils seines Lebens geschmachtet hat, und dem es endlich gelungen ist, sich nach und nach aus diesem Abgrunde des Elendes und Verderbnisses selbstthätig zu einer erhabenen Stuffe der Geistesfreyheit emporzuarbeiten, wird dem Reiche der Finsterniß unter allen möglichen Modifikationen, die es annehmen mag, und selbst wenn es sich in einen scheinbaren Himmel metamorphosirt, mit einer Energie entgegen arbeiten, die andern, von Jugend auf zum Licht gewöhnten Menschen, Schwärmerey zu seyn dünkt. Menschen, die durch eine gute Erziehung von den zartesten Jahren her mit lichtvolleren Einsichten vertraut wurden, lernen das Verderbliche des Aberglaubens in seinem ganzen Umfange nicht kennen; und sind daher sehr oft ziemlich gleichgültig gegen die

Ausbrüche desselben. Sie lernen ihn gewöhnlich nur von seiner lächerlichen, selten aber von seiner höchst verderblichen Seite, wodurch Menschen in den tiefesten Abgrund des Elendes gerathen, kennen. Eigne Erfahrung ist auch hier die lehrreichste Schule für den, der sich von diesen entehrenden Banden durch eigne Geisteskraft losgerissen hat.

So gewiß der Mensch ein Vernunftwesen, und, als solches, zur Freyheit und Selbstständigkeit bestimmt ist, so gewiß soll er sich von den Fesseln der bloßen Abhängigkeit, und des Bestimmtwerdens losreißen, und sich selbst zu allem dem machen, was die Vernunft gebietet. In den Jahren, wo sich die Vernunft erst nach und nach aus dem Mitternachtspunkte des Selbstbewußtseyns emporarbeitet, und daher, sich selbst verborgen, ihre Würde verkennt, wird der Mensch mehr durch fremde Einflüsse, als durch sich selbst gebildet. Er bildet sich hier

durch ein Gebildetwerden. Zwar verhält er sich auch in diesem Zustande nicht ganz leidend. Aber sein Charakter ist doch mehr Hingebung an die Bildung durch eine fremde Hand, als Selbstthätigkeit und Selbstbildung. Der Keim der zur Selbstbestimmung bestimmten Freyheit entwickelt sich zwar schon in ihm, und verarbeitet die von außenher empfangene Nahrung auf eine dem besonderen Charakter des Individuums eigenthümliche Art. Aber die Freyheit ist hier noch, wenn ich mich so ausdrücken darf, von organischer Natur; sie hat noch zu viel von dem Charakter der Erregbarkeit; daher kann sie sich noch nicht als absolute, von allen äußern Einflüssen unabhängige Lebenskraft darstellen. Dieser Charakter kommt nur der Freyheit in ihrer vollkommenen Selbstkenntniß, und einer dieser Erkenntniß entsprechenden Handlungsweise zu. Aber so wie sich die Vernunft mehr von dem Mitternachtspunct

ent=

entfernt, und sich durch immer höher steigende Dämmerung ihrem Ausgange nähert, kann und soll der Mensch selbstständiger werden. Er bedarf zwar noch der fremden Leitung; aber diese muß von Seiten seiner Erzieher so beschaffen seyn, daß sie nur eine Veranlassung zur Selbstleitung wird. Der Erzieher, der bey der schon in hoher Dämmerung begriffenen Vernunft seines Zöglings bloße Passivität von ihm fodert, wird ganz gewiß den Charakter desselben verbilden, und den Grund zu einer Disharmonie in demselben legen, der nur selten wieder harmonisch wird.

Es ist dem Menschen nicht als Schuld anzurechnen, daß er sich in seinem zarteren Alter einer fremden Leitung hingiebt, und sehr oft irre geleitet wird. Das Kind, das noch nicht selbst gehen kann, und doch die Tendenz zum Gehen hat, streckt zuversichtlich und nothwendig seine Hände nach der Hand eines Menschen aus, der es führen,

und seinen Trieb zur Uebung der sich entwickelnden Kräfte befriedigen kann. Der Mensch ist eben darum, weil er der höchsten Vollkommenheit fähig ist, anfänglich das unvollkommenste Geschöpf. Seine Unvollkommenheit in der ersten Periode seines Daseyns verräth deutlich die Größe, wozu er bestimmt ist. In diesem Zustande bedarf er fremder Hülfe, um sich nach und nach zu der Selbstständigkeit empor zu heben, welche der Würde der Vernunft angemessen ist. Selbst die Thorheiten, die er einer fehlerhaften Erziehung zufolge, noch ehe er sich zur vollkommenen Vernunfterkenntniß erheben kann, begehet, machen nicht ihm, sondern seinen Erziehern Schande, die ihm nicht selten den verderblichsten Irrthum unter dem täuschenden Schein der Wahrheit ehrwürdig zu machen suchten. Keine Vorurtheile sind schwerer zu besiegen, als die einem Menschen in Absicht auf Religion und Sittlichkeit von seinem zartesten Alter an eingeflößt werden, besonders wenn

das

das Gewissen durch das Gewissen selbst gefesselt, und jedes selbstthätige Nachdenken über dergleichen Gegenstände, jeder Zweifel an dem, was andere Menschen darüber bereits bestimmt haben, als das größte Verbrechen gebrandmarkt wird; kurz, wenn der Irrthum den Schein göttlicher Autorität erhält. Religion und Sittlichkeit an sich sind in dem Wesen der Vernunft selbst gegründet. Nur wenn die Vernunft einst wird sagen können: Ich bin nicht, wird sie Religion und Sittlichkeit als Schimären erklären können. Aber nicht gerade diese oder jene Bestimmung der Religion und Sittlichkeit, die man gewöhnlich jungen Leuten beybringt, ist in der Vernunft gegründet; vielmehr ist sie größtentheils, besonders unter gewissen Religionssekten, höchst vernunftwidrig, so daß mancher, nach dergleichen vernunftwidrigen Vorurtheilen gebildete Mensch in reiferen Jahren, wo er auf das Vernunftwidrige derselben stößt, in Gefahr kommt, Religion und Sittlich-

keit

keit an sich, diese schätzbarsten Kleinodien der Menschheit, an denen ihre ganze Würde und Ruhe hängt, als Hirngespinste seiner Erzieher, als Erfindungen des kirchlichen und politischen Despotismus zu verwerfen, und in der entschlossenen Abwerfung der ehrenvollesten Fesseln, an welche sich die wahre Freyheit selbst bindet, um sich in ihrer ganzen Würde zu behaupten, diejenige Geistesfreyheit, wozu er durch die Vernunft bestimmt sey, zu suchen. Andere weniger energische Subjecte wagen es lebenslänglich nicht, die Binde, die man ihnen in Rücksicht auf die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen von Jugend auf angelegt hatte, von dem Auge zu reißen, um selbst zu sehen, was ihre Bestimmung ist. Freywillig blind lassen sie sich auch in den Jahren, wo sie sich selbst leiten könnten, und sollten, von eben so blinden Führern leiten, in dem thörigten Wahne, daß sie nur auf diese Art sicher das erhabene Ziel, wozu sie bestimmt sind, erreichen können.

nen. Das Schlimmste ist, daß ihnen diese freywillige Blindheit in Rücksicht auf Religion und Sittlichkeit von der zartesten Jugend an zur höchsten Pflicht gemacht wird. Man stellt ihnen die vernunftwidrigen und verderblichen Vorurtheile, die man ihnen in beyderley Rücksicht beybringt, als heilige, unverletzliche, ewige, von Gott selbst geoffenbarte, und als solche durch die unfehlbare Kirche sanktionirte Wahrheiten vor, und sucht ihnen die Ueberzeugung, daß der geringste Zweifel daran das größte Verbrechen, und wahre Gottlosigkeit sey, mit unauslöschlichen Zügen einzuprägen. Um diesen Zweck zu erreichen, hat man auch recht dienliche Mittel gefunden. Hier vermischt sich das Ehrwürdige der Religion und Sittlichkeit an sich mit der besonderen und irrigen Bestimmung derselben. Das Gewissen ist selbst durch das Gewissen gefesselt, so daß, wenn der Charakter der Freyheit nicht absolute Unabhängigkeit von allen fremden Einflüssen, und daher absolute Selbst-

bestimmbarkeit wäre, es für einen Menschen, der dem Guten redlich nachstrebend durchaus entschlossen ist, nichts zu thun, wodurch sein Gewissen befleckt werden könnte, schlechthin unmöglich wäre, zur Erkenntniß der Wahrheit zu kommen. Denn das einzige Mittel zur Erkenntniß der Wahrheit für den, der vernunftwidrige Irrthümer für göttlich geoffenbarte Wahrheiten hält, bestünde darin, daß er jene vorgeblichen Wahrheiten, denen der Aberglaube das Siegel der göttlichen Autorität aufgedrückt hat, ernstlich prüfte. Aber es ist durchaus keine wahre Prüfung möglich, ohne daß man das zu Prüfende in Zweifel zieht. Wenn ich untersuchen will, ob etwas wahr sey, oder nicht, muß ich voraussetzen, daß es möglich sey, es sey falsch. Anders läßt sich vernünftiger Weise schlechthin keine Prüfung denken. Aber gerade die Voraussetzung, daß die vorgebliche göttliche Wahrheit Irrthum seyn könne, wird durch das irregeleitete Gewissen als Gott-

losigkeit anerkannt, vor deren Gedanken schon der mit Eifer dem Guten nachstrebende, aber in den Grundprincipien getäuschte, Mensch erschrocken zurück bebt. Nach dieser Ansicht ist es schlechthin unmöglich, daß ein solcher Mensch zur Erkenntniß der Wahrheit kommt. Sein irregeleitetes Gewissen selbst ist ihm die unübersteigliche Kluft, die ihm das Gebiet der Wahrheit unzugänglich macht. Aber wenn sich in irgend einem Stücke die absolute Unabhängigkeit der Freyheit von allem, was von außen her in den Menschen gekommen ist, mit höchster Evidenz erweiset, so ist es hier. Die Freyheit ist, eben weil sie Freyheit ist, nicht an das Gesetz des Grundes und der Kausalität, nach welchem mit der Voraussetzung eines Etwas mit absoluter Nothwendigkeit ein anderes Etwas folgt, gebunden. Unabhängig von allem, was sie nicht selbst ist, ist sie sich selbst absolutes Gesetz, absoluter Grund, absolute Kausalität.

Kei-

Keine Kraft, auch mit den Waffen der Allmacht ausgerüstet, kann sie zwingen, etwas zu wollen, was sie nicht, durch sich selbst bestimmt, will, oder ihre erkannte Würde wegzuwerfen. Vergebens hat der Aberglaube die Selbstbestimmung der Freyheit, wodurch sie sich in ihrer ganzen Gotteswürde zeigt, als das größte Verbrechen, und als das Princip aller Gottlosigkeit und Lasterhaftigkeit gebrandmarkt; vergebens hält er der zur reinen Selbstkenntniß, womit die absolute Herrschaft der Vernunft anfängt, aufstrebenden Freyheit die Schrecken der Hölle, und die Zauberreize eines unwürdigen Himmels vor; vergebens errichtet er, ausgerüstet mit dem Arm der politischen Macht, Scheiterhaufen, und droht dem freyen Geiste, der auf dem Sprunge steht, von dem Gebiete des Irrthums auf jenes der Wahrheit über die dem Ansehen nach unübersteigliche Kluft durch einen allmächtigen Schwung der an nichts, als nur an sich selbst, gebundenen Freyheit hinüber zu setzen — schon

in diesem Leben alle möglichen Qualen. Der Mensch kann sich über alle denkbaren Hindernisse, die man seiner erhabenen Bestimmung entgegensetzt, durch absolute Kraft hinwegsetzen, wenn er nur will. Und er soll wollen. Je tiefer der Abgrund war, aus dem er sich emporarbeiten mußte; je größer die Hindernisse waren, die er bey seiner Selbstveredlung zu überwinden hatte; je erhabener endlich die Stuffe der intellektuellen und moralischen Kultur ist, auf die er sich erschwang, desto mehr Achtung verdient er von allen vernünftigen und gutgesinnten Menschen, wenn gleich der zur höchsten Rache gereizte Aberglaube den ewigen Fluch auf ihn schleudert, und auf alle mögliche Art ihn zu brandmarken sucht. Der Mensch, in diesem himmlischen Selbsttriumph sich erblickend, und der Gotteswürde sich bewußt, die er errungen hat, kann mit voller Geistesruhe auf alle Machinationen des ergrimmten, und auf satanische Rache ausgehenden Aberglau-

bens hinwegsehen. Durch dasselbe göttliche Gefühl ergriffen, womit Jesus am Kreuze beseelt war, wird er mit diesem Muster aller Wahrheitsfreunde ausrufen: Vater vergieb ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun! Wenn mir die Göttlichkeit des Charakters Jesu durch irgend etwas verbürgt wird, so ist es dieser Ausruf gerade zur Zeit, da der jüdische Aberglaube das Ziel seiner satanischen Rachsucht erreicht hatte, und ein wildes Triumphgeschrey und Hohngelächter über den vollendeten Märtyrer der Wahrheit erhob. Es war von jeher so, daß gerade die edelsten Menschen, die sich von dem Gängelband des Aberglaubens losrissen, und sich zu einer erhabenen Stuffe der Geistesfreyheit erhoben, das Ziel der grimmigsten Verfolgungssucht von Seiten des verschmäheten Aberglaubens wurden. Und der Aberglaube müßte nicht Aberglaube seyn, wenn er anders handeln sollte. Das wird ein neuer Beruhigungsgrund für den

verfolgten und gelästerten Wahrheitsfreund seyn. Da er selbst ehemals in allen Winkeln des Aberglaubens ängstlich herum kroch, um Geistesruhe, die derselbe durchaus nicht gewähren kann, zu finden; ja da er verblendet durch die verführerischen Lehren desselben, die er von der zartesten Kindheit an unter dem Scheine göttlicher Wahrheiten begierig einsog, selbst mit fanatischem Eifer die Mordfackel gegen selbstständige Wahrheitsfreunde schwang, so kann er von dem Aberglauben durchaus kein Betragen gegen sich erwarten, das seiner Natur widerstrebt. Der Mensch, der durch außerordentliche Geisteskraft sich aus der Hölle des Aberglaubens, aus der keine Erlösung möglich zu seyn scheint, selbst errettet hat, kennt den Charakter des Aberglaubens auf das vollkommenste; aber dieser kennt den Geist des seinen Klauen sich entreißenden Wahrheitsfreundes nicht. Der letztere weiß, daß jener durchaus blind ist, und nicht weiß, was er thut. Der Aberglaube hingegen

wähnt, daß der Mensch, der sich seiner Herrschaft entrissen hat, mit Einsicht und Vorsatz der Religion und Pflicht spotte, und darauf ausgehe, jeden zur Gottlosigkeit zu verführen, und mit sich in das ewige Verderben hinabzuziehen. Der Wahrheitsfreund sieht seine Verfolger mit einer Art von Mitleiden an; der Fanatiker hingegen glaubt, Gott und der Welt den größten Dienst zu thun, wenn er jeden, der es wagt, das Joch des blinden Glaubens abzuwerfen, und seinen Weg selbstständig zu wandeln, auf alle mögliche Art verfolgt, und, insofern ihm durch eine menschlichere Regierung die Hände nicht gebunden sind, durch einen eben so schmählichen, als schmerzlichen Tod von der Erde vertilgt. Ist es ihm nicht erlaubt, seine Tollwuth durch das Blut der edelsten Menschen abzukühlen, so thut er wenigstens, was er kann; er nimmt seine Zuflucht zu den niederträchtigsten Ränken, die sich erdenken lassen, zu den unverschämtesten Lügen und Lästerungen, denen

er

er sinnreich den Schein der Wahrheit zu geben weiß, um den Gegenstand seines Hasses auch zum Gegenstand des Hasses guter und lichtvoller Menschen zu machen. Vertraut mit allen Schleichwegen und täuschenden Gestalten der Heucheley verstellt er sich selbst in einen Engel des Lichtes, und legt die Maske der verhaßten Wahrheit an, um gute und weise Menschen wider den Mann aufzubringen, der die Brille des blinden Glaubens von sich werfend, das schreckliche Verbrechen beging — selbst zu sehen.

Es liegt in dem Menschen ein gewisser Hang zur Gemächlichkeit, eine *vis inertiae*, möcht' ich sagen, wodurch er es behaglich findet, auf den Handlungen und Gedanken anderer zu ruhen, und daher von dem stelbstständigen Gebrauche, und der mühsamen Ausbildung seiner Kräfte abgeschreckt wird. Von Jugend auf gewohnt, sich bilden zu lassen, sieht er sich auch als Mann nach Bildungsformen um, in die er sich, sei-

ner eignen Kraft mißtrauend, schmieget. Das Meiste wird geglaubt und gethan, weil es ein anderer, der sich auf irgend eine Art in ein großes Ansehen zu setzen wußte, gesagt, und gebilligt hat. Daher machen sich die allerwenigsten Menschen ganz los von allen Fesseln der Erziehung und des Ansehens. Es ist größten Theils bloßer Zufall, daß einer vernünftiger zu denken scheint, als der andere. Wir sehen es täglich durch die Erfahrung bestätigt, daß Menschen, denen man von Jugend auf die lächerlichsten und widersinnigsten Irrthümer, zu deren Erkenntniß auch nur ein einziger freyer Geistesblick erfoderlich zu seyn scheint, unter der Firma göttlicher Offenbarungen beybrachte, ihr ganzes Leben lang mit Enthusiasmus an den Fesseln dieser Thorheiten hängen bleiben, ob sie sich gleich in anderer Rücksicht oft sehr ausgebreitete Kenntnisse erwerben. Andere fielen bey ihrer Jugendbildung erträglicheren Menschen, die einige Stuffen höher stehen, in die Hände; man

macht sie von Jugend an aufmerksam auf die roheren Thorheiten der ersteren, und glaubt, ihnen schon eine äußerst aufgeklärte Denkart beygebracht zu haben, wenn man sie mechanisch gewöhnt, fremder Fesseln zu spotten, ohne daß man auch nur eine leise Ahnung von den eignen Geistesfesseln hat, die man nach sich schleppt. Es hat von dem Mitternachtspunkt bis zum vollen Mittag der sich selbst durchaus erkennenden Vernunft eine unendliche Gradation statt. Wer auch nur auf dem Punkte einer noch schwachen Dämmerung steht, glaubt schon das non plus ultra des Lichtes erreicht zu haben, und hält den für einen Thoren oder gar für einen Frevler, der es wagt, selbstständig weiter vorwärts zu dringen. In dem Wahne, daß vorwärts nichts mehr zu erringen sey, und daß jeder Versuch, in gewissen Punkten, besonders im Punkte der Religion und der Bestimmung des Menschen, weiter zu sehen, als die frommen und erleuchteten Vorfahren, oder die berühmtesten

Zeit=

Zeitgenossen bereits gesehen haben, zur Thorheit und Zügellosigkeit führe, gewöhnt man sich daran, immer rückwärts zu sehen, und durch den Anblick der Thorheiten derer, die tiefer stehen, das Gefühl seiner eingebildeten Geistesgröße zu erhöhen, ob man gleich den matten Lichtstrahl, auf den man stolz ist, nicht seiner eignen Geistesthätigkeit, sondern einer bloßen passiven Bildung zu verdanken hat. Sehr wahr und schön sagt Lessing in seinem Nathan, daß nicht jeder frey sey, der fremder Fesseln spotte. Vorzüglich habe ich eine gewisse Suffisance bey gebohrnen Protestanten, die die erbärmliche Nachtlampe einer, nach ihrer Art, aufgeklärten Erziehung für die Sonne des Universums halten und daher anbetend vor derselben stehen bleiben, bemerkt. Stolz auf die Stuffe eines in mancher Rücksicht besseren religiösen Wahnes, als der ist, dem der gemeine Katholik ergeben ist, — eine Stuffe, auf die sie bloßer Zufall, und nicht eigne Geistes-

stes-

tzeskraft gestellt hat — sehen sie mit Erbarmen auf den Katholiken herab, und können sich nicht genug über seine Verblendung verwundern, daß er an das *Concilium Tridentinum*, und nicht an die Augsburger Confession, oder an die Synode zu Dordrecht glaubt; sie lachen über seinen Köhlerglauben, und merken nicht, daß sie von einem ähnlichen, aber nur noch inkonsequenteren Köhlerglauben, als jener, benebelt sind. Wagt es auch in ihrer Sekte ein freyerer Wahrheitsfreund, über den engen Zaun ihres Universums zu springen, und sich außer demselben umzusehen, so wird er von dem zahlreichen Heere der Zionswächter auf dieselbe Art verfolgt, wie es in der alleinseligmachenden Kirche Sitte ist. Welcher Sklavensinn herrscht selbst auf dem Gebiete unserer protestantischen Philosophen! Wie froh ist man, daß man an Kanten wieder einen Papst, als Centrum unitatis, erhalten hat, nachdem die vorhergehenden Päpste das Zeitliche ge-

segnet haben! Wie ist man bemühet, den Gedächtnißsack mit den Decisionen ex Cathedra dieses neuen Papstes anzufüllen, und zu diesem Ende von Zeit zu Zeit neue philosophische (!) Wörterbücher zu verfertigen, damit ja kein Jota der neuen Bibel verlohren gehe, und man immer die neugeprägten Formeln nach Belieben herausgreifen könne. Wer es auch nur mit der Bestimmung eines einzigen Wortes, die nicht aus der Kantischen Bibel gerechtfertigt werden kann, versieht, der ist von der neuen philosophischen Kirche ausgeschlossen. — Endlich habe ich kein erbärmlicheres Volk kennen gelernt, als das der sogenannten Aufklärer. Ein einziger Irrwisch, auf den sie in ihrem nächtlichen Herumtappen durch Zufall stoßen, läßt sie schon ein großes Geschrey über die den meisten Menschen verborgenen Wunderdinge erheben, die sie wollen gesehen haben. Sie bejammern die Blindheit der übrigen Menschen, und sind stolz auf die Verfolgungen, die sie um der Auf-

klärung willen haben erdulden müssen. Aber sie werden sogleich selbst Verfolger, sobald ein anderer weiter sehen will, als sie selbst sehen. Mit dem Martyrerkranz auf dem Haupte bauen sie selbst Scheiterhaufen, und zünden dieselben mit dem Lämpchen ihrer Aufklärung an. Die vorgeblichen Aufklärer sind gewöhnlich die Verfolger der schlimmsten Art, und wirken wider einen selbstständigen Mann weit mehr als der große Haufe der gemeinen Zionswächter. Sie haben sich das Ansehen der höchsten Geistesfreyheit erschlichen; es muß daher — so denkt man gewöhnlich — sehr schlimm mit den Grundsätzen eines Mannes aussehen, die selbst ein solcher Aufklärer für gefährlich und verderblich verschreyet und mit Feuereifer verfolgt.

Diese gegenseitige Verfolgung der Menschen unter einander wird fortwähren, und unaussprechliches Unheil stiften, so lange man es nicht als absolute Pflicht anerkennt,

in den Jahren, wo man sich des vollen Gebrauches der Vernunft bemächtigen kann, und soll, sich selbstständig umzubilden, sich gleichsam zu rekonstruiren, und die strengste Kritik in Rücksicht auf die erhaltene Bildung zu unternehmen. Was in diesem höchst wichtigen und nothwendigen Geschäfte der Mensch über sich selbst vermag, selbst dann, wenn er in den tiefsten Abgrund des Aberglaubens versunken mit Enthusiasmus für die Fesseln kämpft, die er trägt, hat mich die Geschichte meines eignen Lebens gelehrt. Wenn je alle Umstände zusammentrafen, die einen freyeren Geistesblick unmöglich zu machen schienen, so war dies der Fall in Rücksicht auf mich. Diese Pflicht der Selbstbildung und Rekonstruktion folgt schon aus der Natur des menschlichen Geistes, und der Würde des Menschen, die nur durch Selbstständigkeit im Denken und Handeln behauptet werden kann, und selbst dann verlohren geht, wenn man zwar das thut, und glaubt, was an sich gut und wahr ist, aber nicht

aus eigner Einsicht und fester Ueberzeugung, sondern weil es andere angesehene Menschen thun und glauben. Das reinste Licht eines andern wird für mich Finsterniß, wenn ich es bloß in sofern aufnehme, als es meine Receptivität bestreicht, und ich es nicht durch mich selbst und für mich selbst zum Licht schaffe. Aber diese Pflicht der durchgängigen und freyen Umschaffung seiner selbst ist vorzüglich in unserm verderbten Zeitalter das dringendste Bedürfniß. Gänzlicher Mangel an Selbstständigkeit, und der verworfenste Sklavensinn ist der Charakter des herrschenden Zeitgeistes, der hier Freyheit und Gleichheit ruft, und dort den Schild der Philosophie aushängt. Man jagte in Frankreich mit einem alles darnieder reißenden Enthusiasmus dem Phantom der Freyheit und Gleichheit nach, das einige Volksverführer aufstellten; und die Menge von Gräuelthaten, die man während der Revolution verübte, hat gezeigt, daß bloß der Geist des erbärmlichsten Sklavensinnes, der nur nachspricht,

was andere, die sich in Ansehen zu setzen wußten, sprechen, und daher der größten Schandthaten fähig ist, sobald er durch das Beyspiel und die That anderer dazu gereitzt wird --- dieses hochgepriesene freye Volk beseelt habe. Auch der Ausgang der Revolution hat gezeigt, daß Sklavensinn der Anfang und das Ende vom Liede war. Derselbe Sklavensinn herrscht unter den Philosophen Deutschlands. Bey der ungeheuern Menge von Philosophen gab es nie weniger Philosophie. Philosophie verträgt sich nur mit absoluter Selbstständigkeit des Geistes, die von dem großen Haufen unserer Philosophen nun zum Gegenstande des Spottes und Hohngelächters gemacht wird. Dafür wird eine Art von Bescheidenheit gefodert, die nichts als blindes Nachsprechen ist. Wenn nun bey der heutigen Denk- und Sinnesart selbst das Licht Finsterniß ist, was kann man denn auf die erhaltene Bildung bauen? Wer bloß mit dem zufrieden ist, was er von andern empfangen hat, und

noch

noch empfängt, der ist jeder Wegwerfung seiner selbst in seinen Handlungen fähig; ja diese Denk- und Sinnesart ist selbst die größte Wegwerfung seiner selbst, und das Princip jeder schlechten That.

Von dieser Pflicht, sich eine selbstständige Bildung zu geben, können sich am wenigsten diejenigen lossagen, die sich dem gelehrten Stande widmen. Sie sollen vorzüglich die Menschenwürde in ihrer Person zeigen. Und dennoch ist ein gekrümmter, verkrüppelter, kriechender, nach jeder fremden Form sich schmiegender Charakter hier am meisten herrschend. Die Religion Jesu fodert von jedem Menschen, den alten, von außen her gebildeten, Menschen abzulegen, und durch eigne Selbstthätigkeit ein ganz neuer Mensch zu werden, der nach Gott (durch den Gebrauch der Vernunft) geschaffen seyn soll. Jeder soll sich durch den Geist (durch eigne Selbstthätigkeit) selbst

wiedergebähren. Ohne diese geistige Wiedergeburt ist's unmöglich, in das Reich Gottes einzugehen; d. h. seine hohe Bestimmung zu erreichen, und ein würdiger Mensch zu werden. Diese Foderung, die den innigsten Geist der Religion Jesu ausmacht, ist mit der reinsten Vernunft ganz harmonisch, nach welcher, um seine Menschenwürde zu behaupten, alle Spuren der fremden Bildung, als solcher, verwischt werden sollen. Nur so ziehet man den alten Menschen aus, und schaffet sich zu einem ganz neuen um. Der Mensch soll stets streben, einen absoluten Vernunftorganismus, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu behaupten, einen Vernunftorganismus, der sich durchaus selbst bestimmt, und das durch fremde Einflüsse Angebildete nur in sofern duldet, als er es durch Selbstbildung zu seinem eigenen Geschöpfe macht. Auch das Gute, das durch fremde Bildung in seinen Charakter gekommen ist, kann er so lan-

lange nicht als gut anerkennen, bis es durch den Geist wiedergebohren, sein Geisteseigenthum im strengsten Sinne des Wortes geworden ist. Das sind nicht Grundsätze der allerneuesten Philosophie, die man eben wegen der vorgeblichen Neuheit lächerlich zu machen, und in Absicht auf Staat und Religion als gefährlich zu verschreyen sucht. Nein, sie sind so alt, als die Vernunft selbst. Daher sind sie auch zu aller Zeit von solchen Menschen, die auf das Wesen der Vernunft mit geschärfterem Blicke reflektirten, deutlich ausgesprochen worden. Es sind selbst die Grundsätze, von deren Wahrheit ein göttlicher Mensch, den man bloß anbethet, weil es die Vorfahren seit Jahrhunderten thaten, ohne seinen Geist zu kennen — Jesus in einer höchst merkwürdigen Unterredung mit dem Nikodemus jeden seiner Bekenner zu überzeugen suchte; Grundsätze, die eben der Aberglaube, der an Jesu eine persönliche Gottheit verehrt, und sie mit Feuer

und

und Schwerdt geltend zu machen sucht, in der That verwünscht und verflucht, und die unsere hochweisen Philosophen theils lächerlich zu machen, theils als gefährlich zu verschreyen suchen. —

Alles, was von außen her den Charakter des Menschen bildet, ist nach der Lehre dieses göttlichen Menschen Fleisch — der Grund aller Verläugnung der Menschenwürde. Selbst der Geist, und zwar der beßte, vollkommenste Geist eines andern, in sofern ich mich seinem Einflüssen passiv hingebe, und ihn nicht durch eine selbstthätige Wiedergeburt zu meinem eignen Geiste umschaffe, ist für mich Fleisch, und verunstaltet in mir das Bild Gottes. Jesu Geist ist gewiß der edelste, der sich je unter den Menschen offenbarte. Der Sonne gleich bricht er mitten aus den Finsternissen des jüdischen Aberglaubens mit majestätischer Selbstständigkeit und mit Gotteswürde hervor, und entzückt jeden guten Menschen

der

der ihn mit reinem Blicke betrachtet. Man erstaunt über die Größe, zu der sich dieser Geist mitten im Schoose des verworfensten Volkes, das damals auf der Erde bekannt war, durch eigne Wiedergeburt, und Selbstumschaffung erhob. Ein Sokrates zu Athen, dem Mittelpunkt aller Humanität, und dem Vaterlande der größten Männer, erregt lange die Bewunderung nicht, als der Nazareer. Dieser gute Geist, wußte, daß er ein guter Geist war; denn er hatte sich selbst aus der widersinnigsten Thorheit, die in dem ganzen Judenland herrschte, zur liebenswürdigsten Weisheit, aus der Schule der abscheulichsten Intoleranz und Mordlust, die sich auf alles, was nicht Jude war, erstreckte, zu dem menschenfreundlichsten Weltbürgersinne, aus dem Abgrunde des verwerflichsten Sklavensinnes zu dem selbstständigsten Charakter, zu einer durch keine äußeren Einflüsse im geringsten bestimmbaren Geistesfreyheit — zur absoluten Ichheit — erhoben, und sich durch-

aus, allen äußeren Bestimmungen zuwider — selbst geschaffen zu allem dem, was er geworden ist. Nur ein so göttlicher Geist, als Jesu Geist war, konnte gerade das Gegentheil von dem werden, was er hätte werden müssen, wenn er sich den bildenden Einflüssen, die von allen Seiten her auf ihn zuströmten, leidend hätte hingegeben. Er wußte, daß er der gute Geist sey, ohne den man nicht zum Vater kommen könne. Das kann man nur wissen, wenn man alles, was durch das Fleisch in den Charakter gekommen war, vertilgte, und durch eine selbstthätige Wiedergeburt sich zu einem neuen Geiste umschaffte. Und dennoch foderte er in dem hohen Selbstbewußtseyn seiner Größe und Göttlichkeit jeden auf, selbst zu prüfen, ob seine Lehre von Gott komme (der Würde der Vernunft angemessen sey) oder nicht, und sie auf solche Art durch selbsterrungene Ueberzeugung zu seinem Geisteseigenthume umzuschaffen. Er war so weit entfernt von allem blinden

Glauben, den nachher die christliche Kirche in allen Sekten mehr oder weniger sanktionirte, daß ihn vielmehr seine eigne Selbstständigkeit und die Foderung an die Menschen, selbstständig zu denken und zu handeln, an's Kreuz brachte. Die geistige Wiedergeburt, die er jedem, der seine Würde behaupten will, zur absoluten Pflicht macht, ist nichts anders, als der Selbstschöpfungsakt, wodurch sich der Mensch in Absicht auf seinen sittlichen Charakter von allen Fesseln des Bestimmtwerdens losreißt, und sich zu einem absoluten Ganzen, das nur in sofern bestimmt wird, als es sich selbst bestimmt, durch absolute Freyheit organisirt, und auf solche Art eine durchaus neue (selbstgeschaffene) Kreatur wird, die das Gepräge der Göttlichkeit an sich trägt. Was Fleisch ist, ist Fleisch, kann, als solches, nie Geist werden. Alles bloß von außen Angebildete, Erlernte, auf irgend eine Autorität, sey es auch die der Gottheit, passiv Angenommene,

mene, und nicht durch den Geist zum Geiste Umgeschaffene, ist der Würde der Vernunft zuwider, und kann nie auf den Charakter des geistigen Lebens Anspruch machen. Nur was von dem Geiste in den Geist kommt (was der Geist für sich selbst nach dem Gesetze der absoluten Freyheit producirt, oder als fremdes Produkt reproducirt, und für sich umschaffet) ist Geist. Der Geist ist's einzig, der belebt, das Fleisch nützt zu Nichts. Nur ein solches Selbstprodukt des freyen, alles belebenden Geistes ist die neue, Gott gefällige Kreatur. Hierinn besteht die Würde und Freyheit der Kinder Gottes, wornach sich selbst die vernunftlose Natur sehnet, wie Paulus sehr schön und wahr sagt. Es ist nämlich die Bestimmung der Natur, die höchste Stuffe des Seyns zu ersteigen, und in der freyen Menschheit als ewiger, eingebohrner Gottes Sohn hervorzutreten. Die Natur, als solche, soll sich in dem Menschen selbst ver-

vertilgen, aus dem Grabe der Vernichtung zum verherrlichten Leben, als sich selbst bestimmende Freyheit, erheben, und in dem Bewußtseyn der absoluten Selbstständigkeit ihr Auferstehungsfest ewig feyern. — Diese immer fortgesetzte Selbstschöpfung ist das Himmelreich, das in uns selbst ist, und durchaus nicht von Außen kommen kann. In eben dem Verhältnisse, als diese Selbstschöpfung von uns fortgesetzt wird, wird auch der Himmel, der in uns ist, immer himmlischer. Die geistige Wiedergeburt, die der Mensch, der seine Würde behaupten will, mit sich vornehmen, und ins Unendliche fortsetzen muß — denn er wird nie ganz das, was er seyn soll — ist in der That ein Selbstschöpfungsakt, und es liegt in diesem Ausdrucke gar keine Uebertreibung. Wer sich bloß nach den Formen, die ihm gegeben sind, aufs neue zusammensetzen will, der wird sich zu einem todten Aggregat, in welches nie Kohäsion und Leben gebracht werden

kann,

kann, machen. Die Idee, wodurch bestimmt wird, wie wir uns zu einem wahrhaft geistigen Leben umschaffen sollen, ist uns auf keine Art gegeben; wir müssen sie der Form und dem Stoffe nach selbstthätig produciren. Und ein solches Produciren ist ein Schaffen. Was gegeben ist, ist nicht Geist, sondern Fleisch; selbst unser Geist, in so fern er uns gegeben ist, ist Fleisch. Er wird nur im eigentlichsten Sinne Geist, in sofern er sich von allen Fesseln des bloßen Gegebenseyns losreißt, und durch absolute Produktion der Idee dessen, was er seyn soll, und noch nicht wirklich ist, sich selbst zum eigentlichsten Seyn hervorruft.

Es ist eine Erbärmlichkeit, und ein Beweis des hohen Verderbnisses unseres Zeitalters, wenn man eine Philosophie, die an die Menschen dieselbe Foderung macht, die schon Jesus machte, dadurch zu brandmarken sucht, daß man behauptet, sie gehe von Zügellosigkeit aus, und führe

zur

zur Zügellosigkeit. Wer sich von Frey-heit keinen andern Begriff, als den der Zügellosigkeit machen kann, der muß alle Menschenwürde verlohren haben; der verdient nicht, Mensch zu seyn, und daher auch nicht, unter Menschen gehört zu werden. Und doch ist es nicht bloß der gemeine Pöbel, sondern der große Haufe unserer Philosophen, der jene absolute Foderung der Vernunft, mit der alle Menschenwürde stehet und fällt, nicht bloß zum Gegenstande des pöbelhaftesten Spottes macht, sondern sie auch in Rücksicht auf Staat, Religion und Moralität als höchst verderblich verschreyet. Zügellosigkeit hat nur dann statt, wenn man sich bestimmt durch bloßes Bestimmtwerden; denn nur in diesem Falle reißt man sich von aller Vernunftherrschaft los, und giebt sich dem gesetzlosen Zufalle und unaufhörlichen Wechsel der Neigungen, und der äußeren, ihnen korrespondirenden, Einflüsse preis. Man wird ganz

Sklave der Sinnlichkeit, die nur, insofern sie an die Vernunft gefesselt wird, Geist werden kann. Ein Mensch, der sich auf solche Art durch bloßes Bestimmtwerden bestimmt, ist aller Schandthaten fähig, und es ist bloßer Zufall, wenn er hie und da etwas dem Scheine nach Gutes thut. Denn auch die Quelle seiner scheinbar guten Handlungen ist unrein. Hätte er durch eine böse That denselben Vortheil, dieselbe Befriedigung einer herrschenden Neigung erhaschen können, und wäre ihm die scheinbar gute Handlung an der Erreichung seiner egoistischen Absicht hinderlich gewesen: er würde sich ganz gewiß zu der ersten entschlossen haben. Die Vernunft dient ihm nur dazu, auf Mittel zu denken, wodurch die Zwecke der stets veränderlichen, und durchaus gesetzlosen Sinnlichkeit realisirt werden können. In dem Reiche der Sinnlichkeit hat keine Harmonie, keine Einheit statt. Der sinnliche Mensch ist in sich selbst zerrissen, mit sich

und der ganzen Vernunftwelt im Widerspruch. Hier ist ein ewiger Kampf aller gegen Einen, und eines jeden gegen alle. Ein solches in sich selbst und mit sich selbst zerrissenes Reich ist nothwendig immerwährenden Verwüstungen ausgesetzt. Es bleiben immer an sich dieselben Schandthaten, die da verübt werden; sie nehmen nur nach dem verschiedenen Verhältniß der Kultur, auf die sich die Sinnlichkeit durch einen sklavischen Verstand erhebt, verschiedene Modifikationen an. Das Reich der sich selbst bestimmenden Freyheit dagegen ist ewige Harmonie; ihr Grundgesetz ist Einheit und Allheit im absoluten Sinne: Einheit; denn bey einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Handlungsweisen, zwischen denen die Willkür in jedem Falle wählen kann, ist es nur schlechthin Eine, welche die sich selbst bestimmende Freyheit gleichsam aus der Unendlichkeit herausgreifen, und realisiren darf, wenn sie sich nicht zur Sklavinn der Sinnlichkeit hera-

herabwürdigen will. Allheit: was nach der Vernunft für ein einziges Individuum Recht ist, ist für alle Vernunftwesen und auf ewige Zeiten Recht. Wer mit sich selbst, insofern er sich als Vernunftwesen darstellt, übereinstimmt, stimmt nothwendig mit der absoluten Totalität der Vernunftwelt überein. Wer für sich Recht thut, kann keinem andern Unrecht thun. Eine Kollision der Pflichten und Rechte, insofern von einer wahrhaft vernünftigen Handlungsweise die Rede ist, ist schlechthin unmöglich. Kollision überhaupt kann nur statt haben in dem Reiche des den Neigungen dienstbaren Verstandes, d. h. in dem Reiche des Egoismus. In dem Reiche der Vernunft trägt nothwendig jede Handlung des Einzelnen das Gepräge der absoluten Allheit; und umgekehrt ist hier Allheit absolute Einheit. Die Allheit wird durch die Individualität, und die Individualität durch die Allheit repräsentirt. Daher herrschet hier ein ewiger, und unwandel-

delbarer Friede — ein Friede, den, wie der Weise aus Nazareth sehr richtig sagt, die Welt (das Reich der Sinnlichkeit, wo sich der Mensch bestimmt durch bloßes Bestimmtwerden) nie geben kann. Das Reich der wahren Freyheit, die sich nur bestimmt, oder bestimmt wird durch Selbstbestimmen, ist daher zugleich das Reich der wahren Gleichheit, das der zügellosen Sinnlichkeit stets unzugänglich seyn wird. Wahre Freyheit ist absolute Gebundenheit an Vernunft und Pflicht. Die Freyheit ist ihre eigne Sklavinn. Nur diese Selbstsklaverey ist absolute Herrschaft, ist der höchste Gottesadel, und des Menschen einzig würdig; nur sie ist die Quelle alles Segens unter den Menschen. Die Freyheit kann schlechthin nicht anders handeln, als sie wirklich handelt, weil sie sich selbst bestimmt, nicht anders zu handeln, um ihre Gotteswürde nicht aufzugeben, und

weil

weil sie mit höchster Evidenz einsieht, daß sie dieselbe nur durch eine einzige Handlungsweise behaupten kann — aber durch eine Handlungsweise, die nicht egoistisch, sondern für alle Vernunftindividuen ewig gültig ist. So wird absolute Freyheit selbst mit absoluter Nothwendigkeit schlechthin Eins. Möchte doch dieses Reich der Freyheit und Gleichheit — der Gegenstand des Spottes unserer Philosophen, und der Verfolgungssucht unserer fanatischen Zionswächter — bald unter den Menschen herrschend werden! Es ist dasselbe Reich, das der Weise aus Nazareth in seiner vortrefflichen Gebetsformel allen seinen Bekennern unaufhörlich zu wünschen, und durch ein der Vernunft würdiges Betragen herbeyzuführen empfiehlt. Dann würden die Gräuel von der Erde verschwinden, welche der Egoismus unter stets neuen Formen unaufhörlich wiederholet und hervorbringt. Es kommt hier gar nicht darauf an, ob die Regierungsform monarchisch, republikanisch,

aristokratisch, oder demokratisch ist. Das sittliche Reich der Freyheit und Gleichheit verträgt sich mit jeder Regierungsform. Die einzige Bedingung, unter welcher die Idee dieses Reiches des Friedens und Segens realisirt werden kann, bestehet darin, daß sich jeder Mensch aufrichtig bestrebt, sich zu einem selbstständigen Charakter im höchsten Sinne des Wortes zu erheben, alles, was durch Erziehung und äußere Einflüsse in ihn gekommen ist, wodurch er gebildet worden ist, der strengsten Kritik zu unterwerfen, und nicht eher zu ruhen, als bis er absolute Harmonie mit sich selbst erkämpft, und sich selbst zu allem dem gemacht hat, was er seyn soll. Jede passive Bildung muß in Selbstbildung übergehen, und diese Selbstbildung muß gegen den kontinuirlichen Andrang der äußeren Einflüsse aller Art beständig fortgesetzt werden, weil die Würde der Vernunft in dem Momente verlohren gehet, als man sich irgend einer Einwirkung

von Außen, ohne sie mit dem innern Princip des geistigen Lebens harmonisch zu machen, und zur selbstbestimmenden Kraft zu erheben, hingiebt. Es darf schlechthin Nichts, und wenn es auch noch so heilig und ehrwürdig zu seyn scheint, von dieser unbestechlichen Vernunftkritik, und von der Nothwendigkeit, durch den Geist zum neuen Leben umgeschaffen zu werden, ausgenommen seyn. Es darf von dem alten Gebäude, zu dessen Besitz wir gleichsam durch Zufall gekommeu sind, kein Stein auf dem andern bleiben; alles muß aufs neue durch unsern Geist aufgebauet werden, wenn wir nicht alle Augenblicke in Gefahr kommen wollen, daß uns das Ganze über den Kopf zusammenstürzt. Wollten wir auch das Geringste von diesem fremden Gebäude ohne die strengste Untersuchung, und Auseinanderlegung der Theile stehen lassen, so könnte es leicht seyn, daß gerade dasselbe unhaltbar wäre, und daher alles, was darauf gebaut würde, wankend machte, und

den

den Einsturz des Ganzen verursachte. Was nicht auf eigne, durch Vernunft im strengsten Sinne bewirkte Ueberzeugung gebaut ist, ist auf Sand gebaut. Daher kann nichts in uns von Dauer seyn, was man auf bloße Autorität, schreibe sie sich auch von dem berühmtesten Manne, ja vorgeblicher Weise von der Gottheit selbst her, glaubt, denkt und erschließet. Man traue daher keiner noch so vortheilhaften Erziehung; keiner noch so blendenden, von dem größten Geiste herkommenden Behauptung. Denn woher weiß man denn, daß die genossene Erziehung durchaus guten Saamen enthielt; daß der vorgebliche große Geist in dieser oder jener Behauptung nicht geirrt habe, als dadurch, daß man beydes vor das Tribunal der Vernunft ziehet, und mit den Aussprüchen derselben harmonisch findet? Gerade in solchen Fällen muß man am mißtrauischsten, und in der Prüfung am strengsten seyn, weil hier die Verblendung am leichtesten Eingang findet. Und sey auch alles das an sich Wahrheit,

was

was andere lehren oder gelehrt haben, so kann es nur dann für mich Wahrheit werden, wenn ich es durch Selbstthätigkeit der Vernunft zu meinem Geisteseigenthum mache, die fremde Wahrheit zu der meinigen erschaffe, und als mein Produkt begreife. Der menschliche Geist kann nur das begreifen, was er selbst für sich selbst producirt. Was andere für sich producirt haben, ist nur für sie, nicht für mich begreiflich. Soll es für mich begreiflich werden, so muß ich es gerade so produciren, wie jene es producirt haben. Wer andere, in denen sich die Vernunft ausgesprochen hat, verstehen will, muß sich vor allem selbst verstehen. Nur wer sich selbst verstehet, kann sicher seyn, daß er alle die auf das vollkommenste verstehen werde, die sich selbst verstehen. Auch hier ist absolute Einheit, die sich ihrem Wesen nach beschauet und erkennet, absolute Allheit, und umgekehrt. Wie kannst du in den Geist jenes tiefen Forschers, der sich in seinen Werken offen-

baret, eindringen? Nicht anders, als daß du diesen fremden Geist zu deinem eignen Geiste machest. Der Geist verstehet nur seine eignen Produkte. Wie kannst du den Geist der Natur außer dir gleichsam bannen, um ihn zu zwingen, die verborgenen Schätze der möglichen Erkenntnisse, welche in dem Reiche der Natur liegen, herauszugeben? Du mußt durch eine Idee, die durchaus nicht gegeben, sondern nur durch die Produktivität deines Geistes geschaffen werden kann, den Geist der Natur — ihre absolute Handlungsweise, die sie in allen Sphären des Seyns nur unter verschiedenen Modifikationen, welche letztere durch Experimente erforscht werden können, wiederholet — zu einem dir verwandten Geist machen, ihn für dich selbst produciren, und in dich selbst hineinziehen. Du wirst nur insofern jeden Wink der Natur verstehen, als du ihn zum Winke deines eignen Geistes gemacht hast. Wie kannst du wissen, daß diese oder jene vorgebliche Offenbarung

wirklich göttlich ist, oder nicht? Du mußt dich der Offenbarungen deiner eignen Vernunft bemächtigen, die Gottheit in ihr und durch sie sprechen lassen — denn außer dem Gebiete der Vernunft kann die Gottheit nicht sprechen —; dann wird dir das Göttliche, das in allen möglichen Offenbarungen liegt, mitten aus der Nacht des Aberglaubens hervorbrechend, entgegen strahlen, und du wirst mit untrüglicher Gewißheit erkennen können, in wiefern eine bestimmte Lehre göttlich ist, oder nicht. Es ist nichts göttlich, als das rein Vernünftige. Wer sich der reinen Vernunfterkenntniß bemächtigt hat, verstehet das Göttliche überall, wo es sich immer ausspricht. Nur der kann Offenbarungen verstehen, der selbst Offenbarungen geben kann, in dessen Geiste eine unerschöpfliche Quelle des Göttlichen, das er durch Vernunftanschauung von Angesicht zu Angesicht kennt, strömet.

Kein Zustand ist beseligender, als das Bewußtseyn, sich selbst durch die unbesiegbare Kraft der Vernunft aus dem tiefsten Abgrunde des Aberglaubens zu einer erhabenen Stuffe des Lichtreiches und der Geistesfreyheit emporgehoben, und sich gerade zum Gegentheile dessen, was man dem Andrange der äußeren Einflüsse zufolge hätte werden müssen, wenn man nicht durch absolute Kraft ihre Wirksamkeit vernichtet hätte, gebildet zu haben. Es ist das ein immerwährendes Geistesfest, dem gleich, das die aus dem Chaos hervorgegangene Natur durch einen ewigen Sabbath feyert. Die Sonne scheint über ihren Sieg, wodurch sie den gegen sie ankämpfenden, und sie verdunkelnden Nebel zu Boden geschlagen hat, und nun in ihrer ungehinderten Wirksamkeit Freude und Leben ausströmen kann, selbst entzückt zu seyn. Sie würde es in der That mit dem Hochgefühle ihrer Würde seyn, wenn sie von diesem Siege, wodurch die Schwerkraft vor ihr fliehend,

dem Mitternachtspunkte zueilt, wissen könnte. Die Vernunft ist die Selbstsonne des ganzen Universums; sie kann keinen Sieg erringen, ohne davon zu wissen. Das Bewußtseyn, über die ganze Natur, über alles, was sie nicht selbst ist, gesiegt, und aus der Schauernacht des Irrthums sich zum ewigen, nicht mehr zu trübenden Mittage erhoben zu haben, ist ein Triumph, über den es keinen giebt. Das ohnmächtige Toben des niedergestürzten, und daher ergrimmten Irrthumes, — sollte er auch die ganze Natur mit allen ihren fürchterlichen Kräften wider den freyen, und das Fest seiner Selbstbefreyung in einer Region, wohin keine Naturkraft reicht, feyernden Geist auffodern — erhöhet nur das entzückende Bewußtseyn des Triumphes. Ein solcher Geist, der über den, wie es schien, unbesiegbaren Irrthum gesiegt, und über den niedergestürzten Thron der fürchterlichsten Schauernacht sich selbst ein durchaus reines Lichtreich geschaffen hat, wird in dem

Hoch=

Hochgefühle dieses Sieges sich nicht auf der andern Seite zur Sklaverey des Lasters herabwürdigen. Nur für absolute Harmonie gestimmt, wird ihm der Widerspruch zwischen Wissen und Handeln unerträglich seyn. Ein bloß einseitiger Sieg wird ihm die schändlichste Niederlage seyn. Jeder noch so kleiner Verstoß wider die erkannte Pflicht, ja jedes Versehen aus Ueberraschung wird die ganze Energie seines Geistes in Bewegung setzen, um alle Saiten desselben wieder harmonisch zu stimmen. Nur der Mensch, der in Rücksicht auf das Wissen gegen alle Disharmonien des Geistes gleichgültig ist, der sich von jedem Eindruck als Instrument behandeln, und die Saiten seines Geistes immer durch fremde Hände stimmen läßt, wird auch in praktischer Rücksicht gegen jede Disharmonie der Handlungsweisen, indem er sich alle Momente anders stimmen läßt, gleichgültig seyn. Man sagt gewöhnlich von einem Menschen, der alle eigne Kraft des Selbst-

bestimmens aufgebend, sich von jedem nach Belieben stimmen läßt, er sey ein guter Mensch. Von einem solchen Menschen, der alle Menschenwürde verläugnet, sollte man vielmehr sagen, er sey ein gutes, brauchbares Thier. Denn er würdigt sich in der That selbst zum Thiere herab. Das ist ganz der Charakter, den das Mönchsthum seinen Zöglingen anzubilden strebt. Wer sich in diese Form des unbedingten Bestimmtwerdens gießen läßt, der heißt ein guter Religios, der wird zu allen Herrlichkeiten des Mönchshimmels bestimmt. Aber es ist offenbar, daß man in demselben Verhältniß ein schlechterer Mensch wird, als man ein vollkommnerer Mönch wird. Gerade der vollkommenste Mönch wird unter der Hand eines Obern, der seine Absichten listig zu verstecken weiß, sich zur Ausführung aller Bubenstücke, und Satansstreiche willig und blind mißbrauchen lassen. Denn es ist allgemein sanktionirter Grund-

satz

saß des Mönchthums, den man sogar zur geoffenbarten Wahrheit steigerte, daß blinder Gehorsam die höchste Pflicht eines Mönchs sey; daß unbedingt und ohne alle Prüfung den Mönchsobern gehorchen eben so viel sey, als Gott selbst gehorchen; daß folglich der Mönch, insofern er blind gehorchet, nie sündigen könne, auch dann nicht, wenn durch den Gehorsam der abscheulichste Satansplan des Obern, realisirt wird. Denn in diesem Falle habe bloß der Obere die Gräuelthat vor Gott zu verantworten. Der gemeine Mönch habe nicht bloß kein Recht, die Absichten des Obern bey einem auffallenden und bedenklichen Befehl zu untersuchen, sondern es sey vielmehr jede Prüfung, jeder Zweifel an der Güte des erhaltenen Befehles ein Verbrechen wider das Gelübd des Gehorsams. Gewöhnlich werden die ausgemachtesten Heuchler zu Obern gewählt, weil sie ihre Mitbrüder unter der Maske der Heiligkeit am geschicktesten zu täuschen wissen. Man

beden=

bedenke, was ein Heer von Mönchen, die sich von ihren Obern wie zahmes Vieh leiten und bestimmen lassen, für Unheil in einem Lande stiften können, wo die Macht der Mönchsobern von der Regierung nicht möglichst beschränkt, sondern vielmehr begünstigt wird. Auch die wachsamste Regierung wird durch alle möglichen Fesseln, die sie solchen gemeinschädlichen Instituten anlegen mag, es nicht verhindern können, daß im Geheim durch dieselben unaussprechlich viel Unheil gestiftet wird. Wer kann den Mönch z. B. im Beichtstuhle, und in andern Schlupfwinkeln, wo er seine Pestwaaren auskramt, und geltend zu machen weiß, belauern und beschränken?

Der Zeitpunkt ist da, wo man das Verderbliche dieses Standes immer heller und allgemeiner einsieht. Vielleicht trägt die Geschichte meines Klosterlebens vieles zur größeren Verbreitung und höheren Evidenz dieser Einsicht bey, welches ich, um der guten

ten Sache der Menschheit willen, von ganzem Herzen wünsche. Das Publikum wird hier Mönche ihre Satansrollen spielen sehen, die man beynahe allgemein, selbst unter den Protestanten, als Engel des Lichts verehrt, und die sich selbst Aufklärer des katholischen Deutschlandes nennen. Wenn nun selbst Mönche von diesem Schlage, oder die wenigstens sich den Ruhm einer aufgeklärten Denkart zu erschleichen wußten, einer Handlungsweise fähig sind, die jeden Edlen empören muß, was wird erst von Mönchen der noch roheren Art zu erwarten seyn? Das einzige Verbrechen, weßwegen ich seit 15 Jahren das Ziel ihrer niederträchtigsten Ränke- und Verfolgungssucht wurde, war, daß, nachdem ich die ersten sieben Jahre meines Klosterlebens mit Enthusiasmus der Mönchsheiligkeit nachjagte, und mich wie zahmes Vieh von ihnen leiten ließ, ich endlich die Heiligkeit ihrer auf Vertilgung aller Menschenwürde abzielenden Grundsätze zu bezweifeln anfing

und endlich nach der gewissenhaftesten, mehrere Jahre lang fortgesetzten Prüfung dieselben im Herzen vollkommen aufgab, ob ich mich gleich äußerlich nach der eingeführten Mönchsordnung betrug, um Niemanden Aergerniß zu geben; ja sogar entschlossen war, mich aus Patriotismus für das Kloster, in das mich jugendliche, von Mönchen erzeugte Schwärmerey getrieben hatte, aufzuopfern, und nun die Fesseln, die ich mit Recht und mit voller Gewissensberuhigung hätte abwerfen können, mit voller Einsicht und Freyheit mein Leben lange fortzutragen. Ich hatte dabey keine andere Absicht, als andern, nicht mir, zu nützen. Hätte die ergrimmte Rachsucht des Mönchsgeistes, der an mir ein auserlesenes Rüstzeug zu erhalten gehofft hatte, und sich endlich in dieser Erwartung getäuscht sah, nicht auch diese Absicht, mich selbst in den Klosterfesseln, die ich freywillig trug, gemeinnützig zu machen — das Einzige, was mich noch im Kloster festhalten konnte — zu vereiteln gewußt;

wußt: so würde es mir nie eingefallen seyn, mich in Freyheit zu setzen, und mir die Vortheile zu verschaffen, die ein freyer Mensch genießet. Ich weiß aus Erfahrung wie viel Selbstverläugnung dazu gehört, bloß um des Beßten anderer willen sehr drückende Fesseln zu tragen, die man außer dieser Rücksicht mit vollem Beyfalle des Gewissens abwerfen könnte; und wie noch weit schwerer die Entschließung ist, diese Sklaverey freywillig lebenslange sich gefallen zu lassen, bloß um andern zu dienen. Um diesen Zweck zu erreichen, machte ich als Schriftsteller, als Prediger, als Professor der Philosophie von den Grundsätzen, deren ich mich durch eine vieljährige Kritik meiner selbst bemächtigt hatte, und denen ich meine wieder erlangte Geistesruhe verdankte, nie einen Gebrauch, wodurch meine Glaubensgenossen, oder Ordensbrüder hätten geärgert werden können. Mit wahrer Spurhundsnase schlich der beleidigte Mönchsgeist allen meinen, noch so geheimen,

Schritten nach, um mich wenigstens der Ketzerey verdächtig zu machen, oder durch einen wirklichen Verketzerungsproceß mich außer aller Aktivität zu versetzen. Aber es gelang ihm diese Absicht auf keine Art. Ich war sogar, ungeachtet der Freyheit meiner Grundsätze, bis zu der Stunde, da ich Banz verließ, der beliebteste Volksprediger und Beichtvater. Das ist gewiß ein redender Beweis eines bescheidenen Betragens. Ich befolgte immer auf das gewissenhafteste die Maxime, daß der philosophische Volkslehrer sich der Fassungskraft und dem Grade der Kultur des Volkes, für das er lehrt, anpassen müsse. Ja ich hielt es sogar für gewissenlos, die philosophischen Ansichten der Religion und Moral dem Volke, das derselben ganz unempfänglich ist, und nothwendig geärgert wird, indem es aus Mißverstand Religion und Moralität überhaupt, als lästige Bürden, von sich zu werfen, leicht verleitet werden kann, oder, in Beziehung auf das andere

Ex=

Extrem, dem verderblichsten Aberglauben um so fester anhängt — vorzutragen. Und ich bin noch immer dieser festen Ueberzeugung.

Aber dieses bescheidene Betragen half mir nichts gegen die Mönchswuth. Ich war einmal im Verdacht, daß ich im Herzen das Joch des blinden Glaubens und Gehorsams abgeworfen, und mich eines in den Augen des Mönchsthums unverzeihlichen Verbrechens schuldig gemacht habe, des Verbrechens nämlich, in allem, was meine höchste Bestimmung betraf — selbst zu sehen. Ich will nun dem Publikum dieses Verbrechen beichten, und zwar, bey welcher Gelegenheit ich mich entschloß, dasselbe zu begehen, wie ich mit der Vollziehung den Anfang machte, und wie ich es endlich viele Jahre lang fortsetzte und vollendete. Da aber mit diesem Verbrechen nicht nur meine ganze Klostergeschichte, sondern auch die Geschichte meiner Jugend verwickelt ist, so will

ich auch von der letzteren so viel hier aufnehmen, als es nöthig ist, die ganze Größe jenes Verbrechens, und zwar nach allen seinen aggravirenden Momenten einzusehen. Die ganze Schrift wird daher in folgende drey Hauptabschnitte zerfallen. Der erste soll ganz kurz meine Jugendgeschichte, der zweyte die Geschichte meines Klosterlebens, und der dritte die Geschichte meines jetzigen, des Genusses der selbsterrungenen Freyheit sich erfreuenden, Lebens enthalten. In jeder dieser Perioden meines Lebens spielen die aufgeklärten Mönche zu Banz eine Rolle, die der verworfenste Mönchsgeist beklatschen muß. Das unpartheyische Publikum mag dann, wenn es diese Schrift gelesen hat, zwischen mir, und jenen Lichtfinsterlingen entscheiden.

Erster Hauptabschnitt.

Meine Jugendgeschichte.

Erstes Hauptstück.

Erste Bildung von Seiten meiner Eltern.

§. 1.

Charakter meiner Eltern.

Ich ward im Jahre 1758 zu Mürsbach im Itzgrunde, einer sehr fruchtbaren und romantischen Gegend zwischen Bamberg und Coburg gebohren, und erhielt den Namen

Jo=

Johannes in der Taufe. Meine Eltern trieben Ackerbau, Bäckerey und Schenkwirthschaft. Beyde waren von einem äußerst streng moralischen Charakter, den einzigen Punkt der religiösen Toleranz ausgenommen. Beyde waren in diesem Punkte durch Mönchsaberglauben verführt, dem heftigsten Ketzerhaß ergeben, und suchten auch diesen ihren Kindern gleichsam mit der Muttermilch einzuflößen.

Den einzigen Punkt der Intoleranz, und mancher anderer Zweige des religiösen Aberglaubens, wozu mein Vater von Mönchen und Pfaffen gebildet worden war, ausgenommen, hatte derselbe einen vortrefflichen Charakter. Ganz wider sein Verschulden durch eine große Schuldenlast niedergedrückt, arbeitete er bey einer ziemlich schwächlichen Gesundheit, rastlos, und genoß kaum eine dürftige Nachtruhe, bloß in der Absicht, damit keiner seiner Gläubiger den geringsten Schaden leiden, und er für seine

zahlreichen Kinder (es waren deren 11, wovon noch 10 am Leben sind) nicht nur auf rechtlichen Wegen Nahrung herbeyschaffen, sondern ihnen auch eine Erziehung geben möchte, wodurch sie einst nützliche Staatsbürger, und würdige Menschen werden könnten. Mein Vater hatte eben so viel Schulden, als Haus und Hof nach dem damaligen Preise der Güter werth waren. Und dennoch schlug er sich, selbst in den Jahren der großen Theuerung 1771 und 1772, mit seiner zahlreichen Familie sehr ehrenvoll durch. Er würde sich um der ganzen Welt willen keinen noch so geringen, und geheimen Betrug erlaubt haben. Er ermahnte seine Kinder bey jeder schicklichen Gelegenheit recht herzlich, ja keinem Menschen Unrecht zu thun, keinen im Handel und Wandel zu betrügen, oder auf irgend eine Art außer jenem Verhältnisse der gesellschaftlichen Thätigkeit Jemanden etwas zu rauben. Die geringsten Fehltritte dieser Art wurden so strenge, exemplarisch,

und klug bestrafet, daß dem Thäter wohl auf immer die Lust vergieng, so etwas zu wagen. Ich werde tiefer unter ein Beyspiel dieser Strenge, das an mir selbst statuirt wurde, anführen. Auch bey der Bedienung der Trinkgäste wurde sehr streng darauf gesehen, daß jeder sein volles Maaß bekam. Bey der Beckerey gab er demjenigen unter seinen Kindern, dem das Abwägen des Teiges aufgetragen war, den Befehl, lieber mit der Waage etwas zuzugeben, als zu karg zu wägen. Er mußte manchmal an gewissen Festtagen, besonders an den sogenannten Ablaßtagen, wo ein sehr zahlreicher Zuspruch in unser Haus kam, von andern Leuten Krüge borgen, weil sein Vorrath nicht reichte. Aber er schickte sie ungebraucht wieder zurück, wenn sie auch nur ein wenig zu klein waren, um das gehörige Maaß zu fassen. Ungeachtet seiner Armuth und drückenden Schuldenlast war er äußerst zum Wohlthun geneigt, und befriedigte diese edle Neigung auf eine sehr vernünf-

tige Art. Gegen Steigbettler, die arbeiten konnten, und die Betteley handwerksmäßig trieben, war er hart, und beynahe unerbittlich. Aber desto lieber, und reichlicher öffnete sich sein wohlthätiges Herz gegen Hausarme, und wahrhaft bedürftige Menschen, die sich nicht selbst helfen konnten. In den Jahren der Theurung that er wohl keine Bäcke Brodes, ohne einige Brode für bestimmte Hausarme mitzubacken, die er ihnen dann ganz heimlich gab, um sie nicht zu beschämen. Wenn ihm hier und da meine Mutter in dieser Rücksicht Gegenvorstellungen machte, und ihm seine vielen Kinder zu Gemüthe führte, so sagte er: „diese Menschen, denen ich Gutes thue, sind in der äußersten Noth. Wir sind für jetzt noch nicht in diesem Falle, und daher verpflichtet, ihnen beyzustehen. Kommen wir in diese Noth, so wird die Vorsehung durch gute Menschen auch für uns sorgen."

Sein Vertrauen auf die Wege der Vorsehung, wodurch sehr oft das, was für uns das größte Unglück zu seyn scheint, auf eine höchst unerwartete und überraschende Art die Quelle unseres Glückes wird, war unbegränzt. In der festen, unerschütterlichen Ueberzeugung, daß in Absicht auf diejenigen, die das Gute aufrichtig lieben, und Recht thun, alles zum Beßten ausschlagen müsse, konnte kein Unglück, keine Veranlassung zum Verdruß und Aeger, keine Last, die er zu tragen hatte, keine Besorgniß, seine Gemüthsruhe erschüttern. Ich habe unter gemeinen Leuten noch nie einen solchen festen Muth, verbunden mit dem zärtlichsten Herzen, angetroffen. Seine Gelassenheit und Gemüthsruhe, die er in allen Vorfällen behauptete, war keinesweges die Folge eines leichtsinnigen und gefühllosen Charakters. Er sah sehr scharfsinnig die Folgen gewisser Begebenheiten, die in seinem Wirkungskreise vorfielen, ein; und konnte sehr leicht selbst durch den Anblick des fremden

Elen-

Elendes bis zu Thränen gerührt werden. Aber seine Thränen flossen bey eignem und und fremden Elende, wie ein sanfter, wohlthätiger Regen des Frühlings ohne Sturm und Schauer, wodurch bloß Freude, Leben und Segen über die Erde verbreitet wird. Das Bewußtseyn einer durchgängigen guten Gesinnung, verbunden mit dem Vertrauen an die Vorsehung war die Sonne, die mitten aus der Schauernacht des Unglücks hervorbrechend, ihm stets entgegenstrahlte, und die belebende Hoffnung einer bessern Zukunft, und Trost und Muth in sein Herz goß. Wie in sich selbst gewurzelt wankte er nie, wenn auch alles um ihn her stürmte, und den Einsturz drohete.

Er hatte ein Erbauungs- und Gebethbuch, das vorzüglich dem Vertrauen und Glauben an die Vorsehung geweiht war. In diesem Buche war zwar ein großer Vorrath des religiösen Aberglaubens. Es enthielt z. B. Gebethe, wodurch man sich vor

ge-

gewissen Unglücksfällen zuverlässig bewahren könne. Aber mitten unter diesem Unkraut war auch guter Saame, dessen Früchte vorzüglich einen sehr wohlthätigen Einfluß auf das Herz meines Vaters äußerten. In diesem Buche bethete er täglich mit größter Innigkeit, so daß ihm gewöhnlich sanfte Thränen, die Frucht der Rührung, im Auge glänzten. Er wußte die Begebenheiten, die in der Nähe vorfielen, und die Thaten der Menschen, gute und böse, sehr gut zum Unterrichte seiner Kinder zu benutzen. Er war sehr aufmerksam auf die guten Handlungen seiner Mitbürger, und stellte sie im Kreise seiner Kinder zum Muster vor. Nur wenn böse Handlungen allgemein ruchbar geworden waren, wurden sie von ihm zu einer sehr lehrreichen Darstellung benützt. Doch maßte er sich dabey nie ein Urtheil über den innern Charakter der Menschen an, und warnte auch seine Kinder sehr nachdrücklich vor aller Verdammungssucht. Nur machte er in Rücksicht auf die sogenannten

Ke=

Ketzer eine Ausnahme. Daß diese ihre gottlosen Irrthümer einsehen könnten, wenn sie nur wollten; daß sie also bloß wegen ihres freywillig verstockten Sinnes ewig von Gott verworfen und verdammt wären, daran durfte nicht im geringsten gezweifelt werden. Er glaubte vielmehr fest, daß jeder Zweifel in diesem Punkte selbst schon Ketzerey und Gottlosigkeit wäre. Doch behauptete er, daß man den Ketzern, wie allen übrigen Menschen alles mögliche Gutes erweisen müsse. Dazu hielt er nicht nur seine Kinder streng an, so daß die geringste thätige Aeußerung der Feindseligkeit oder Unart auch nur gegen ein Kind, das einem Lutheraner zugehörte (in Mürsbach sind nämlich viele Einwohner lutherisch) nachdrücklich bestraft wurde; — sondern er ging hierin auch mit dem schönsten Beyspiele vor. Er schlug seinen Lutherischen Mitbürgern nicht nur keinen Dienst, um den sie ihn baten, und den er leisten konnte, ab, sondern kam sogar ihren Bitten zuvor. Man muß, sagte er,

er, diesen verführten Menschen noch mehr Gutes thun, als den Glaubensgenossen, weil sie ewig verdammt werden, die Katholiken aber selig werden können. Man muß jenen Unglücklichen also wenigstens dieses Leben, als ihren einzigen Himmel, so angenehm zu machen suchen, als es möglich ist. Er sagte dieses öfters mit einem so gerührten Herzen, daß er sich der Thränen nicht enthalten konnte. Denn er liebte die Menschen recht innig, und man sah ihm den Kampf seines guten Herzens mit dieser traurigen Vorstellung, die er, verführt durch Mönche und Pfaffen, für schlechthin nothwendig hielt, wenn man den wahren Glauben nicht verläugnen wolle — recht merklich an. Wie bereitwillig, wie freudig würde er eine Belehrung, die seinem guten Herzen entsprochen hätte, angenommen haben! Er betheuerte recht oft, daß er von Herzen wünsche, diese Lehre möchte falsch seyn. Aber sie könne durchaus nicht falsch seyn, weil sie von Gott geoffen=

bäret und von der unfehlbaren Kirche unter dem Verlust der ewigen Seligkeit zu glauben geboten wäre. Es sey daher schlechthin Pflicht, dieselbe zu glauben, so hart es auch unserm Herzen und Verstande ankomme. Gott, der nicht ungerecht seyn könne, müsse es am beßten wissen, wie es mit den Ketzern stehe. Er für sich sey überzeugt, Gott habe bloß aus der Absicht diese schreckliche Lehre geoffenbart, um uns, als guter Vater vor jedem Anscheine der Ketzerey, als der Ursache der ewigen Verdammniß, zu warnen. Gerade aus dem Grunde, weil Gott so nachdrücklich die Menschen vor aller Ketzerey gewarnet, und ihnen befohlen habe, der unfehlbaren, allein seligmachenden Kirche unbedingt zu glauben, seyen die Ketzer ohne alle Entschuldigung. Gott habe seine Offenbarung ganz gewiß nicht aus der Absicht gegeben, bloß um über die Menschen eine willkührliche Herrschaft zu behaupten, und sie, die er selbst für seine geliebten Kinder erkläre,

skla-

sklavisch zu behandeln, sondern nur sie über die schlechthin nothwendigen Mittel zur Seligkeit, die in der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes unveränderlich gegründet wären, und die eben so absoluten Ursachen der ewigen Verdammniß zu belehren. Die Wohlthat der Offenbarung sey daher gewiß der größte Beweis der Vaterliebe Gottes gegen die Menschen. Wenn nun jene Mittel zur Seligkeit und Ursachen der Verdammniß selbst durch Gott nicht verändert werden könnten (in sofern sie im Wesen Gottes ihren Grund hätten), so müßten sie auch von den Menschen, wenn die Offenbarung ihren Zweck erreichen sollte, gerade so verstanden werden, als sie Gott verstanden wissen wollte, und wie sie an sich wären. Da sie aber alle menschliche Vernunft weit überstiegen, so könnte der wahre Sinn derselben durch die bloß auf das Sinnliche beschränkte Vernunft auf keine Art erreicht werden. Der Privatgeist sey daher nothwendig in Absicht auf dieselben den gefährlichsten Miß-

ver-

verständnissen ausgesetzt. Das einzig mögliche Mittel also, den wahren Sinn der geoffenbarten Heilswahrheiten den Menschen beyzubringen, und unter ihnen zu erhalten, sey, selbst in den Augen der Vernunft, gerade dasjenige, dessen sich Gottt bedient habe — die Kirche, in sofern man darunter den römischen Papst in Vereinigung mit den Bischöfen verstehe, die Gott in Ansehung jener Wahrheiten mit der Gabe der Unfehlbarkeit ausgerüstet habe, sobald sie einmüthig irgend eine geoffenbarte Lehre erklärten, und den Sinn bestimmten. Anders könne es schlechterdings nicht seyn, wenn sich einmal Gott geoffenbart habe, und der Sinn der durch keine Vernunft erreichbaren Offenbarung nicht verlohren gehen solle. Nun sey es aber außer allem Zweifel, daß sich Gott wirklich geoffenbaret habe; also sey es auch gewiß, daß Gott das einzige mögliche Mittel, den Zweck der Offenbarung unter den Menschen zu erreichen, wirklich ergriffen und festgesetzt habe,

weil

weil sich Gott nicht widersprechen könne, welches offenbar der Fall sey, wenn man einen Zweck ohne das einzige mögliche, demselben entsprechende, Mittel realisiren wollte. Daß eine unfehlbare Kirche das einzig mögliche Mittel zur Erreichung jenes Zweckes sey, sey schon durch die Vernunft gewiß; aber Gott habe selbst diese Wahrheit geoffenbart; sie sey mit den deutlichsten Worten in dem neuen Testamente ausgesprochen. Die Ketzer seyen daher doppelt strafbar, erstens weil sie der Vernunft, und dann zweytens, weil sie Gott in seinen Offenbarungen, auf die sie sich doch immer beriefen, und sich einzig zu stützen vorgäben, nicht glaubten. Ihre Sünde sey also wahrhaft eine Sünde wider den heiligen Geist, der sich in der Vernunft und in der heiligen Schrift offenbarte, und eben daher vor Gott schlechthin unvergeblich, wenn sie nicht zum Mutterschoose der unfehlbaren, allein seligmachenden, römisch katholischen und apostolischen Kirche zurückkehrten. Man könne

durch=

durchaus Gott nicht zum Vater haben, wenn man diese Kirche nicht zur Mutter hätte. —

Auf diese Art räsonnirte mein Vater, und ich sehe nicht ein, was ein orthodoxer Protestant dagegen mit Grund einwenden könne. Der Protestantismus ist in der That aus Inkonsequenz des räsonnirenden Verstandes entstanden, und kann sich nur durch dieselbe Inkonsequenz erhalten. Man nimmt Prämissen an, die mit dem Katholicismus, dessen Fundamentallehre Unfehlbarkeit der Kirche ist, unzertrennlich verbunden sind. Die Vernunft wirkte bey der Entstehung und Fortdauer des Protestantismus bloß als Instinkt, und keinesweges mit vollkommener Selbstkenntniß. Der Protestantismus hat an sich Recht, daß er die Fesseln der Hierarchie verwirft; aber er hat nicht Recht in Beziehung auf die Prämissen, die er mit dem Katholicismus in Rücksicht auf Offenba-

barung überhaupt gemeinschaftlich aufstellt. Nach jenen Prämissen, die bloß ein Produkt des räsonnirenden und reflektirenden Verstandes sind, muß man schlechthin Katholik seyn, um sich nicht selbst zu widersprechen. Giebt man aber dem Vernunftinstinkt Gehör, so muß man Protestant seyn, und kann durchaus die Fesseln der Hierarchie nicht ertragen. Die Vernunft ist an sich frey, und strebt nothwendig auch in der Erscheinung nach Freyheit. Sie muß daher, sobald sie einen gewissen Grad der Kultur erreicht, die Fesseln zerreißen, womit sie menschliche Autorität in allem, was sie glauben und thun soll, festhalten will. Seyen diese Bande auch durch eine scheinbare Allmacht geschmiedet; sie werden ganz gewiß frühe oder spät durch die über alles, was sie nicht selbst ist, erhabene Kraft der Vernunft zerrissen. Die Vernunft kann nur sich selbst glauben, und darnach thun. Hat sich aber die Vernunft von den Fesseln des blinden Glaubens an kirchliche Autori-

tät losgerissen, so kommt eben so nothwendig ein Zeitpunkt, wo sie über die Principien des Verstandes, die sie auf das Gebiet des herrschenden Vernunftinstinkts mit hinüber trug, und über die Resultate des Vernunftinstinktes reflektirt. Sie findet sich bey dieser Reflexion in einen, nach dieser Ansicht, unauflöslichen Widerspruch verwickelt. Nach den Principien des Verstandes sollte der Protestant wieder zur Hierarchie zurückkehren, und sich freywillig in ihre Fesseln werfen. Nach dem Vernunftinstinkt, der auf einer gewissen Stuffe der wahren Vernunftdämmerung mächtiger ist, als alle Konsequenz des Verstandes, wird er auf dem errungenen Gebiete der Glaubens- und Gewissensfreyheit unwiderstehlich festgehalten. Das Herz, durch Vernunftinstinkt geleitet, empört sich auf das lebhafteste wider die Geistesklaverey, welche der Verstand in seiner ganzen Konsequenz absolut fodert. Das Herz siegt nothwendig über den Verstand durch die geheime Kraft der

Ver-

Vernunft, wodurch dasselbe beseelt ist. Dieser Zustand des mit Evidenz eingesehenen Widerspruchs ist dem Menschen schlechthin unerträglich. Er muß, durch seine Natur bestimmt, koste es auch, was es wolle, mit sich selbst in absolute Harmonie zu kommen streben. Dieses Streben wird immer lebendiger, in eben dem Verhältnisse, als die Einsicht jenes Widerspruches deutlicher, und durchschneidender wird. Unabläßlich strebend nach absoluter Einheit gelingt es endlich dem Menschen, sich der wahren Ansicht der Vernunft zu bemächtigen, sie selbst ihrem Wesen nach kennen zu lernen, und sich daher durch dieselbe, nicht mehr als bloßen Instinkt, der als solcher immer blind wirkt, leiten zu lassen, sondern sich, in sofern er demselben gleichsam Augen einsetzt, und ihn zur sich selbst sehenden Vernunft erhebt, durchaus selbst zu leiten. Nur auf diesem Standpunkte findet der Mensch absolute Harmonie und Ruhe mit sich selbst; hier ist er über alle Streitigkei-

ten

ten des Katholicismus, und Protestantismus, die, jeder auf seinem Standpunkte, nothwendig ewig mit einander in Haaren liegen, erhaben; hier verfolgt er nicht mehr mit dem Katholiken die Ketzer, und protestirt nicht mehr mit dem Protestanten wider den Glauben und die Handlungsweise des ersteren. Hier verläugnet er weder die Vernunft, um den Verstand geltend zu machen, wie der Katholik, noch den Verstand, um den Vernunftinstinkt zu befriedigen, wie der Protestant. Hier gehet ihm eine ganz neue Welt mit einer durchaus harmonischen Religionsansicht auf. Unbeweglich befestigt auf dem Indifferenzpunkt der sich selbst erkennenden Vernunft, ist ihm Religion das Heiligste, aber nicht gerade die Bestimmung der Religion, die im Katholicismus und Protestantismus herrschend ist. Aber wohlwissend, daß unter gewissen Umständen alle Menschen sich nicht zu dem höchsten Standpunkte der Vernunft erheben können, ehret er sowohl den Katholicismus, als Prote-

stantismus als nothwendige Volks-religionen, wodurch die Ansprüche der Vernunft so lange auf eine sinnliche Art vertreten werden, als der Mensch keiner höheren Ansicht fähig ist. Der Protestantismus ist bey einer gewissen höheren Stuffe der Kultur, die eine Nation erstiegen hat, unvermeidlich; so wie der Katholicismus auf einer tieferen Stuffe ebenfalls schlechthin nothwendig ist. Der Protestantismus herrscht unbesiegbar über den Katholicismus, so wie die Lichtkraft über die Schwerkraft herrscht. Es ist allgemeines Gesetz des ganzen Universums, daß die höher stehende Kraft über die tiefere die Oberhand behaupte. Katholicismus und Protestantismus sind anzusehen, wie Materie und Geist. Weit gefehlt also, daß der Protestantismus je zur Mutterkirche zurückkehren wird, wird vielmehr der Katholicismus früh oder spät den salto mortale über den ungeheuern Graben, der zwischen dem räsonnirenden Verstand, und dem Vernunftinstinkt liegt,

und der dem edelsten aller Wagehälse — Luthern — so meisterhaft gelungen ist, wagen. Aber das ist nicht das absolute Ziel der Menschheit. Der Vernunftinstinkt muß nicht bloß sehend werden, sondern sich in die vollkommenste Vernunfterkenntniß, die ihr Sehen selbst sieht, und dadurch sich mit absoluter Freyheit und Sicherheit selbst bestimmt, verwandeln. Nur hier wird der Verstand mit der Vernunft absolut Eins. Nur hier tritt die Weissagung Jesu ein, nach welcher einst nur Eine Heerde, und Ein Hirt seyn soll. Nur hier ist jedes Individuum die allgemeine Kirche der Vernunftwelt, und umgekehrt. Nur hier herrscht ein absoluter Friede mit sich selbst, und mit andern, den kein Sektengeist gewähren kann.

Diesen beseligenden Zustand gewährt die Philosophie im eigentlichsten Sinne, nämlich die vollkommene Vernunfterkenntniß, die von der bloßen Analytik des räsoni-

nirenden Verstandes himmelweit verschieden ist. Der Protestantismus strebt zunächst nach diesem Zustande; ist aber, in sofern er noch Protestantismus ist, noch nicht im Besitze desselben. Das Princip des Protestantismus, daß in allem, was die Bestimmung des Menschen betrifft, keine menschliche Autorität, sondern bloß eines jeden gewissenhafte Prüfung und Ueberzeugung entscheiden soll, ist rein vernünftig. Aber die Vernunft hat sich durch dieses Prinzip noch nicht vollständig ausgesprochen. Die Vernunft kann sich nur auf absolutes Wissen, das sie sich durch unmittelbare Selbstanschauung selbst verschaffet, stützen, und sich dadurch vollkommen beruhigen. Mit einem absoluten Selbstwissen kann keine Art von Autorität bestehen. Man glaubt hier nicht, weil es Gott oder die Menschen gesagt haben, ohne selbst einzusehen, wie das auf göttliche oder menschliche Autorität Gestützte an sich wahr sey; sondern man

ist

ist der Wahrheit auf eine untrügliche Art gewiß, weil man es aus der Vernunfterkenntniß selbst weiß, daß sie Wahrheit ist. Das Glauben überhaupt gehet hier in ein absolutes Wissen, die auf Autorität gestützte Wahrheit in unmittelbare Anschauung über. Ist das, was man vorher auf bloße Autorität geglaubt hat, an sich wahr, so hört es so wenig auf, durch die vollkommene Vernunfterkenntniß wahr zu seyn, daß es vielmehr dadurch unerschütterlich fest begründet wird. Wer auf irgend eine Autorität glaubt, sieht immer nur vermittelst eines fremden Auges, und kann nie wissen, ob er nicht durch einen Schein getäuscht werde, oder ob er das durch Autorität Vorgelegte und Bezeugte recht verstehe; wer sich zum absoluten Wissen erhebt, sieht durch das eigne Auge der Vernunft, das, in sofern es sich selbst und alles in sich selbst sieht, schlechhin untrüglich ist. Das ist der absolute Charakter der unmittelbaren Selbstanschauung der Vernunft. Religion,

Mora=

Moralität, und alles, woran die Würde und Beruhigung der Menschen hängt, ist in den Augen des Philosophen unerschütterlich fest begründet; denn er erkennt das Wesen davon durch unmittelbare Vernunftanschauung. So gewiß ihm die Vernunft ist, so gewiß haben vor ihm jene ehrwürdigen Gegenstände des Glaubens für den gemeinen Menschensinn auf der Stuffe des Katholicismus und Protestantismus an sich absolute Realität, obgleich nicht gerade die Realität, die in dem bloßen Glauben erscheint. Was der gemeine Menschensinn bloß glaubt, weiß der Philosoph. Was jener unter einem verkehrten Schattenrisse, der auf dem Reflexionspunkte in Rücksicht auf alle möglichen Gegenstände statt hat, erblickt, erkennt dieser seinem absoluten Wesen, und ursprünglichen Charakter nach, folglich durchaus unverfälscht durch die optische Täuschung der Reflexion. Der Philosoph erkennt mit höchster Evidenz alle die nothwendigen Täu-

schun-

schungen des räsonnirenden, und auf die Erscheinungen der Reflexion sich stützenden Verstandes; und da er zugleich weiß, daß kein Mensch sich zur absoluten Vernunftanschauung, unvermischt von den Verunstaltungen des Reflexionsvermögens, erheben kann, ohne vorher die Stuffen der tieferen Erkenntnißarten, die eigentlich immer nur im Glauben an irgend eine Autorität bestehen, durchwandert zu haben, so kann er gegen die unvollkommenere Ansicht solcher Menschen, die tiefer stehen, als er, unmöglich intolerant seyn. Er wird vielmehr jene Ansicht ehren, und durchaus unangetastet lassen, sobald und so oft er es mit Menschen zu thun hat, von denen er weiß, daß sie nach dem Grade der Kultur, der ihnen eigen ist, für jetzt durchaus unfähig sind, sich zur höchsten Vernunftansicht zu erheben. Aber weder der Katholicismus, noch der Protestantismus — zwey Ansichten, die noch auf dem Reflexionspunkte haften — wird so tolerant gegen den Philosophen seyn. Beyde

wer-

werden nach ihrer Ansicht glauben, daß der Philosoph darauf ausgehe, alles zu vernichten, was dem Menschen ehrwürdig ist. Sie werden daher nothwendig intolerant seyn. Der ächte Katholik ist seiner Natur nach im höchsten Grade intolerant, der Protestant, da er sich der Vernunftansicht mehr nähert, ist in eben dem Verhältniß minder intolerant, als er sich über den Katholiken erhebt, und dem Vernunftreiche näher kommt. Der Protestant wird den Katholiken nicht verfolgen, sondern bemitleiden; aber er wird nothwendig seinen Glaubensgenossen, der höher stehet, als er, und noch mehr den Philosophen verfolgen. Die Intoleranz gehet nie auf die tieferen Stuffen zurück, sondern zielt nur auf die höheren. Da nun der Katholik tiefer stehet, als der Protestant, so wird er nothwendig seine Verfolgungssucht gegen den Protestanten kehren. Je orthodoxer der Katholik ist, desto verfolgungssüchtiger wird er seyn. Vorzüglich aber wird die Verfolgungssucht den

höchsten Grad erreichen, wenn ein Katholik der allein seligmachenden Kirche Abschied giebt, weil man voraussetzt, daß hier lauter Bosheit des Herzens im Spiele sey, und daß der Apostat bey voller Erkenntniß des Irrthumes sich dennoch äußerlich zu demselben bekenne, bloß um gewisse schändliche Leidenschaften zu befriedigen. Man glaubt, daß ein solcher der erkannten Wahrheit Hohn spreche, um ihr Hohn zu sprechen, welches freylich die höchste Stuffe der Verworfenheit, und im eigentlichsten Sinne satanische Bosheit ist. Die Verfolgungssucht wird um so ergrimmter seyn, wenn der Mann, der sich dem Schoose der katholischen Kirche entreißt, ein Gelehrter von großen Talenten, und Einsichten ist. Denn hier setzt man erstens ganz unbezweifelbar voraus, daß ein solcher Mensch mit offenen Augen, mit der vollkommensten Erkenntniß der Wahrheit sich für den Irrthum erkläre; zweytens, daß er, nicht zufrieden, sich selbst muthwillig in das ewige Verderben

ben zu stürzen, auch, wie ein wahrer Satan in Menschengestalt, darauf ausgehe, andere mit sich in den Abgrund hinabzuziehen, theils dadurch, daß er sie durch den Mißbrauch seines Verstandes in dem Irrthume bestätigt, theils zum Irrthume verführt.

Da nun mein Vater mit ganzer Seele an dem katholischen Glauben hing, und dem Ansehen seiner Kirche, nicht bloß den wesentlichen, sondern auch zufälligen Bestimmungen nach, blind folgte und doch ein sehr menschenfreundliches Herz hatte, so sprach er -- von Nichts mit größerer Wehmuth, als von dem schrecklichen Unheil, das Luther unter den Menschen angerichtet habe. Der Gedanke, der für ihn absolute Gewißheit hatte, der Gedanke nämlich, daß so viele Millionen Menschen, durch diesen Erzketzer verführt, täglich der Hölle zueilten, unter denen selbst viele an sich sehr gute, ja oft exemplarische Menschen wären, war ihm unerträglich, und hatte sich doch in seinem

Geiste fixirt. Mit den gebohrnen Protestanten hatte er noch Mitleid, besonders mit denen, die aus dem gemeinen Stande sind. Daß Gott auch diese Menschen, und besonders die Rechtschaffenen unter denselben verdammen könne, das gehörte nach seiner Vorstellungsart unter die unbegreiflichsten Geheimnisse des katholischen Glaubens, in Betreff welcher man den Verstand schlechthin gefangen geben, und den Finger auf den Mund legen müsse. Aber gegen diejenigen, die, wie er voraussetzte, mit der vollkommensten Erkenntniß der Wahrheit dennoch den verderblichsten Irrthum geltend zu machen suchten, hegte er nichts, als den gränzenlosesten Haß und Abscheu. Er bedauerte nichts mehr, als daß man Luthern nicht gleich anfangs auf dem Scheiterhaufen nach Recht und Gebühr verbrannt hätte; er glaubte, diese Nachlässigkeit sey eine Sünde, welche diejenigen nie würden abbüßen können, die sie begangen hätten. Ich habe immer bemerkt, daß gerade die

Men-

Menschen, denen das menschenfreundlichste Herz zu Theil geworden war, wenn sie von Fanatismus angesteckt waren, die Intoleranz bis zur Raserey trieben. In diesem Falle war mein Vater. Mit tief gerührtem Herzen gegen Luthern, als Menschen, würde er gegen ihn als Ketzer, wenn er zur Zeit der Reformation gelebt hätte, freudig die Mordfackel ergriffen, und den für ihn bestimmten Scheiterhaufen angezündet haben. Beynahe denselben Haß hegte er gegen die protestantischen Prediger, von denen er ebenfalls glaubte, daß sie den Irrthum einsähen, und bloß wegen des erbärmlichen Genusses einiger zeitlichen Vortheile durch eine satanische Vertheidigung und Verbreitung des Irrthums sich und andere in die ewige Verdammniß stürzten. Wenn ihm ein solcher Mensch begegnete, so wandte er seinen flammenden Blick weg, ohne den gegebenen Gruß zu erwiedern. „Man muß, sagte er, dem Satan die Ehre nicht erweisen, daß man ihn ansieht.“

Aber wenn er hörte, daß ein katholischer Geistlicher zum Lutherthum übergetreten sey, so war sein Abscheu und seine Rachsucht noch weit größer. Wer den Geist des Katholicismus kennt, wer bedenkt, daß der gemeine Katholik von der zartesten Jugend an belehrt, und als untrüglichen Glaubensartikel festzuhalten verleitet werde, daß nothwendig jeder Ketzer verdammt sey, der wird sich gar nicht wundern, daß die Intoleranz gerade bey den Menschen, die das vortrefflichste Herz haben, und denen Religion, Moralität und Menschenwohl über alles heilig ist, den höchsten Grad erreiche.

Mein Vater wünschte nichts mehr, als daß er studirt haben möchte, und geistlich geworden wäre. Er würde, sagte er, mit Freuden in der ganzen Welt herumwandern, um die Ketzer und Ungläubigen zu bekehren. Eine einzige Seele aus der ewigen Verdammniß erretten, das war ihm Seligkeit

über

über alle Seligkeit. Er that indessen, was er glaubte in seinem Stande thun zu können. Er las sehr fleißig allerley Bücher, die er sich angekauft hatte. Er freute sich immer auf die Sonn- und Feyertage, weil er da seiner Lesesucht Genüge leisten konnte. Aber das schlimmste war nur, daß er gerade die abergläubischsten Bücher aufsuchte, und las. Die Bücher von Martin Kochem, besonders seine abentheuerlichen Legenden, hatte er beynahe alle. Diese verschlang er gleichsam. Aber die Bibel mochte er nicht lesen, weil er glaubte, daß das Lesen der Biebel zur Ketzerey führe. Die beständige Lektüre solcher Bücher, die von dem rohesten Aberglauben aller Art strotzten, unterhielt die unheilige Flamme seines Ketzerhasses beständig, und entzündete sie immer mehr. Doch ließ er sich mit seinen protestantischen Mitbürgern in keine Glaubensstreitigkeiten ein, und warnte auch seine Kinder davor. Ueberzeugt, daß das Ketzerbekehren bloß den Geistlichen zukomme,

weil sie Gelegenheit, Muse, und den Beruf hätten, sich mit den Religionsgründen der katholischen Kirche vertraut zu machen, glaubte er zugleich, daß es eine Verwegenheit sey, wenn sich ein gemeiner Mann dieses Geschäft anmaßen wolle, weil er aus Mangel der nöthigen Erkenntnisse die Sache leicht verschlimmern, und die katholische Lehre der Verachtung preis geben könnte. Gegen die Geistlichen, bis zu dem erbärmlichsten Bettelmönch herab, hatte er eine unbegränzte Hochachtung, weil er sie als Werkzeuge ansah, deren sich Gott bediene, die Rechtgläubigen zur ewigen Seligkeit zu führen, und die Ketzer zu bekehren. Er wünschte sich daher vorzüglich aus dem Grunde, viel Vermögen zu besitzen, um alle seine Söhne studiren zu lassen, und dem geistlichen Stande zu widmen. Obgleich ganz außer Stand gesetzt, auch nur für einen einzigen seiner Söhne die Unkosten, die zum Studiren erfodert werden, zu bestreiten, gab er doch die Hoffnung nicht auf,

daß

daß die Vorsehung solche Umstände herbeyführen würde, unter welchen sein heißer Wunsch realisirt werden könnte. Er sprach mit Entzücken von dem hohen Glücke, das er erwartete, von dem Glücke nämlich, einen seiner Söhne geistlich zu sehen. Da er mich vorzüglich liebte, indem er an mir die Anlagen bemerkt zu haben schien, die mich zum geistlichen Stand, und vorzüglich zur Bekehrung der Ketzer geschickt machen könnten, so hatte er mich von den zartesten Jahren an zu diesem Stande bestimmt. Zu diesem Ende suchte er mich auch mit dieser hohen Bestimmung bekannt zu machen, und einige entfernte Anstalten zu treffen. Er kaufte einige lateinische Bücher, damit ich einstweilen lateinisch lesen und schreiben lernen möchte. Auch mußte ich schon in dem sechsten Jahre anfangen Musik zu lernen, und die gelernten Arien in der Kirche absingen. Wenn ich in der Kirche sang, so weinte er vor Freude. Sobald ich lesen gelernt hatte, welches schon zu Anfang meines fünften

ten

ten Lebensjahres geschah, gab er mir seine schönen Bücher zu lesen. Er gab mir anfangs seine Heiligenlegenden von Kochem, die nebst den Auswüchsen des rohesten Aberglaubens aller Art noch mit den abentheuerlichsten Erdichtungen angefüllt sind. Meine äußerst lebhafte Phantasie fand hier die angenehmste Nahrung; und ich wurde so sehr in diese Bücher verliebt, daß ich an Sonn- und Feyertagen nicht aus dem Hause zu bringen war, und mich einzig durch dieses Lesen belustigte. Ich freuete mich die ganze Woche hindurch schon mit regster Begierde auf diese Seelenweide. In dem sechsten Jahre hatte ich schon alle Historienbücher meines Vaters nicht nur gelesen, sondern ich wußte die meisten, noch so abentheuerlich verwickelten Geschichten bis auf die kleinsten Umstände andern zu erzählen. In diesen Geschichten wird nun sehr oft erzählet, wie der Teufel lebendig einen Ketzer geholt, und in die Hölle geschleppt habe. Darüber freuete ich mich denn recht herzlich. Besonders aber

Bayerische Staatsbibliothek München

entzückte mich die Geschichte der Höllenfarth Luthers. Mein Vater war über meine Lesesucht äußerst erfreut, weil er sie als Bedingung zu einem künftigen gelehrten Manne ansah. Eine andere Angelegenheit, die er hatte, war die, daß er mir zum Beten einen herrschenden Hang beybrachte, welches ihm ebenfalls sehr gut gelang. Eine dritte Haupttugend, die er zwar von allen seinen Kindern, aber von mir in einem vorzüglichen Grade foderte, war rastlose Arbeitsamkeit und Thätigkeit. Er mochte bemerkt haben, daß sehr viele Geistliche ihr Leben in träger Ruhe und im Wohlleben dahin träumten. Er machte sich aber von einem Ketzerbekehrer viel zu hohe Begriffe, als daß er sich vorstellen konnte, derselbe könne bey einem müßigen Leben seinem Berufe Genüge leisten. Er schloß ganz richtig, daß wenn dem Menschen in der Kindheit rastlose Thätigkeit in irgend einem Geschäfte zum Bedürfnisse geworden sey, derselbe auch, wenn er sich dem Studiren widme, denselben

Geist

Bayerische Staatsbibliothek München

Geist der Thätigkeit auf das Feld der Wissenschaften mit hinüber nehmen, und in diesem Stande sich vorzüglich auszeichnen werde. Auch zur Wohlthätigkeit suchte er mein ohnehin von Natur sehr theilnehmendes Herz auf alle mögliche Art zu stimmen. Er gab mir daher gewöhnlich die Allmosen an die wahrhaft Bedürftigen zu vertheilen, die vor seiner Thüre erschienen. Nichts konnte ihn an einem katholischen Geistlichen mehr ärgern, als Geiz. Es lebte damals zu Mürsbach ein Pfarr, der ein Muster eines uneigennützigen, und wohlthätigen Mannes war. Auf diesen Mann machte er mich vorzüglich aufmerksam. Dieser Pfarr war auch ein großer Kinderfreund. Als Kind ging ich beynahe täglich zu ihm; der edle Mann ließ sich zu allen meinen kindischen Launen herab, und fesselte mich ganz an sich. Er beschenkte mich nicht bloß immer, sondern ich war auch Zeuge, daß beynahe Niemand zu ihm kam, ohne daß er ihm Gutes that. Er lebte für sich sehr fru-

gal; aber andern Menschen stund alles zu Diensten, was er im Hause hatte. Was die Hausarmen im Dorfe betraf, so überraschte er sie oft auf eine sehr menschenfreundliche Art, indem er ihnen die beßten Speisen und Getränke, die er im Hause hatte, zur Erquickung zuschickte. Seine reiche Pfarrey, die ihm jährlich bis 1000 Thaler trug, setzte ihn in den Stand, seine edle Neigung zum Wohlthun in einem hohen Grade zu befriedigen. Er war bis 36 Jahre zu Mürsbach Pfarr, und hatte dennoch nichts erspart. Er wurde endlich in seinem hohen Alter unter dem Vorwande, daß er seinem Amte nicht mehr vorstehen könne, vertrieben, und bekam eine kärgliche Frühemesser = Stelle zu Haßfurt in Franken. Er zog als ein armer Mann fort, und verschenkte noch beym Abzuge an diejenigen Einwohner zu Mürsbach, die er am meisten schätzte und liebte, seine beßten Hausgeräthschaften. Denn er sagte, daß er seinen nahen Tod voraussehe, und in der

Ewig=

Ewigkeit nichts mehr bedürfe. Dieser Menschenfreund, dessen Haus ich von meinem dritten Jahre an beynahe täglich besuchte, und der mich wie ein Vater liebte, machte einen tiefen Eindruck auf mich. Mein Vater wußte mir sein Beyspiel recht lehrreich zu machen. „So ein Geistlicher mußt du einst werden," rief er mir öfters zu, wenn er mich mit seinen menschenfreundlichen Handlungen unterhielt. Dieser Pfarr gab mir mitten unter den Spielen der Kindheit, an denen er, wenn ich zu ihm kam, recht herzlichen Theil nahm, den ersten Religionsunterricht, der ganz nach dem Wunsche meines Vaters beschaffen war. Auch bey ihm gehörte es unter die ersten Lehren der Religion, daß die Ketzer verdammt wären. Er ermahnte mich daher recht nachdrücklich, und oft, daß ich ja mit Kindern der Ketzer nicht viel Umgang pflegen möchte, um nicht von dem Ketzergift angesteckt zu werden. Aber in Rücksicht auf das praktische Leben war er ganz so gesinnt, wie mein

Vater, und behauptete, man müsse den Ketzern, wie den Rechtgläubigen ohne allen Unterschied Gutes thun. Er ging hierin allen seinen Pfarrkindern mit dem schönsten Beyspiele vor. Er bewies sich bey jeder Gelegenheit äußerst wohlthätig gegen die protestantischen Einwohner zu Mürsbach, und wurde von diesen nicht minder, als von seinen katholischen Pfarrkindern, geschätzt und geliebt. Dieser Mann war vorzüglich recht sehr erfreut, wenn ich ihm Legenden der Heiligen erzählte. Ich foderte ihn gewöhnlich auch auf, mir etwas von den Heiligen zu erzählen. Er hatte einen außerordentlichen Vorrath von diesen Erzählungen im Kopfe. Selbst Menschenfreund im hohen Grade schien er jedoch für diejenigen am meisten Geschmack zu haben, in denen schöne, und heroische Züge der Menschenliebe, wenn sie gleich ins Uebertriebene ausarteten, vorkamen. Diese Geschichten erzählte er mir gewöhnlich, und wußte die menschenfreundlichen Handlungen

so eindringlich für mein Herz zu erzählen, daß die heilige Flamme der Humanität immer mehr in mir aufloderte. Oft entzog ich mir die Semmel — das größte und seltenste Geschenk, das mein Vater seinen Kindern machte — die mir mein Vater gegeben hatte, und gab sie einem alten Greisen, der vor die Thüre meines Vaters kam. Ich wurde selbst recht herzlich im Geiste erquickt, wenn ich sah, daß der Arme mit diesem Opfer der Menschenliebe seinen Körper erquickte. Es ergriff mich dabey eine Art von Begeisterung, und es zitterte eine Ahnung von einem himmlischen Genusse durch mein Innerstes. Je öfter ich dergleichen Handlungen wiederholte, desto mehr verstärkte sich dieses selige Vergnügen, desto lebhafter und dringender wurde gleichsam der Hunger darnach. Selige Stunden dieser Kindheit, die ich der Bildung meines guten Vaters, und jenes menschenfreundlichen Geistlichen zu verdanken hatte, noch immer stehet ihr, wie die schönsten Grazien meines

Lebens, vor mir, und ergießet Entzücken in meine Seele!

§. 2.

Einfluß, den der Charakter und die Erziehung von Seiten meines Vaters auf meine Geistesbildung hatte.

Die Natur schien mich gerade mit solchen Geistesanlagen ausgerüstet zu haben, daß die Erziehungsmethode, deren sich mein Vater gegen mich bediente, verbunden mit seinem lebendigen Beyspiele, die Wirkungen, die er beabsichtigte, in vollem Maaße hervorbringen mußte. Ein äußerst zärtliches, empfindsames Herz, und ein lebendiger, mit schöpferischer Phantasie beflügelter Geist, waren die Grundzüge meines Charakters. Aber eben darum fand auch religiöse Schwärmerey aller Art in mir leichten und offenen Eingang. Was die intolerante Denkart meines Vaters gegen die Lutheraner

ner betraf, die er mir schon in den zartesten Jahren der Kindheit einzuflößen suchte, so empörte sich mein Herz anfangs mit Heftigkeit dagegen. Ich wollte es durchaus nicht glauben, daß alle Ketzer ohne Unterschied ewig verdammt wären. Es waren in Würsbach einige recht exemplarisch gute Menschen unter den Lutheranern, besonders aber eine Schenkswirthinn, die ein Muster von Rechtschaffenheit und Wohlthätigkeit war, und die von allen Katholiken allgemein geschätzt und geliebt wurde. Sie besaß sehr große Geschicklichkeit, durch Ueberschläge von Kräutern und Pflastern, die sie selbst machte, Wunden zu behandeln. Sie machte recht glückliche Kuren. Sie war aber dabey weit von aller Quacksalberey, und einem den Quacksalbern gewöhnlichen Eigendünkel entfernt. Sobald sie merkte, daß ihre Kenntnisse zur Hebung des Uebels nicht zureichten, drang sie darauf, daß ein Arzt herbey gerufen wurde. Sie diente ohne allen Unterschied allen Menschen mit

der

der größten Uneigennützigkeit. Besonders aber fanden die Armen an ihr die gütigste Pflegemutter. Sie gab ihnen bey der Heilung ihrer Leibesschäden nicht nur ihre Heilmittel umsonst, sondern schickte ihnen auch sehr oft, wenn sie zu dürftig waren, die Speisen zu, die sie für sie in ihren Umständen am dienlichsten hielt. Auch von den Bemittelten nahm sie nie mehr, als die Unkosten, die sie selbst für die Verfertigung ihrer Heilmittel aufgewendet hatte, betrugen. Daß ihre Kenntnisse nicht gemein waren, davon mag folgende Begebenheit ein Beweis seyn. Ein reicher Edelmann in der Nähe, der aus der Familie von Rotenhan zu Rentweinsdorf war, wurde einst sehr gefährlich durch ein Versehen auf der Jagd in den Fuß geschossen. Es wurden die berühmtesten Wundärzte herbeygerufen. Diese Herren glaubten aber allgemein, daß der Fuß nicht geheilt werden könnte, sondern abgelöset werden müßte, wenn der Edelmann mit dem Leben davon

kom=

kommen wollte. Dieser Herr wollte sich aber nicht dazu verstehen; er war Officier in Hannöverischen Diensten, und wünschte, seinen Fuß zu erhalten. Er ließ daher diese Wirthinn kommen, und fragte sie, ob sie sich getraue, den Fuß zu kuriren. Er wollte sichs gerne gefallen lassen, wenn er auch ein Schnappbein davon trüge, wenn nur der Fuß nicht abgelöst werden müßte. Sie untersuchte die Wunde, und versprach gleich mit Zuversicht, daß sie den Fuß wieder heilen wolle; in einigen Tagen würde sie auch im Stande seyn, zu bestimmen, ob der Fuß ohne allen Schaden zu heilen sey, so daß der Herr durchaus gerade gehen könne. Ihre Kur schlug so gut an, daß sie nach einigen Tagen auch die Versicherung gab, es würde gar keine Spur des Uebels zurückbleiben. Es traf auch ein. Der Herr von Rotenhan wurde so glücklich kurirt, daß er durchaus gerade gehen konnte, und auch keine andere Ungemächlichkeit mehr merkte. Diese Frau nun, weil mich die schönen

Handlungen der Menschenliebe vorzüglich entzückten, hatte ich ins Auge gefaßt, und der Behauptung meines Vaters, daß alle Ketzer ohne Unterschied verdammt wären, entgegengestellt. Mein Vater fand sich in der That durch dieses Muster der ungeheuchelten Tugend betroffen, und nahm eine solche Wendung, daß er zwar diese Frau mit Schonung behandelte, aber dennoch seine Behauptung geltend zu machen suchte. Er sagte nämlich, er glaube ganz gewiß, daß Gott diese Frau noch erleuchten würde, sollte es auch auf ihrem Sterbebette seyn, so daß sie den Irrthum der Ketzerey erkennen, und zu dem Schoose der alleinseligmachenden Kirche zurückkehren würde. Dieses Beyspiel veranlaßte ihn zu einer sehr menschenfreundlichen Milderung seiner Behauptung von der nothwendigen Verdammniß der Ketzer. Er sagte nämlich, daß die Ketzer bloß verdammt wären, w e n n sie in der Ketzerey stürben. Aber es könne Niemand wissen, wann dieses der Fall sey. Es

könnte seyn, daß Gott diejenigen Ketzer, die nach ihrer Einsicht rechtschaffen lebten, noch in den letzten Augenblicken ihres Lebens zum wahren Glauben bekehre, ohne daß sie ihren Glauben äußerlich bekennen könnten, und daß folglich von ihrer geheimen Bekehrung Niemand etwas wüßte. Daher dürfe man auch von keinem einzigen Ketzer sagen, er sey unbedingt verdammt, sondern nur unter der Bedingung, wenn er in der Ketzerey sterbe. Einst starb ein protestantisches Mädchen des Dorfes, das zwar bis 6 Jahre älter war, als ich, aber sehr oft an meinen kindischen Spielen Theil genommen, und mir viel Gutes gethan hatte. Ich war sehr bekümmert wegen ihrer Seligkeit, weil ich sie sehr lieb hatte. Ich fragte meinen Vater, ob auch dieses gute Mädchen verdammt sey. Ja, sagte er, ohne allen Zweifel, wenn sie in der Ketzerey gestorben ist. Aber sie war noch zu jung, erwiederte ich, als daß sie den Irrthum hätte einsehen können. Sie

wurde

wurde von ihren Eltern gerade so unterrichtet, daß der lutherische Glaube der wahre sey, als man mich belehrt, daß die katholische Kirche die einzig wahre sey. Naseweiser Junge! sagte mein Vater erbittert, willst du klüger seyn als die ganze kathotische Kirche, die von jeher einmüthig gelehrt hat, daß nothwendig alle Ketzer verdammt seyen, klüger, als Gott, der diese schreckliche Wahrheit gelehrt, und in der heiligen Schrift geoffenbaret hat, wo es mit dürren Worten heißt: Wer glaubt und getauft ist, wird selig; wer aber nicht glaubt, wird verdammt, ja der ist schon gerichtet, eben darum, weil er nicht glaubt. Und wiederum: Wer die Kirche nicht hört, der sey wie ein Heide und Publikan, das heißt, wie ein von Gott verworfener. Wäre dieses Mädchen, setzte er hinzu, nur ein viertel Jahr eher gestorben, so wäre sie ganz gewiß selig geworden. Allein da sie vor einem viertel Jahre das

erstemal von ihrem Pfaffen den unheiligen Brocken genommen hat, bey welcher Gelegenheit sie sich öffentlich zur Ketzerey bekennte, so ist sie so gewiß verdammt, wenn sie nicht in den letzten Augenblicken ihre Ketzerey verabscheuet hat, und im Geiste zur katholischen Kirche übergetreten ist, als weder Gott, noch seine unfehlbare Kirche lügen kann. Als ich noch immer bedenklich zu seyn schien, sagte endlich mein Vater: Das mußt du durchaus glauben, wenn du nicht selbst ewig verdammt seyn willst. Willst du vielleicht auch Ketzer werden? Bist du schon vom Ketzergifte angesteckt? Das sind die Folgen, wenn man mit Ketzern zu vertraut umgehet. Wärest du mit diesem Mädchen nicht zu vertraut geworden, so würdest du nicht an diesem Hauptartikel des katholischen Glaubens zweifeln, welches eine große Sünde ist, die du beichten und bereuen mußt, sobald du das erstemal zur Beichte gehest. Aber gut, ich will dir hinführo besser aufsehen: sobald ich wieder

eine

eine solche Kameradschaft mit einem Ketzer-kinde bemerke, sollst du gewiß derbe Prügel bekommen — Du Ketzer! Ich schwieg, nahm mir aber vor, meinen Zweifel dem Herrn Pfarr vorzutragen. Ich that's, und bekam — denselben Bescheid. Als ich das erstemal zur Beichte ging, welches in meinem siebenten Jahre schon geschah, erinnerte mich mein Vater ausdrücklich an die schreckliche Sünde, die ich begangen hätte. Zitternd beichtete ich dieselbe dem Kaplan des Dorfes, der damals die Beichten der Kinder abnahm. Aber Gott! wie donnerte dieser Mann gegen mich los! wie wurde mir die Hölle so heiß gemacht! Ich erweckte mit Thränen die vorgeschriebene Formel der Reue, und versprach recht ernstlich und aufrichtig, ja nicht mehr daran zu zweifeln, daß alle Ketzer des Teufels wären. Er gab mir zur Buße auf, daß ich öfter eine gewisse Formel, worin der katholische Glaube ausgedrückt ist, beten sollte, und rieth mir hinführo, mich daran zu gewöhnen, zu

bestimmten Zeiten des Tages, z. B. so oft ich die Uhr schlagen hörte, den Akt des Glaubens, wodurch man sich ermuntert, alles blind zu glauben, was die katholische Kirche lehrt, und alle Ketzereyen verabscheut, im Herzen zu erwecken. Dies that ich auch, und gewöhnte mich in kurzer Zeit so sehr an Ketzerhaß, daß mir die Namen Ketzer, Lutheraner und Teufel Eins wurden. Diese menschenfeindliche Empfindung wurde in der Folge so verstärkt und fixirt, daß sich auch dann noch, als ich mit voller Ueberzeugung den liberaleren Geist des Protestantismus lieb gewonnen hatte, mit diesem Namen ein unwillkührlicher Abscheu mir aufdrang. Wie wahr ist's, was der Dichter sagt: *quo semel est imbuta recens, servabit odorem testa diu!* — Aber noch ehe ich zur Beichte ging, wagte ich es noch einmal, meinem Vater über diesen Punkt einen Einwurf zu machen. Ich ging einst mit ihm nach Lahm, einem schönen, gegen Coburg zu gelegenen

Dorfe, das ganz Lutherisch ist. Mich machte die hier schwelgende Fruchtbarkeit auf den Wiesen und auf der Flur aufmerksam. Ich sagte daher zu meinem Vater: Wie ists möglich, daß der liebe Gott die Lutheraner so sehr hasset, daß er sie ewig verdammt, und sie doch noch reichlicher segnet, als die Katholiken, die seine wahren Kinder seyn sollen? Gerade, antwortete mein Vater hastig, weil der liebe Gott, der jedem Menschen gern Gutes thut, die Lutheraner ewig verdammen muß, wegen seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit, die sich mit der Ketzerey durchaus nicht vertragen kann, so segnet er sie wenigstens zeitlich. Sie haben ihren Himmel auf dieser Welt, Darum wächst alles bey ihnen besser als bey uns. Auf diese Art wurde in den zartesten Jahren mein sehr empfindsames, ganz zur Menschenliebe gestimmtes Herz, mit Ketzerhaß vergiftet. Nach meiner ersten Beichte gab ich mir selbst recht viele Mühe, diese unheilige Flamme immer mehr anzufachen,

und jeden Zweifel, der mir in diesem Punkte einfiel, sogleich als eine teuflische Versuchung auszuschlagen. Ich sann sogar schon darauf, wie ich einst die Ketzer widerlegen wollte, wenn ich geistlich würde. Dazu gab mir der katholische Katechismus sammt den Predigten, die ich hörte, Anlaß. Ich studirte selbst auf eine Predigt, unter dem Texte: **Wer nicht glaubt, ist schon gerichtet.** Als ich nun diese ausgesonnene Predigt im Kopfe hatte, stieg ich einst unvermuthet auf die Bank, hinter dem Tische, und fing an, zu predigen. Meine Eltern und Geschwistrigen hörten mit stiller Bewunderung den unerwarteten Prediger an. Noch war alles eine Zeitlang stille, als ich schon geschlossen hatte. Aber auf einmal ergoß sich das stille Staunen in den lautesten Beyfall. Mein Vater sah diesen Vorfall als eine Art von Wunder an, wodurch Gott offenbar meinen Beruf zum geistlichen Stande, und zur Bekehrung der Ketzer zu erkennen gebe. In diesem Glauben wurde

er noch mehr bestärkt durch meinen Hang zum Gebete, und zum Lesen der geistlichen Bücher, die er hatte.

In Ansehung des Gebetes hat mich mein Vater gelehrt, daß wenn wir recht beten, uns Gott erhören müsse. Er hatte auch einige Gebetbücher, in denen Gebetsformeln waren, die Gott gewissen Heiligen soll geoffenbaret haben mit der Versicherung, daß er jeden Menschen, der ihn auf diese bestimmte Art anriefe, erhören würde. Diese Gebetsformeln lernte ich auswendig. Mein Vater hielt sogar viel auf das sogenannte Corona's = und Christophorusgebet, wodurch der Teufel gezwungen werden soll, verborgene Schätze herauszugeben. Ob mein Vater diese Gebete in Gesellschaft mit andern je gebetet habe, weiß ich nicht; aber er ermahnte einigemal seine Kinder, diese Gebete in einem besondern Kämmerchen zu verrichten. Er glaubte nämlich, daß diese Gebete von noch unschuldigen Kindern ver-

richtet, gewiß eine gute Wirkung haben würden. Dieses geschah jedoch, so viel ich mich erinnere, nur zweymal. Vermuthlich sollte es ein Versuch seyn, ob der Teufel nicht durch das Gebet der Kinder bezwungen werden könnte. Aber andere Gebete mußten wir desto häufiger verrichten. So oft mein Vater wegen seiner Schulden in Bedrängniß kam, mußten in dem bestimmten Kämmerchen, das er, wie eine Hauskapelle, einrichten und mit einem Altar versehen ließ, Betstunden, nicht selten halbe Tage lang, gehalten werden. Auch wurde täglich vor dem Schlafengehen der Rosenkranz, selbst unter der Arbeit, z. B. wenn Brod gebacken wurde, nebst vielen andern Gebeten gebetet. Das Leben des Menschen sollte, nach den Grundsätzen meines Vaters, ein stetes Abwechseln von Arbeiten und Beten seyn. Die Bedrängniß meines guten Vaters, den ich recht herzlich liebte, rührte mein Herz auf das Innigste. Da ich nun von ihm belehrt wor-

den war, daß Gott das Gebet der Menschen, wenn es rechter Art wäre, erhören müßte, und daß vorzüglich das Gebet unschuldiger Kinder durch die Wolken dringe, so glaubte ich ganz gewiß, daß ich ihn durch fleißiges, inbrünstiges, und anhaltendes Gebet aus seiner Noth, in welche ihn seine ganz unverschuldete Schuldenlast von Zeit zu Zeit warf, erretten könnte. Da ich ihn nun von ganzem Herzen zu retten wünschte, so ergriff ich auch mit einer Art von Enthusiasmus der kindlichen Liebe jenes Mittel. Der Umstand, daß sich mein Vater auch in den verzweifeltsten Umständen immer aus der Verlegenheit riß, in welche ihn manche unbillige Gläubiger von Zeit zu Zeit stürzten, und daß oft ganz unerwartete Hülfe kam, bestätigte mich in meinem Glauben, daß durch das Gebet alles auszurichten sey, immer mehr. Ich schrieb diese glücklichen Wendungen des Schicksals immer der Kraft des Gebetes zu. Ich betete daher gewöhnlich mit einer Art von Begei-

ste;

sterung, in der festen Ueberzeugung, daß ich erhört werden müßte. Ich war in der Kirche der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung. Aber auch außer der Kirche erregte mein Eifer im Gebete große Aufmerksamkeit unter den Bewohnern von Mührsbach. Ich hatte, wenn ich auf das Feld ging, immer meinen Rosenkranz in der Tasche. Sobald ich zum Dorfe hinaus war, und allein zu seyn glaubte, fing ich an, leise den Rosenkranz zu beten. Ganz in mich gekehrt bemerkte ich oft die Menschen nicht, die mir begegneten, oder in der Nähe waren. Um von Menschen nicht beobachtet zu werden, suchte ich abgelegene, und verborgene Orte auf, wo ich mich auf die Knie warf, und Stunden lang größten Theils mit ausgespannten Armen, und die Augen gegen den Himmel fixirt, betete. Aber auch hier wurde ich nicht selten von Menschen bemerkt. Man hielt mich im Dorfe schon für einen Heiligen. Man nannte mich nur das fromme Hänschen.

Aber auf einmal wurde mein Heiligkeitsdünkel auf die empfindlichste Art niedergeschlagen. Mein Vater hatte mich selbst der Dieberey verdächtig gemacht, und mich dem öffentlichen Spotte der Dorfskinder preis gegeben. Die Begebenheit, und die Art, wie sich mein Vater dabey betrug, charakterisirt den höchsten Grad der Ehrlichkeit desselben zu genau, und machte auf mich für mein ganzes Leben einen zu bleibenden Eindruck, als daß ich dieselbe hier verschweigen sollte.

Mein Vater hatte, wie ich schon bemerkt habe, seine Kinder zur rastlosesten Arbeit angehalten. Besonders wurde ich in diesem Punkte äußerst streng behandelt. Man ließ mir Tag und Nacht keine Ruhe. Als ich auf Banz in der Qualität eines Diskantisten kam, war ich erst 9 Jahre alt. Und dennoch hatte ich in diesem Alter beynahe schon alle Bauersarbeiten, auch die schwereren nicht ausgenommen, mitgemacht.

Ich hatte z. B. schon drey Jahre lang das Getreide mit ausdreschen müssen. Auch sogar wenn zu Nacht gedroschen wurde, war ich nicht von dieser harten Arbeit ausgenommen. Bey dem Getreideschneiden habe ich mich einmal mit der Sichel an einem Finger so schwer verwundet, daß ein Theil des Fingers abgeschnitten auf das Feld fiel. Auch mußte ich unaufhörlich auf dem Felde grasen, und das Gras in Körben nach Hause tragen. Einst kam ich ganz ermüdet gegen Mittag nach Hause. Aber statt mir einige Ruhe zu vergönnen, jagte mich meine Mutter auf's neue auf das Feld, mit dem Befehle, einige Büschel Aehren zu lesen in einer Gegend, wo gerade das Getreide gebunden wurde. Meine Mutter sagte, die Mittagssuppe werde erst nach einer Stunde fertig, und es sey nicht recht, wenn ich diese Stunde müßig seyn wollte. Traurig ging ich auf das Feld, und setzte mich anfangs unter einen schattenreichen Baum, um ein we-

wenig auszuruhen. Da sahe ich mich denn um, und erblickte unter einem andern Baum drey kleine Büschel Gerstenähren. Da ich nun Niemand in der Nähe bemerkte, so vermuthete ich, diese Büschel seyen hier verloren gegangen, oder niedergelegt worden, ohne daß sich der Eigenthümer dessen mehr erinnerte. Diese Büschelchen waren ebenfalls zusammengelesen. Es fiel mir sogar ein, daß weil ich so fleißig betete, der liebe Gott mir auf eine wunderbare Art diese kleine Gabe zugedacht, und durch eine unsichtbare Hand hier niedergelegt hätte. Ich wollte daher noch eine Zeitlang warten, mit dem Entschlusse, daß wenn sich kein Eigenthümer zeigte, ich von dieser offenbar mir zudegachten Gabe Gottes Gebrauch machen wollte. Als nun nach 3 viertel Stunden Niemand kam, ergriff ich die Büschel, und trug sie ganz andächtig, und Gott dankend nach Hause, in dem frommen Wahn, daß an mir das Wunder der Agar erneuert worden sey.

Ich

Ich sagte aber meiner Mutter von dem vermutheten Wunder kein Wort; sie lobte mich daher recht sehr wegen meines Fleißes. Kurz darauf kam ein Knabe des Dorfes, der mir sagte, es hätten mich einige Leute gesehen, daß ich drey Gerstenbüschelchen, die sein wären, von jenem Baume genommen hätte. Er bat mich daher, ihm die Büschel wiederzugeben, mit der beygefügten Drohung, daß er es sonst meinem Vater sagen würde. Allein da ich den Verdacht der Dieberey scheute, so läugnete ich die ganze Sache. Der Knabe verklagte mich also bey meinem Vater, wohlwissend, daß diese Klage ihre gute Wirkung thun würde. Denn mein Vater war als der ehrlichste Mann im Dorfe bekannt. Nun wurde ich durch die härtesten Züchtigungen endlich zum Geständniß gezwungen. Nach diesem Geständniß folgte eine neue Prügelsuppe, mit der schrecklichsten, und eingreifendsten Strafpredigt begleitet. Der Knabe foderte nun mit Ungestüm von meinem Vater seine Bü-

schel. Aber mein Vater rief ihn zur Thüre hinaus, und gab ihm, ohne daß ich etwas davon vermuthete, den Anschlag, die ganze Dorfjugend zusammen zu rufen, derselben meine begangene Dieberey zu erzählen, und sich mit ihr vor unserm Hause zu versammeln. Er würde mir alsdann befehlen, die Büschel selbst durch das Dorf bis in sein Haus zu tragen. Er sollte mich aber an der Spitze der Dorfjugend mit Hohn und Spott durch die Gassen bis an seines Vaters Haus verfolgen. Als mein Vater merkte, daß die Dorfjugend vor seinem Hause versammelt war, gab er mir nun jenen Befehl. Ich fiel auf die Knie, und bat ihn, mich mit dieser Beschimpfung zu verschonen. Aber es half kein Bitten. Ich wand mich an meine Mutter; aber auch sie war unerbittlich. Ich mußte also gehorchen. Doch wußte ich noch nichts von dem Auflauf der Dorfjugend. Ich fiel beynahe in Ohnmacht, als ich diese unerwartete Rotte vor mir sah, die mich mit dem muthwilligsten Spott und

Hohn=

Hohngelächter empfing, und bis an das be- nannte Haus im wilden Triumph begleitete. Aber die Strafe hatte noch kein Ende. Acht Tage lang mußte ich mein Essen auf einer abgesonderten Bank verzehren; denn, sagte mein Vater, Diebe gehören nicht un- ter ehrliche Leute. Dieser Vorfall machte einen so tiefen Eindruck auf mich, daß mir von diesem Augenblicke an fremdes Eigen- thum heilig und unverletzlich wurde, wenn es auch die unbedeutendste Kleinigkeit ist. Der Gedanke, daß durch mich irgend ein Mensch in Schaden kommen sollte, ist mir bis jetzt unerträglich. Ich würde eher fä- hig seyn zu sterben, als in der größten Noth z. B. Schulden zu machen, wenn ich nicht wüßte, daß ich sie bezahlen könnte. Denn auch der leichtsinnige, oder gar absichtliche Schuldenmacher, der weiß, daß er entwe- der das Vermögen, oder den Willen nicht hat, die gemachten oder zu machenden Schulden zu bezahlen, ist in meinen Augen ein verabscheuungswürdiger Dieb. Ich bin

mir

mir auch in meinem ganzen Leben keiner Handlung bewußt, wodurch irgend ein Mensch mit meiner Schuld in Schaden gekommen wäre. Zu dieser Stimmung trug ganz gewiß die strenge Behandlung jenes in der Kindheit begangenen Fehlers von Seiten meines Vaters, und dann sein eignes musterhaftes Betragen im Punkte der Ehrlichkeit nicht wenig bey.

Zum Bücherlesen hatte ich eine wahre Leidenschaft. Da nun die Legenden meines Vaters voll Wundergeschichten waren, so wurde meine Phantasie immer zügelloser. Ich konnte mich schon als zarter Knabe so in gewisse Lieblingsgedanken vertiefen, daß ich nicht wußte, was ich that. Auch war ich in meiner Jugend lange Zeit bis gegen das 14te Jahr Nachtwandler. Mich rührten in den Legenden der Heiligen vorzüglich die oft heroischen Handlungen der Menschenliebe. Es ist gar nicht zu läugnen, daß Religionsschwärmerey fruchtbar ist an sol-

chen

chen Ausbrüchen des lebendigsten Enthusiasmus für die Erquickung der leidenden Menschheit. Das Papstthum hat gerade in den Zeiten der größten Schwärmerey eine schwelgende Fruchtbarkeit in dieser Rücksicht gezeigt; der kältere Protestantismus hat diese schönen Früchte theils vernichtet, theils den Boden sehr unfruchtbar gemacht. Nur die Vernunftherrschaft wird den öden Boden wieder befruchten, und, rein von den Auswüchsen des Aberglaubens, die herrlichsten Früchte der Humanität tragen. Der alte, von Aberglauben benebelte Enthusiasmus der Phantasie muß in Vernunftenthusiasmus übergehen. Der klügelnde, und immer egoistische Verstand, ist ein Erzgeizhals. Nur die Phantasie und Vernunft strecken ihre Flügel über die leidende Menschheit ans; jene zwar durch blinden Instinkt getrieben; diese aber mit der Fackel der deutlichsten Einsicht ausgerüstet. Auf dem Gebiete des Katholicismus stehen noch eine Menge Denkmale der phantasirenden Men-

schen-

schenliebe. Die Sonne der Vernunft, die in unsern Zeiten in manchen Gegenden dieses Gebietes glänzender leuchtet, als in vielen protestantischen Ländern, wird sie zu dem würdigsten Gebrauche zu verwenden wissen. Die Klöster sind größten Theils Produkte des Enthusiasmus der phantasirenden Menschenliebe. Welch ein unerschöpflicher Fond zur Beförderung des Beßtens der Menschheit liegt hier für gute, und weise Fürsten dieser Religionspartey! Was ist z. B. von dem vortrefflichen, eben so erleuchteten, als wohlwollenden Churfürsten von Pfalzbayern nicht in dieser Rücksicht zu erwarten! — Wohlthätiger Enthusiasmus der phantasirenden Menschenliebe unserer Voraltern, wie weit wohlthätiger wirst du werden, wenn du mit dem Auge des Vernunftenthusiasmus ausgerüstet für die Menschheit wirkst, wenn du gleichsam vermählet mit dem letzteren, die guten Fürsten Deutschlands begeisterst!

Nebst den Handlungen der Menschen-liebe rührten mich besonders die strengen Bußübungen der Heiligen, und ihr abgeschiedenes, der Einsamkeit, und Selbstbeschauung geweihtes Leben. Schon als Kind suchte ich ihnen hierin nachzuahmen, übte mich z. B. in Fasten, und entzog mich dem lärmenden Umgange mit der Dorfjugend. Nur eine stille Liebe gegen das Mädchen meines Nachbars, das meines Alters war, begeisterte mich, und vermählte sich gleichsam mit meinen religiösen Schwärmereyen. Durchaus unwissend in Rücksicht auf die Bestimmung beyder Geschlechter, und unschuldig, wie ein Engel, fühlte ich mich mit unwiderstehlicher Kraft gegen dieses Mädchen hingezogen. Sie war sehr schön; und hatte einen ungemein sanften, sittsamen, und wohlwollenden Charakter. Dieses Mädchen sympathisirte auch ganz mit mir, und liebte mich auf eine eben so zärtliche, und unschuldige Art, als sie von mir geliebt wurde. Wenn ich an Sonn- und Feyerta-

gen mich von meiner reizenden Lektüre los riß, so geschah es nur aus der Absicht, mich durch die lebendigen Reize meiner schönen Margarethe in unschuldigen Spielen zu erquicken. Unsere Spiele hatten sehr oft auf eheliche Verbindung Beziehung. Ich stellte den Mann, und sie die Frau vor. In ihrem Spielraume hatte sie die weiblichen Haussorgen, und ich die männlichen. Sie kochte die Suppe, während ich meinen Wagen bespannte, um ins Feld zu fahren. Ich wurde krank, und sie verpflegte mich auf das liebreichste. Aber unsere Spiele blieben immer in den Gränzen der reinsten Unschuld. Der zarte Umriß ihres Körpers hatte für mich so viele Reize, daß ich, wie ich mich noch genau erinnere, von Herzen wünschte, selbst dieses Mädchen zu seyn.

Meine kleine Freundinn hatte mich so sehr gefesselt, daß ich ohne sie nicht wohl seyn konnte, und ihr, wenn ich Zeit hatte,

über=

überall nachlief. Einst kam ich in den Grasgarten meines Vaters, der durch einen Zaun von dem Garten meines Nachbarn abgesondert war. Ich sah mein Herzensmädchen in demselben grasen, freylich nur aus Nachahmungssucht, und nicht aus Ernst. Ich rief ihr; sie kam vor den Zaun, wo wir eine Zeitlang mit einander schwätzten. Aber dieß war für die liebenden Kinder nicht genug; sie wünschten beyde beysammen zu seyn. Und doch schien der fatale Zaun ein unübersteigliches Hinderniß zu seyn. Mein Mädchen fragte endlich, ob ich nicht über den Zaun steigen könnte. Ich äußerte mein Unvermögen: sie sprach mir Muth ein, und ermunterte mich, es wenigstens zu versuchen. Sie versprach mir, wenn ich nur einmal die Höhe des Zaunes erreicht hätte, behülflich zu seyn, daß ich herabsteigen könnte. Und, setzte sie hinzu, wenn du auch fällst, so fällst du ja auf weiches Gras, so daß dir der Fall nicht schaden kann. Doch warte, sagte ferner das gefälli-

ge Mädchen, ich will von dem Boden erst alles wegräumen, was dir schaden könnte. Als sie damit fertig war, wollte ich schon zu klettern anfangen, und das erste Wagestück der Liebe versuchen. Aber warte noch ein wenig, ich will das Lager noch weicher, und zum Falle unschädlicher machen, sprach sie, und lief fort an die Stelle, wo sie gegraset hatte. Da sammelte sie all das abgemähete Gras in ihre kleine Schürze, und trug es an den Ort, wo ich über den Zaun steigen wollte. Sie that ihre Schürze vom Leibe, breitete dieselbe auf dem Boden aus, und legte das Gras darauf. Nun Hänschen, rief sie mir zu, nun kannst du sicher herüber steigen. Ich versuchte es, erreichte glücklich die Höhe des Zaunes, und stieg dann, von meinem Mädchen unterstützt, eben so glücklich auf der andern Seite herab, Nun waren wir beyde voll Freude, daß das Wagestück gelungen war. Mein Mädchen schien mich um so lieber zu haben, da ich etwas für sie gewagt hatte, und ich war

stolz

stolz auf meine Heldenthat, und fühlte ein gewisses Wohlbehagen, meiner Freundinn einen Beweis meiner Liebe gegeben zu haben. Als wir eine kurze Zeit mit einander geschwätzt hatten, fieng sie ihr voriges Geschäft zu grasen wieder an. Ich kniete neben ihr nieder, und zwar so nahe, daß mich einmal die Grassichel unter dem Mähen erreichte, und mich so scharf im Kniee verwundete, daß die Narbe noch sichtbar ist. Ich that anfangs vor Schmerzen einen Schrey; doch hielt ich mich sogleich wieder stille, um Niemanden auf den Vorfall aufmerksam zu machen. Mein gutes Mädchen, als sie die große Wunde, und das hervorströmende Blut sah, erschrack so heftig, daß sie beynahe in Ohnmacht sank. Ich suchte sie wieder zu ermuntern, und als sie wieder zur Besinnung kam, sagte sie: warte ein wenig, mein liebes Hänschen, ich will in mein Haus gehen, und einige Stücke von Leinenzeug holen, um die

Wun-

Wunde zu verbinden. Sie ging, kam wieder, und verband die Wunde. Als wir von einander gingen, bat sie mich, ja die Wunde niemanden zu zeigen, und nichts von dem Vorfalle zu sagen. Ich versprachs, und hielt auch Wort. Ich that mir dabey alle mögliche Gewalt an, um nicht zu hinken. Die Heiligen, dachte ich, haben ja auch viel gelitten, sich oft selbst Wunden versetzt, und von ihren Schmerzen sich nichts merken lassen. Wenn du also ein Heiliger werden willst, so mußt du jetzt eine Probe machen, ob du etwas ohne Aeußerung des Schmerzens ausstehen kannst. Bist du feig, so ist es mit deinem Vorhaben, ein Heilizu werden, geschehen. Nach einer Stunde kam mein Mädchen in mein Haus, und gab mir ein Zeichen, mit ihr zu gehen. Sie führte mich an einen abgelegenen Ort, und zeigte mir eine Hand voll von einem sehr heilsamen Kraut,

das

das unter Bauersleuten das einzige Heilungsmittel wider Wunden ist. Das Kraut heißt Spitzewegwart. Sie machte dann das Verband an dem verwundeten Knie wieder auf, preßte aus diesem Kraut den Saft, und träufelte denselben in die Wunde, und verband sie endlich wieder. Nun wirst du bald wieder geheilt seyn, sagte mein gefälliges und kluges Mädchen: meine Mutter hat sich kürzlich auch sehr stark verwundet, und sie machte es mit diesem Kraute gerade so, wie ichs gemacht habe, und in ein paar Tagen war die Wunde geheilt. Den folgenden Tag kam mein Mädchen wieder, und wiederholte dieselbe Kur, wie Tags vorher. Dieß hatte eine so gute Wirkung, daß ich den dritten Tag keinen Schmerzen mehr fühlte, und das Verband wegwarf. —

Goldenes Alter der Menschheit! du bist kein leeres Hirngespinst der Dichter. Nein

Nein du bist der wirkliche Himmel der Kindheit, und wirst mit jedem Kinde aufs neue gebohren!

Zwey-

Zweytes Hauptstück.

Erziehung zu Kloster Banz.

§. 3.

Veranlassung, wie ich nach Banz kam.

Mein Vater, dessen heißester Wunsch es war, daß ich studiren und geistlich werden möchte, sann, als ich das neunte Lebensjahr erreicht hatte, ernstlicher, als sonst, auf Mit-

Mittel, diesen Zweck zu erreichen. Er führte mich daher um diese Zeit nach Kloster Banz, um den damaligen Pater Chordirektor, daselbst, Wolfgangus Türkes, zu bitten, mich als Diskantisten anzunehmen, weil er glaubte, daß durch die Gewährung dieser Bitte seine Absicht mit mir am leichtesten könnte erreicht werden. Der Pater Chordirektor bedurfte gerade damals eines Diskantisten. Er prüfte mich, und nahm mich an. Mein Vater entdeckte ihm zugleich seinen Wunsch, daß ich zum Studiren und zum geistlichen Stande kommen möchte. Der Chordirektor versprach ihm, mich in der lateinischen Sprache zu unterrichten, und wenn ich Fähigkeit hätte, und mich gut aufführte, nach Bamberg auf das Gymnasium zu bringen, und für mich so zu sorgen, daß mein Vater keine Unkosten haben sollte. Hoch erfreuet über diese Zusicherung umarmte mich mein guter Vater, und bat mich mit Thränen, ja recht fleißig zu lernen, und meinem

nem Herrn Lehrmeister auf jeden Wink zu folgen.

§. 4.

Charakter dieses Mannes.

Dieser Mann war der stolzeste, und eitelste Mönch, den ich je kennen lernte. In seinen Augen war nichts Erhabeners auf Erden, als ein Benediktiner = Mönch. Da er nun wußte, daß ich nach dem Wunsche meines Vaters studiren, und geistlich werden sollte, so suchte er mich sogleich für den Mönchsstand, und zwar für den Benediktinerorden einzunehmen, und mir alle seine Mönchsthorheiten beyzubringen. Er betrachtete aber die hohe Würde des Benediktiner Mönchs nicht sowohl von der ascetischen, als von der äußerlich glänzenden Seite. Um mich mit dieser Würde bekannt zu machen, zeigte er mir nach und nach alle Mönchsherrlichkeiten. Er führte mich selbst

in

in den schönen Gastzimmern des Klosters herum, und überließ mich vorzüglich der staunenden und in Entzückung versetzten Neugierde, die mich überfiel, als er mir den schönen Fürstensaal des Klosters zeigte. Da die Singknaben zu Banz unter andern auch bestimmt sind, bey der Abteytafel zu dienen, so bekommen sie eine doppelte Uniform, eine gewöhnliche, und eine Staatskleidung. Die letztere ist mit silbernen Borden besetzt. Ich dünkte mir ein Seliger zu seyn, als ich mich das erstemal in diesem Gewande erblickte. In dieser Kleidung machten nun die Beschreibungen und Auftritte der Mönchsherrlichkeiten den lebhaftesten Eindruck auf mein Herz. Mein Lehrer machte mich vorzüglich aufmerksam auf die schwelgerische Ueppigkeit, womit man, besonders an gewissen Tagen des Jahres, an der Abteytafel speiste. Da er zugleich damals Küchenmeister des Klosters war, so sagte er mir, daß ich von den Leckerbissen, die auf dem Teller liegen blieben, und die

die Herren nicht möchten, nach Belieben genießen könnte, nur sollte ich von den Speisen nichts nehmen, die erst aufgetragen würden. Aber ein anderer Geistlicher, der ein Feind meines Lehrers war, verklagte mich einmal bey dem Prälaten des Klosters, weil ich von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht hatte, und wußte die Sache so vorzustellen, daß mich der gnädige Herr deßwegen peitschen ließ. Mein Lehrer war auch Kellermeister. Er erlaubte mir daher von dem guten Klosterbier, das bey der Abteytafel getrunken wurde, so oft zu trinken, als es mich dürstete. Nur wenn ich Wein zu haben wünschte, sollte ich ihn darum bitten. Er kam aber oft meinen Bitten zuvor. und gab mir ein Glas Wein zu trinken, um mich bey Zeit schmecken zu lassen, wie süß der Herr ist. Mein Lehrer lebte in Rücksicht auf Essen und Trinken sehr diät, und suchte mir fleißig die Tugend der Nüchternheit zu empfehlen. Dieses war um so nöthiger, da ich täglich die verführerischsten

Beyspiele in Rücksicht auf Unmäßigkeit im Essen und Trinken vor mir sah. Es waren damals einige der berühmtesten Zecher in Banz. Diese waren Kilian Martin, Maurus Hoch, und — Placidus Sprenger, der Aufklärer des katholischen Deutschlandes, derselbe Mann, der in dem Lästerwische gegen mich, den Herr Probst Henke in seine Religionsannalen aufnahm, die Stirne hat, mir vorzuwerfen, daß ich als Diskantist zu Banz manchmal ein Glas Bier oder Wein zu viel getrunken hätte, woher er meine blasse Farbe deducirt. Hätte ich es gethan, so wäre es in der That kein Wunder gewesen, wenn ich auch weiter kein Muster im Zechen vor mir gehabt hätte, als den Herrn Placidus Sprenger. Seine beyden Sauf-Brüder sind beyde an den Folgen ihrer Kunst vor einigen Jahren gestorben. Aber Placidus Sprenger hält sich noch immer tapfer. Ich sah ihn, selbst da er Prior zu Banz war, in Beziehung auf die Sauflust

die größten Excesse begehen. Wenigstens schon 40 Jahre lang frohnt er dieser schändlichen Gewohnheit — denn auch als Student zu Bamberg und Würzburg war er einer der ersten Renomisten dieser Art, — und dennoch hat er keine blasse Farbe. Da doch dieser Herr mich eines Lasters verdächtig machte, dem er den größten Theil seines Lebens hindurch ergeben war, so daß ich mich mit Zuversicht auf alle die Menschen berufen kann, die ihn in und außer dem Kloster kennen lernten, so wird ers nicht übel nehmen, daß ich ihn hier als den Mann schildere, der er wirklich ist, statt daß er gegen mich auch in diesem Punkte als ein schamloser Verläumder auftritt. Ich lebe, Gottlob, noch, und unterwerfe meinen Charakter, auch in Rücksicht auf den Genuß im Essen und Trinken, der Kritik eines jeden, der denselben prüfen will.

Mein Lehrer machte mich öfters auf eine sehr bescheidene und belehrende Art auf diese

Zecher aufmerksam, und warnte mich vor aller Unmäßigkeit. Doch dienten ihm dergleichen Auftritte der Schwelgerey dazu, um mir begreiflich zu machen, wie herrlich man leben könne, wenn man wolle, und wie der Benediktinerstand ein Paradies sey, wo alles im Ueberflusse ströme. Man solle zwar mäßig in jeder Art des Genusses seyn, sagte er, aber es sey doch ein Beweis von Herrlichkeit mitten auf dem Gebiete der klösterlichen Armuth, wenn man Excesse machen könne. Dadurch könne man auch einen hohen Grad von Heiligkeit erreichen, wenn man mitten im Ueberfluß sich mäßige. Auf diese Art von Heiligkeit konnte auch mein Lehrer Anspruch machen. Denn er lebte, wie ich bereits erinnert habe, in Rücksicht auf den Genuß der Nahrung äußerst mäßig.

§. 5.

Folgen der Erziehung zu Banz.

Mein Lehrer hatte sich zum Zweck gesetzt, mich in der lateinischen Sprache so weit

weit zu unterrichten, daß ich mit Ehre das Gymnasium zu Bamberg beziehen konnte. Aber mit diesem Unterrichte ging es sehr langsam. Er hatte gar nicht die Methode, etwas zu erklären. Sein größtes Vertrauen setzte er auf Prügel. Statt eine syntaktische Regel so auseinander zu setzen, daß ich im Stande gewesen wäre, einen deutschen Satz ins Lateinische zu übertragen, murmelte er über die vorliegende Regel einige unverständliche Worte her, und warf mir sogleich eine Periode deutsch hin, der ich ein lateinisches Kleid anziehen sollte. Da ich nun gewöhnlich von der Regel, nach welcher die Periode übersetzt werden sollte, nicht das geringste verstand, so war es natürlich, daß ich nichts als Fehler in Rücksicht auf den lateinischen Zuschnitt machte. Nun gerieth mein Lehrer in wahre Wuth; es wurden alle Arten von Schlägen zu Hülfe genommen. Wenn nun auch durch diese die Regel nicht eingetrichtert werden konnte, dann trat er mich nicht selten mit Füßen,

ergriff mich endlich schäumend bey den Haaren, warf mich zu seinem Zimmer hinaus, und warf mir alle meine Bücher auf den Rücken nach. Sobald sein Zorn ausgetobt hatte, mußte ich wieder zurückkommen, ihn knieend um Vergebung bitten, und mehr Aufmerksamkeit und Fleiß versprechen. Er stand gewöhnlich eine Zeitlang in seiner Mönchsmajestät da; endlich befahl er mir, von der Erde aufzustehen; er ergriff mich dann ganz väterlich, legte mich über einen Stuhl, und gab mir aufs neue Prügel zum Einzug. So ging es vier Jahre lang abwechselnd immer fort. Die Folge war, daß mir das Lernen der lateinischen Sprache zum höchsten Eckel ward, und daß ich gar nichts lernte. Von dem Genius der lateinischen Sprache, von dem berühmten Volke, unter dem sie ehemals blühete, von dem Nutzen, den sie gewährte, wurde mir gar nichts gesagt.

Weit besser ging es mit der Erlernung der Musik. Mein Lehrer hatte zwar auch hier nicht die geringste Geschicklichkeit im Unterrichte. Aber die Natur hatte mich mit einem so guten Musiktalente ausgerüstet, daß ich mehr durch das Hören einer harmonischen Musikproduktion, als durch Unterricht geleitet, binnen einem Jahre fähig wurde, beynahe alles vom Blatte zu singen. Das Violinspielen lernte ich anfangs ganz durch mich selbst, ohne daß mein Lehrer etwas davon wußte. Als er es gewahr wurde, war ich schon so weit gekommen, daß das erste Stück, das er mir vorlegte, ein Concert war. Ich hatte einen so feinen Sinn für Harmonie, daß mich eine schöne Musik wahrhaft entzücken konnte. Oft tönte ein schönes Musikstück in meinem Geiste Tage lang nach; ich hing dieser, nur mir hörbaren, Harmonie des Geistes mit solchem Enthusiasmus nach, daß ich nicht wußte, was ich that. Selbst unter dem größten Lärme konnte ich nicht aus

dem süßen Traume einer nach Harmonieen haschenden Phantasie gebracht werden. Ich mußte als Diskantist täglich bey dem Abteytische aufwarten. Aber ich hörte und sah oft nicht bey diesem Dienste. Ganz in mich selbst gekehrt, hörte ich nur der Musik zu, die ich mir selbst producirte. Ich sann selbst auf Musikstücke, und konnte im Geiste alle die Instrumente deutlich vernehmen, die ich dazu bestimmte. Ich mischte und vertheilte die Töne so, wie sie meinen Sinn für Harmonie am angenehmsten afficirten. Ich wagte endlich selbst Aufsätze in der Musik von allerley Art, ohne die geringste Anleitung in Rücksicht auf den Generalbaß erhalten zu haben. Kenner fanden keinen Fehler darinn. Ich kopirte bloß meinen eignen Geist, und das feine Gefühl für Harmonie. Als ich im 14ten Jahre meines Lebens nach Bamberg auf das Gymnasium kam, hatte ich es in der Tonsetzung schon so weit gebracht, daß ich alle Arten von Musikalien komponiren konnte.

Das

Das war der einzige Vortheil, den ich bey meiner Jugenderziehung in Banz gewann. Dieser Vortheil war von höchster Wichtigkeit, indem dadurch die freye Produktivität meines Geistes immer unterhalten wurde, und weder durch Aberglauben, noch durch die Pedanterey meiner Lehrer je unterdrückt werden konnte. In Rücksicht auf die lateinische Sprache aber hatte ich so wenig gelernt, daß ich bey der Prüfung, die zu Bamberg unter den Kandidaten der ersten Klasse angestellt wurde, als der letzte befunden wurde. Man wollte mich daher gar nicht aufnehmen. Bloß aus Rücksicht gegen Banz wurde ich endlich angenommen.

Die Schwärmereyen, die mich schon in meines Vaters Hause ergriffen hatten, fanden in Banz neue Nahrung. Das Gepräge von Zeremonieen, das ich in der Klosterkirche zu Banz täglich, besonders aber an den hohen Festitagen sah, verbunden mit

der schönen Kirchenmusik, und dem Chorgesang der Geistlichen, hatte für mich unaussprechliche Zauberreize. Nicht bloß mein Lehrer, sondern auch die übrigen Geistlichen bemüheten sich um die Wette, mir den Mönchsstand, besondes aber den Benediktiner Orden, als das Erhabenste, was es auf Erden gebe, zu schildern. Oft rief mich ein Mönch in seine Zelle, setzte mich auf seinen Schoos, und unterhielt mich unter Verschwendung von Zärtlichkeiten, die ich, nachdem ich Beichtvater geworden war, als Ausbrüche der schändlichsten Liebe, die es giebt, kennen lernte, von lauter Mönchsherrlichkeiten. Auch mein Lehrer ward oft, nachdem das Prügelungewitter ausgetobt hatte, so väterlich zärtlich, daß er mich auf seinen Schoos setzte, und unter Küssen das Paradies schilderte, in welchem der Benediktinermönch lebe. Er hatte einen Abscheu gegen das Studiren. Auf einem Pulte war der Bibelkommentar des Cornelius a Lapide aufgeschlagen. Aber es

wur=

wurde Jahre lang kein Blatt umgewendet, wenn es nicht hie und da durch die Zugluft geschah. Seine Beschäftigung bestand im Brevierbeten, Meßlesen, Rosenkranzbeten, Musikschreiben, oder Musikprobiren, Prüfen seiner Zöglinge, Kartenspielen, und Besorgung seiner Klosterofficien. Seine einzige Lektüre täglich war einer Heiligenlegende, von einem Jesuiten, Mathäus Vogel, verfaßt, gewidmet. In diesem Buche wird für jeden Tag des Jahres die Lebensbeschreibung irgend eines berühmten Heiligen aufgetischet. Dieses Buch gab er auch mir täglich zu lesen. Es kommen in demselben beynahe eben so abentheuerliche Erzählungen vor, wie in den Legenden des Martin Kochem. Dieses Buch gefiel mir weit besser, als meine lateinische Grammatik; ich freuete mich daher immer auf die Stunde, die zu dieser Lektüre bestimmt war. Es war daher kein Wunder, daß Aberglaube und Schwärmerey sich meines jugendlichen Geistes immer

mehr

mehr bemächtigten, und daß ich alle die Thorheiten schon als zarter Jüngling nachzuahmen suchte, die man an den Heiligen als die verdienstlichsten, und heiligsten Handlungen herausstrich.

Drittes Hauptstück.

Studirjahre zu Bamberg.

§. 6.

Jesuitische Erziehung.

Mit dem vierzehnten Jahre kam ich nach Bamberg, um daselbst die Humaniora zu studiren. Es existirten damals noch die Jesuiten, aber nur noch ein Jahr. Nach-

dem

dem der Orden aufgehoben war, wurden größten Theils Weltgeistliche als Professoren auf dem Gymnasio und der Akademie zu Bamberg aufgestellt. Da diese aber lauter Zöglinge der Jesuiten waren, so kann ich wohl behaupten, daß die ganze Bildung, die ich beynahe 6 Jahre lang zu Bamberg erhielt, jesuitisch war. Mönchsgeist, nur unter einer besonderen Modifikation, war auch hier das Ideal, wornach man mich leitete. Fabelhafte Legenden, verbrämt mit dem Mönchsunsinn aller Art, waren die Erbauungsbücher, die man mir empfahl, und in die Hände gab. Es war jedoch gut, daß ich von Banz wegkam. Denn ich bekam auf einmal Geschmack für das Studium der lateinischen Sprache. Es war mir unerträglich, zu sehen, daß ich bey der ersten Prüfung den letzten Ort erhielt. Entschlossen, mich, wo möglich, unter meinen Mitschülern auf den ersten Platz zu erschwingen, sparte ich Tag und Nacht keine Mühe, um diesen Zweck zu er=

erreichen. Ich wagte mich selbst an die Lektüre der lateinischen Klassiker, und ruhete nicht, bis ich die leichteren unter denselben verstand. So glückte mirs, noch das erste Jahr meinen Zweck zu erreichen. Denn ich bekam am Ende des Jahres den ersten Ehrenpreis in der lateinischen Sprache. Ich behauptete auch diesen Platz durch die 5 Klassen.

Zum Verständniß und zur immer größeren Liebe der Lektüre der Klassiker trug ein gewisser Exjesuit, dem ich nach dem ersten Jahre ganz zur Bildung anheim fiel, sehr viel bey. Dieser Mann hieß P. Zeder. Nach Aufhebung des Jesuiten-Ordens wurde P. Zeder Präses in dem sogenannten *Hospitio Mariano* zu Bamberg, einem Erziehungsinstitut für arme Studenten, das die Jesuiten angelegt hatten. Da ich mich sowohl in der Musik, als auch im Studiren gleich im ersten Jahre ausgezeichnet hatte, so suchte mich dieser Mann in jenes

Haus

Haus zu ziehen. Ich nahm seine Einladung mit Freude an. Ich wurde sogleich sein Liebling; er liebte mich in der That auf das väterlichste. Er genoß nichts, ohne mir davon Antheil zu geben. Ich war von den übrigen Studenten größten Theils abgesondert, und war beynahe den ganzen Tag in seinem Zimmer. Selbst zu Nacht blieb ich gewöhnlich bis 11 und 12 Uhr bey ihm. Dieser Mann hatte einen ausgebildeten Geschmack für das Schöne. Daher seine Liebe für die lateinischen Klassiker. Diese Liebe suchte er auch in mir immer mehr anzufachen. Ich las daher unter seiner Anleitung einen Klassiker um den andern, und übte mich im lateinischen Style. Ich konnte daher meine Mitschüler, deren Anzahl bis auf 100 und etliche 30 anwuchs, leicht übersehen. Auch für Musik hegte dieser Mann einen hohen Enthusiasmus. Dieser Umstand fesselte mich noch enger an ihn. Ich unternahm es, unter den in diesem Hause befindlichen Studenten ein Musikor-

chester

chester zu bilden. Ich komponirte größten Theils die Musikstücke selbst, die producirt wurden. Mein guter P. Zeder wurde dadurch ganz entzückt. Die Kompositionen machte ich gewöhnlich in seinem Zimmer. Er war daher immer äußerst begierig auf die Produktion. Oft saß ich zu Nacht ganz vertieft bey der Lektüre eines Klassikers. Mein Lehrer ahnete nichts weniger von meiner Seite, als einen Ausbruch des musikalischen Enthusiasmus. Aber mitten im Lesen schien sich eine Harmonie in meinem Geiste anzustimmen; es fuhren mir, blitzschnell, Melodien durch den Kopf. Ich sprang von meinem Stuhle auf, und verlangte von meinem Lehrer rastrirtes Papier, das er immer in Bereitschaft hatte. Lächelnd gab er mir's, und war begierig, was aus meinem musikalischen Rausch würde. Ich machte einige Aufsätze, die den andern Tag producirt wurden. Diese Lebensart machte mir, und meinem Lehrer unendlich viel Vergnügen. Meine Zöglinge

in der Musik hatten es bald so weit gebracht, daß sie sich bey den angesehensten Herrschaften, ja selbst bey dem Fürstbischofe zu Bamberg, konnten hören lassen. Ich gewann dadurch sehr viele angesehene Freunde, die mich von Zeit zu Zeit beschenkten, so daß ich meine arme Mutter sehr thätig unterstützen konnte. Ich hatte auf den Herbstferien oft bis 50 Thaler im Sacke. Ich theilte das Geld unter meine Mutter und Geschwistrigen zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse, und behielt nur etliche Thaler für mich. Meiner Unterstützung hatte es meine Mutter vorzüglich zu verdanken, daß sie sich nach und nach zu einem unter Bauersleuten seltnen Wohlstand erhob. Was ich von dem Gelde, das ich von Zeit zu Zeit von Wohlthätern und Gönnern erhielt, nicht meiner Mutter gab, das wendete ich zum Aukauf schöner Bücher an, so daß ich schon als Student eine ziemlich ansehliche Bibliothek zu Stande brachte. Nur selten verwendete ich einige Groschen zum

sinn=

sinnlichen Genuß. Ich dachte immer, wenn ich zu einem Genusse dieser Art gereizt wurde, daß mir ein schönes Buch einen weit geistigern und dauerhafteren Genuß gewähren würde. Und so wurde ich von aller Verschwendung in Rücksicht auf Sinnengenuß abgehalten.

Als Student zu Bamberg habe ich mir nach dem Beyspiele der Banzer Mönche, von denen ich meine frühere Jugendbildung erhalten hatte, ein doppeltes Strebeziel vorgesteckt, nämlich Mönchsheiligkeit, und Gelehrsamkeit. Meine Absicht in Ausübung dessen, was ich für gut hielt, war rein und voll Eifers; nur jagte ich durch die falsche Richtung, die ich durch den bösen Dämon des Mönchsgeistes erhalten hatte, immer schwärmerischen Grillen nach. Ich brachte meine Studirjahre zu Bamberg mit einer, unter Studirenden vielleicht höchst seltenen, Reinheit der Sitten zu. Ich lebte in dieser Stadt, wie in einer Einöde, und ver-

vermied alle Gesellschaften, die mir auch von Ferne hätten gefährlich werden können. Zu Hause wurde meine Zeit zwischen der Lektüre der Klassiker, und der Uebung in der Musik, besonders in der Tonsetzung, getheilt. Wenn ich einen Spaziergang machte, so ging ich immer allein, las einen Dichter oder Redner Latiums, und erquickte mich an den Schönheiten der Natur. Einsame Wälder, Ufer der Flüsse und Bäche, waren gewöhnlich die Lieblingsorte, wo ich mich niedersetzte, und mit Begeisterung die Klassiker las. Meine mystischen Schwärmereyen schienen in einen Bund mit den Musen getreten zu seyn, und durch den moralischen und religiösen Schleyer, den sie über die letztern warfen, eine Art von unaussprechlichem Zauber über sie verbreitet zu haben.

Auch in dem Konvikte, in welchem ich war, wurde täglich bey Tische die Lebensbeschreibung eines Heiligen, aus Matthä-

us Vogels Legende, vorgelesen. Das Schicksal schien es so gewollt zu haben, daß mich der Mönchsaberglaube überall verfolgte, und immer tiefer in den Abgrund der Schwärmerey hinabzog. Im dritten Jahre meines Studirens zu Bamberg — gerade zur Zeit, da ich an der Lektüre der lateinischen Dichter außerordentlich viel Geschmack fand — ging ich in meiner Schwärmerey so weit, daß ich mir eine Geisel und ein Cilicium kaufte, und nach Art der Heiligen allerley Selbstpeinigungen an mir verübte. Nichts wird in den Legenden der Heiligen, und in den katholischen Erbauungsbüchern überhaupt mehr erhoben, und angepriesen, als die sogenannte Engelreinigkeit — die Bewahrung einer ewigen Jungferschaft, die Ehelosigkeit, die bis zum Abscheu gegen den Ehestand gehet. Daher wird das Gelübde, sich nie zu verehelige n, als das wichtigste und heiligste gehalten. Diese schwärmerische Liebe für den ehelosen Stand, diesen Abscheu gegen die Befrie-

digung des heiligsten Naturtriebes, wodurch der Mensch zur Humanität gebildet wird, suchten auch die Jesuiten jugendlichen Herzen auf alle mögliche Art einzuflößen. Dasselbe thaten die Lehrer, die nach ihrer Aufhebung die Bildung der studirenden Jugend übernahmen. Die heilige Maria und der heilige Aloys waren die Muster, welche den Studenten mit allem Zauber einer schwärmerischen Beredtsamkeit zur Nachahmung vorgestellt wurden. Die heilige Maria, hieß es, war von der Liebe zur Jungfrauschaft so entflammt, daß sie entschlossen war, lieber den Antrag der Gottheit, die Mutter Gottes zu werden, auszuschlagen, wenn es nicht anders hätte geschehen können, als durch den Ehestand, und daher auf die höchste Ehre, die zu erringen war, Verzicht zu leisten, als ihre Jungfrauschaft im geringsten zu verletzen. Von dem heiligen Aloys wurde gerühmt, er habe es in dem Abscheu gegen das weibliche Geschlecht so weit gebracht, daß er, als

Jüngling, nicht einmal seine Mutter je angesehen. Es ist unglaublich, was dergleichen Vorstellungen für noch ganz unverdorbene jugendliche Herzen für Reize haben. Es liegt etwas Großes in dem Entschlusse, alle Neigungen unter die Füße zu treten, und mitten im Schoose der Sinnlichkeit als reiner Geist zu existiren. Dieser Entschluß ist der Ausdruck des Strebens nach dem Absoluten, — nach einem Zustande der absoluten Unabhängigkeit von aller Sinnenwelt. Dieses Streben ist jedem Menschen eigen. Es wirkt instinktartig, und täuscht den Menschen mit einer Idee, die weder realisirt werden kann, noch soll. Sobald die Vernunft zur vollkommnen Selbsterkenntniß kommt, sieht sie ein, daß die höchste Würde des Menschen nicht in der absoluten Unterdrückung, sondern nur in der Beherrschung der Sinnlichkeit bestehet. Die Sinnlichkeit ist der Stoff, den die Vernunft zu bearbeiten hat. Ohne diesen Stoff gehet alle Selbstthätigkeit der Vernunft, und folglich

alle Würde des Menschen selbst verlohren. Der Mensch, der darauf ausgehet, die Triebe, die der Menschheit wesentlich sind, gänzlich zu vertilgen, schrumpft in sich selbst zusammen, und wird der verworfenste Selbstler. Der Cölibat ist daher der Abgrund aller Humanität.

Durch den immerwährenden, betrügerischen Zuruf zur Engelreinigkeit verführt, entschloß ich mich, mein Herz für immer der Liebe des schönen Geschlechtes zu verschließen. Auf dem Altare meines Herzens sollte nur die Flamme einer göttlichen und himmlischen Liebe lodern. Da ich mich aber doch an das schöne Geschlecht unwillkührlich angezogen fühlte, wählte ich die heilige Maria zu meiner Braut, und vermählte mich im Geiste förmlich mit ihr. Ich kaufte mir daher einen silbernen Ring, und opferte denselben dem Wunderbilde der heiligen Mutterjungfrau, das in der Kollegienkirche zu Bamberg aufgestellt ist. Ich hat-

hatte mich zu diesem Trauungsakt durch Beichte und Abendmahl eingeweiht, und legte dabey heimlich das Gelübd der ewigen Jungfrauschaft ab, um mich selbst in die Unmöglichkeit zu versetzen, die Verbindung, die ich mit der heiligen Maria eingegangen hatte, je wieder aufzulösen. Ich Thor! ich wußte nicht, daß das hochgepriesene Engelleben nur ein verführerischer Traum sey. Aber was kann Pfaffenverführung bey einem jugendlichen Herzen nicht ausrichten? Was ich hier that, hatte ja die heilige Maria, hatten so viele andere Heiligen auch gethan. Und diese Handlung wurde ja auf allen Kanzeln, und in allen Erbauungsschriften als die erhabenste, heiligste, Gott gefälligste mit allem Zauber der Beredtsamkeit herausgestrichen. Warum sollte ich das nicht thun, was ich für das Vollkommenste ansah? Das Vollkommenere einsehen, und es nicht thun, ist Wegwerfung der Vernunftwürde. Ist der ehelose Stand an sich vollkommener, als die eheliche Verbindung,

so

so ist es für jeden Menschen, die dieses einsieht, schlechthin Pflicht, ehelos zu bleiben. Nach den aufgestellten Prämissen der Pfaffen konnte und durfte ich nicht anders handeln, als ich wirklich handelte. Es ist der offenbarste Widerspruch, einem jungen Menschen die Ehelosigkeit als den vollkommensten, der Würde der Vernunft angemessensten Zustand vorstellen, und doch die Wahl zwischen Ehelosigkeit und Ehestand als zulässig gelten lassen. Es ist absolute Pflicht des Menschen, das, was er als das Beßte und Vollkommenste anerkennt, zu thun, es mag auch kosten, was es wolle. Sich zu einer Handlungsweise bestimmen, von der man glaubt, daß sie an moralischer Güte einer andern nachstehet, bloß aus dem Grunde, weil man den Kampf und Aufwand der Kräfte scheut, der erfodert wird, um das Bessere zu realisiren, ist Feigheit, deren man sich selbst schämen muß, ist Verworfenheit des Charakters, und das Princip aller Unmoralität.

§. 7.

§. 7.

Bestimmung zum Mönchsstande.

Während ich wie in einem Feenlande lebte, und in der Schwärmerey immer größere Fortschritte machte, rückte allmählig die Zeit heran, da ich mich zu einem künftigen Lebensstande entschließen mußte. Ich entschloß mich anfangs zum Weltpriesterstande. Denn gegen jeden noch so gemeinnützigen Beruf außer dem engen und finsteren Gebiete des Pfaffenthums hatten mir die Mönche, und meine Lehrer zu Bamberg frühzeitig Verachtung eingeflößet. Ich wagte es nicht, dem hie und da aufsteigenden Gedanken, Jurist oder Mediciner zu werden, ins Gesicht zu sehen, oder darüber zu reflektiren; ich suchte vielmehr denselben, als eine Einlispelung des Teufels, sogleich zu verscheuchen. Als Weltpriester, glaubte ich, eben so engelrein, wie die Mönche leben zu können, und noch dazu ein recht weites Feld für meinen Eifer zur Bekehrung

der Menschen zu haben. Mein Herz befand sich noch in der glücklichsten Harmonie aller Triebe.

Aber ein Umstand, der für mein ganzes künftiges Leben die wichtigsten Folgen hatte, veranlaßte eine Veränderung in meinem ersten Entschlusse, der meinen künftigen Lebensstand zum Zweck hatte. Es erwachte nämlich etwa in meinem neunzehnten Lebensjahre der Geschlechtstrieb. Das war für mich der schrecklichste Vorfall. Mein bisheriger Heiligkeitsdünkel, der schon alle Reize der Welt für immer besiegt zu haben, und in dem erträumten Paradiese des Pfaffenthums sicher auf seinen Lorbeeren ruhen zu können wähnte, wurde nun auf das empfindlichste beschämt und gedemüthigt. Durch die schwärmerischen Grundsätze des Mönchsthums von Jugend auf verführt, und durch den lebhaftesten Enthusiasmus dafür verblendet, sah ich die zarten Empfindungen der sich entwickelnden

und aufblühenden Humanität als das Abscheulichste an, das in ein reines Herz kommen könnte. In der ängstlichsten Furcht, meine eingebildete Heiligkeit möchte schon durch die bloße Empfindung befleckt werden, war mir das Bewußtseyn des edelsten Widerstandes gegen eine vernunftwidrige Befriedigung des Geschlechtstriebes zu meiner Beruhigung nicht genug. Ich wollte durchaus, was es immer kosten möchte, einer Empfindung los seyn, die, nach der Mönchslehre, nur von dem Satan herrühren könnte, und deren Befriedigung in jedem Falle, also auch im Ehestande, in dem heiligsten Bunde der Liebe, das Herz befleckte, und in den Abgrund der Unlauterkeit, und Thierheit hinabzöge.

Daher that ich alles, was die Mönchsheiligen in dergleichen Fällen gethan haben, um diese Satansgefühle, wie ich glaubte, für immer zu ersticken. Ich tobte mit Geiseln und Cilicien, und sogar mit glühen-

den

den Kohlen, wodurch ich mir beynahe einen unheilbaren Schaden zugefügt hätte, wider mich. Ja da ich in Matthäus Vogels Legende der Heiligen gelesen hatte, daß der heilige Bernardin sich mit dem Federmesser den Namen Jesus auf die Brust geschnitten, und sich dadurch vor allen Versuchungen sicher gestellt habe, so versuchte auch ich dieses verzweifelte Mittel mit einer Grausamkeit, daß die Spuren davon noch immer sehr sichtbar an meiner Brust sind. Nebst allem dem nahm ich noch meine Zuflucht zu reichlichen Almosen, und verschenkte alles, was mir Gönner zu meiner Unterstützung gaben, in der thörigten Hoffnung, daß die Armen jene Gefühle, die ich dem Satan zuschrieb, wegbeten würden. Aber alles war vergebens. Je mehr ich wider die Menschheit kämpfte, desto lebhafter wirkte das Gefühl derselben auf mich zurück. Und dieß stürzte mich in die trostloseste Traurigkeit. Aller Friede meines Herzens war entflohen. Es tobte

in mir eine wahre Hölle, da ich, verführt durch den Wahn der Mönchsheiligkeit, schlechthin etwas Erhabeneres, als bloßer Mensch, seyn wollte, und doch Mensch seyn mußte. Wo ich immer hinblickte, sah ich nichts, als Gegenstände, die meinen Kummer vermehrten. Rückwärts lag das Paradies meiner vor Erwachung des Geschlechtstriebes in der seligsten Herzensharmonie zurückgelegten Jugend mit allen den reizenden Gruppen, die Schwärmerey, und Heiligkeitsdünkel, gepaart mit Reinheit des Herzens, und Liebe zu den Musen durch die Schöpferkraft einer feurigen Phantasie hervorzaubern konnte. Der Rückblick auf diesen seligen Gemüthszustand erfüllte mich mit Vorwürfen, ähnlich denen des Satans, als sich dieser aus dem Himmel in die Hölle gestürzt sah. Vorwärts lag die Zukunft in schauervolle Finsternisse eingehüllt, ein stürmisches Meer voll Klippen, an denen meine angebetete Engelreinigkeit scheitern könnte, und wo ich den

süßen

süßen Frieden nie mehr zu erwarten hätte, den mir die zurückgelegte Jugend gewährt hatte. Einigemal fiel mir der Gedanke ein, daß ich ja auf die Engelreinigkeit Verzicht leisten, und einen Lebensstand wählen könnte, wo ich in dem Genusse der Liebe den gefährlichen Stürmen ausweichen könnte, denen ich ausgesetzt seyn würde, wenn ich mehr seyn wollte, als ein Mensch. Aber Höllenangst packte mich, als ich über diesen Gedanken reflektirte. Ich glaubte schon ein Verworfener zu seyn, da ich fähig seyn könnte, von dem Wege der Heiligen bey besserer Einsicht auch nur rückwärts zu blicken, und mit treulosem Auge in ein Gebiet, voll unreiner Pfützen, mich zu verirren, das nur Menschen betreten könnten, die auf allen höheren Geistesadel Verzicht leistend, bloß an den schändlichen Früchten thierischer Sinnlichkeit Geschmack finden könnten. Vielleicht hätte jedoch dieser Gedanke nach und nach Eingang in mir gefunden, wenn ich nicht das Gelübde der

ewi=

ewigen Jungferschaft abgelegt, und mich mit der heiligen Maria vermählt hätte. Aber ein so heiliges Gelübde brechen, und meiner himmlischen Braut untreu werden, das war in meinen Augen ein Verbrechen, das weder in diesem, noch in dem zukünftigen Leben Vergebung finden könnte.

Ich wollte daher lieber mich einem immerwährenden Kampfe aussetzen, als durch einen so unedlen Frieden meine eingebildete Engelwürde verläugnen, und — Mensch werden. Gott! warum fand ich in diesen entscheidenden Momenten meines Lebens keinen weisen Freund, der mich über die heiligen Zwecke der Menschennatur belehrte, und mir die verlohrne Seelenruhe, die ich auf dem Wege der unseligsten Schwärmereyen nirgends und nie finden konnte, wieder gab? Aber ach! der scheinheilige Tyrann des mönchischen Aberglaubens hatte mich mit seinen Klauen zu fest gepackt, und mit seinen täuschenden Zaubergestalten zu sehr von allen Seiten umgau-

kelt,

kelt, als daß ich fähig gewesen wäre, auch einem Engel, vom Himmel zu mir herabgestiegen, Gehör zu geben, wenn er mich hätte eines Besseren belehren, und aus dem Feenlande meiner mystischen Träumereyen zurückführen wollen.

Nun, nachdem ich alle Bande dieses heiligen Satans zerrissen habe, ist er, um den Schein des Engels des Lichtes zu erheucheln, unverschämt genug, mit arglistiger Schadenfreude auf meine jugendlichen Schwärmereyen, die ganz sein Werk waren, hinzublicken, mir dieselben vor dem Publikum als Brandmahle meines Geistes und Charakters vorzurücken, und auf solche Art seine Verfolgungswuth, die nach meinem Blute dürstete, aber bey den mannigfaltigsten Versuchen, mich zu haschen, den vorgesetzten Zweck nicht erreichen konnte, wenigstens einigermaßen abzukühlen. *)

Aber

*) Placidus Sprenger, Prior zu Banz rückt mir in dem ersten Stücke der Henkeschen

Aber lache nur, Satan der Menschheit, über die Verirrungen, in die du mich gestürzt hast! Lache vor dem Angesichte und in den Schriften der Protestanten, um aufgeklärt zu scheinen, über die thörigten Selbstpeinigungen, die du mich lehrtest. Spotte im Kreise lichtvollerer Menschen über die Thorheiten, die du mir in deinen Schlupfwinkeln als die sichersten Mittel, auf dem Wege der Unmenschlichkeit heilig zu werden, als die größten Heldenthaten der auf deinen Altären prangenden Gottheiten anpriesest, und noch immer auf den Kanzeln dem staunenden Volke mit allen Zauberreizen einer verführerischen Beredtsamkeit anpreisest. Lache öffentlich, wenn dich erleuchtete Menschen beobachten, über die Thorheiten, vor denen du im Geheim das Knie beugest, und die du in deinen Götzen anstaunest. Schärfe wi-

schen Religionsannalen meine jugendlichen Schwärmereyen als Brandmahle meines Geistes vor.

wider mich die Pfeile deines stumpfen Witzes und Spottes, daß ich that, was du mir als die höchste Stuffe von Vollkommenheit vorstelltest, und was du noch immer in deinen Schlupfwinkeln lehrst und thust. Verfluche mich im Geheim, daß ich durch eigne Geisteskraft gehoben, so gottlos war, alle die Bande der thörigten Heiligkeit zu zerreißen, die du als dummer Baalsdiener in deinen Tempeln verehrest, und als Heuchler vor der vernünftigen Welt dem Spotte preis giebst, um mich zu brandmarken. Das Brandmahl liegt nicht auf mir, sondern auf dir. Der Fluch trifft nicht mich, sondern fällt auf dich zurück. Es war Unglück für mich, von meiner Kindheit an, in deine Klauen gefallen zu seyn, die ihren Raub fest halten, und nie wieder freywillig zurückgeben. Aber es wird ewig für mich Ehre bleiben, daß ich den Muth und die Kraft hatte, mich dennoch von denselben loszureißen, und aus dem tiefsten Abgrunde des Aberglaubens zu

einer Geistesfreyheit zu erheben, zu der du in deiner Hölle nie aufblicken kannst.

§. 8.

Rath eines Beichtvaters.

Ich kehre zu dem unseligen Zustande meiner durch Mönchsthorheiten verführten, und nun mit den Gefühlen der Menschheit im schrecklichsten Kampfe liegenden Jugend zurück. Ich bedurfte in der bedenklichsten Lage, in welcher ich je war, der leitenden Hand eines erleuchteten Freundes, da ich unfähig war, mir selbst zu helfen. Ich suchte nun einen. Aber wo? Ach! da, wo er nie zu finden war — im Kloster. Ich floh in den Beichtstuhl eines höchst eifrigen Mönches zu Bamberg, der im großen Rufe der Heiligkeit stand. Ein so heiliger Mann, dachte ich, muß auch von Gott vorzüglich erleuchtet seyn; er wird dir daher ganz gewiß den sichersten Weg zeigen, den du gehen sollst. In Thränen zerflie-

ßend schüttete ich vor ihm mein ganzes Herz aus. Er rieth mir, als das sicherste Mittel gegen dergleichen, wie er sich ausdrückte, teuflische Versuchungen, den Klosterstand. Er schilderte mir, nach Art aller Mönchsasceten, das Klosterleben, als ein verschlossenes Paradies, in welches die höllische Schlange auf keine Art eindringen könnte; wo man, unterstützt durch eine außerordentliche Gnade Gottes, deren sich die Weltmenschen nicht schmeicheln könnten, und entfernt von allen Reizen zur Sünde, die Kraft erhalte, noch in dem irdischen Körper ein wahres Engelleben zu führen. Er gab mir noch einige geistliche Bücher zum Lesen, in welchen diese schwärmerischen Grundsätze und Verheißungen aufs höchste getrieben waren. So wurde mein Entschluß zum Klosterleben unerschütterlich fest bestimmt. Diese Bestimmtheit in Verbindung mit der beseligenden Hoffnung, in dem irdischen Engelleben von allen den Empfindungen befreyet zu werden, die ich über alles verabscheute,

scheute, und für die schändlichste Befleckung des Herzens hielt, stellte meine verlorne Gemüthsruhe wieder einigermaßen her.

Auf solche Art werden tausend gutgesinnte und hoffnungsvolle Jünglinge und Mädchen, durch die scheinheilige Arglist der Mönche verführt, einem gemeinnützigen, für sie und für die Welt segensvollen Berufe entzogen, und unter Verheißungen einer paradiesischen Glückseligkeit in eine irdische Hölle gelockt, woraus keine Erlösung mehr zu hoffen ist, wo sie oft verzweiflungsvoll ihr Leben hinseufzend, nichts sehnlicher wünschen, als den Tod, den sie für ihren einzigen Freund und Retter ansehen.

Es ist in der That zum Entsetzen, daß die Verführungssucht so weit gehen könne, als bey den Mönchen; es ist unbegreiflich, wie diese Verworfenen trotz aller eignen Ueberzeugung von der Nichtigkeit ihrer Ver-

Verheißungen, und besonders troß der traurigsten Erfahrung, die sie täglich an sich und an andern machen, wozu ihnen die Ohrenbeichte die schrecklichsten Belege giebt, der Erfahrung nämlich, daß alle die hochgepriesenen Mittel zur Behauptung einer unversehrten Engelreinigkeit zu weiter nichts dienen, als einen unvertilgbaren und ganz zur Veredlung der Menschheit eingepflanzten Trieb in die wildeste Flamme zu setzen, und ihm eine Richtung zu geben, vor welcher die bessere Menschheit zurückschaudert — wie sie demungeachtet, unaufhörlich gepeitschet durch die Fackel einer ihrem Herzen einheimischen Höllenfurie, ihre Hände noch ausstrecken können nach den schönsten Blüthen der Jugend beyderley Geschlechtes, die im Frühlinge ihres Alters durch die Hoffnung der edelsten Früchte den aufmerksamen Menschenfreund entzücken. Fluch der ganzen Menschheit über diese Satane in Menschengestalt, die nicht zufrieden, selbst höchst unglücklich zu seyn, noch

die hoffnungsvolleste Jugend beyderley Geschlechtes verführen, ihnen die Hölle, worin sie schmachten, als das seligste Paradies schildern, um sie in den Ort ihrer Qual zu locken, und sie zum Hohn der Menschheit langsam dahin welken zu lassen. In diesem Betragen liegt wirklich etwas Satanisches. Denn der Satan ist, wie die Theologen wissen, keiner andern Glückseligkeit fähig, als der, das Glück anderer vernünftigen Wesen zu zerstören, und so viele, als er nur kann, in den Abgrund seines gränzenlosen Elendes hinabzuziehen, um nicht allein zu leiden, sondern sich an dem Anblicke der Qualen anderer zu erquicken. Dulce est, socios habuisse malorum. Möchten sich doch gute und weise Fürsten der noch unerfahrnen, den Fallstricken der Mönche und Pfaffen überall preis gegebenen Jugend erbarmen, und sie besseren Händen zur Leitung übergeben! Möchten sie bald zum Besten der Menschheit jene vorgeblichen Paradiese auf Erden zerstören, die

nichts

nichts als Höllen sind, in welche man gute Menschen lockt! Ich kenne das Gewissen und den Gemüthszustand der Mönche; ich war bis funfzehn Jahre Beichtvater, und weiß aus einer vieljährigen, höchst zuverlässigen Erfahrung, daß auch diejenigen Mönche, die äußerlich noch so glücklich zu seyn scheinen, und von nichts, als von der hohen Zufriedenheit mit ihrem Stande sprechen, dennoch in einem Abgrunde des Elendes schmachten. Ich war selbst die ersten sieben Jahre meines Klosterlebens der eifrigste Mönch, und so enthusiastisch für den Mönchsstand gestimmt, daß ich fähig gewesen wäre, eine Königskrone gegen die Fesseln des Mönchsthums auszuschlagen. Und dennoch loderte unaufhörlich in meinem Innersten eine Hölle, die ich überall mit mir herumtrug; es nagte ein Wurm in meinem Herzen, der jede noch so zarte Knospe der Freude abnagte, und mich unaufhörlich zerfleischte. Was vermag nicht Schwärmerey über den Menschen? Der

Wahn,

Wahn, daß man nicht anders die ewige Seligkeit erringen könne, als auf dem Dornenwege, den der Aberglaube als den einzig möglichen Weg zum Himmel schildert, macht, daß man auch das schrecklichste Elend als Glück ansieht, und mit einer wahren Hölle zufrieden wird, weil man glaubt, man könne nicht anders in den Himmel kommen, als durch dieselbe. Hierin besteht die vorgebliche Glückseligkeit auch der eifrigsten Mönche. Die menschliche Natur läßt sich schlechthin nicht ablegen, oder unter die Füße treten. Auch in dem Schooße des blindesten Aberglaubens behauptet sie ihre Rechte, und geiselt den Thoren, der ihrer spotten will, durch Skorpionen der Gefühle. Man kennet das Mönchsthum nicht, wenn man sagt: die Mönche fühlen sich glücklich: warum soll man sie in ihrem Glücke, wenn es gleich nur erträumt ist, und auf Aberglauben beruht, stören? Es ist unmöglich, daß es je einen glücklichen Mönch, als solchen, gab,

und

und je geben kann. Die menschliche Natur widerspricht jedem vorgeblichen Glücke eines Menschen, der dahin strebt, dieselbe unter die Füße zu treten, und Unmensch zu werden. Nur in dem Schooße der Humanität rauschet die immer lebendige und belebende Quelle des wahren Glückes. In dem Paradiese des Mönchsthumes herrschet nichts, als Tod.

Zweyter Hauptabschnitt.

Eintritt in das Kloster.

§. 9.

Aufnahme nach Banz.

So wurde ich zum Mönchsstande verführt. Ich hatte zu Bamberg so eben das Studium der Philosophie angefangen, als ich im Frühjahre 1778 die Admission nach Banz durch

durch den damaligen Abt Valerius erhielt. Ich hatte damals mein zwanzigstes Lebensjahr angetreten. Ich freuete mich unaussprechlich auf den Himmel, der mir auf Erden verheißen war. Ich ging mit einer Reinheit der Gesinnung und mit einem Eifer in dieses berühmte Kloster, als es vielleicht selten der Fall ist. Bey mir fielen alle die unedlen Beweggründe weg, die so manchen jungen Menschen aus Verzweiflung, in der Welt sein Stückchen Brod zu finden, zum Mönchsstande bestimmen. Denn ob ich gleich arm war, so hatte ich doch durch so mannigfaltige öffentliche Proben vorzüglicher Geistesfähigkeiten, verbunden mit einem unermüdeten Fleiß, und unbefleckten Wandel mir bereits so viele angesehene Gönner und Freunde erworben, daß es mir nicht schwer hätte werden können, in jeder Art eines gemeinnützigen Standes eine ehrenvolle Stelle zu erhalten.

Ich ging daher mit einem eben so lebhaften, als uninteressirten Eifer nach Banz; und hatte keine geringere Absicht, als theils ein großer Mönchsheiliger, theils ein vorzüglicher Gelehrter zu werden. Dieses Kloster schien mir auch zur Erreichung dieses doppelten Zweckes das schicklichste zu seyn, weil es sowohl wegen des Eifers für die strengste Mönchsdisciplin, als für eine ausgezeichnete Gelehrsamkeit in gleichem Maaße berühmt war. Nach diesem doppelten Ruhme hatte dieses Kloster wirklich seit 30 Jahren gegeizt; es herrschte daher in demselben bey allem Ruhme der Aufklärung, den es auf eine heuchlerische Art erschlichen hat, stets der finsterste und verruchteste Mönchsgeist, dessen wüthigste Eiferer gerade diejenigen gewöhnlich sind, die die Maske der Aufklärung immer vor der Welt, besonders aber vor protestantischen Gelehrten zur Schau tragen, und sich sogar als Aufklärer des katholischen Deutschlandes brüsten. Unter diesen steht Placidus

Sprenger, der ehemals die Literatur des katholischen Deutschlandes heraus gab, oben an.

§. 10.

Novitzenmeister.

Ich hatte das Unglück einen Novitzenmeister zu bekommen, der in Rücksicht auf den wildesten und stupidesten Eifer für alle Ausgeburten des mönchischen Aberglaubens in dem heiligen römischen Reiche vielleicht wenige seines Gleichen hatte. Das Erste, was er mir, und meinen Mitnovitzen tief, und mit unauslöschlichen Zügen einzuprägen suchte, war der blindeste Glaube und Gehorsam in Absicht auf alles, was sich auf die ausdrücklichen Vorschriften der heiligen Regel, auf die unzähligen Zeremonien, die theils dem ganzen Orden, theils jedem Kloster besonders eigen sind, und welche letztere nach der Mönchssprache laudabiles monasterii consuetudines heißen, und was

sich

sich endlich auf die besonderen, willkührlichen Befehle der Klosterobern beziehet.

Dieser blinde Glaube und Gehorsam, den mein Novitzenmeister predigte, war nach ihm der einzige Grund, und das non plus ultra alles Verdienstes vor Gott, aller Vollkommenheit und Heiligkeit, und folglich das einzige Mittel, Gott zu gefallen, und die ewige Seligkeit zu erwerben. In eben dem Verhältnisse, war seine Behauptung, als man selbst nachdenke, und durch die geringste Prüfung eines Grundes sich der göttlichen Leitung, die sich durch die heilige Regel, durch die Kloster- und Ordensstatuten, und die Befehle der Obern offenbare, auf eine frevelhafte Weise entziehe, vermindere man das moralische Verdienst der Handlungen, und nähere sich dem Wege des Verderbens, der bloß durch Selbstüberzeugung und eigene Willensbestimmung betreten werde. Der vollkommene Mönch müsse so gesinnt seyn, daß er mit Wahrheit stets zu

Gott,

Gott, und zu seinen Obern, die Gottes Stelle vertreten, sagen könne, was der Psalmist sagt: *Sicut jumentum factus sum ante te.* Dergleichen Bibelsprüche, die er in dem verkehrtesten Sinne nahm, hatte er immer der Menge nach in Bereitschaft, eben so, wie einen unerschöpflichen Vorrath von den widersinnigsten Handlungen der Heiligen, wodurch sie ihre Vernunft verläugneten, und die er als Muster der Nachahmung aufstellte.

Absolute Verläugnung der Vernunft war nach ihm der Punkt, von dem alle Heiligung ausgehen, und das Ziel, worauf sie einzig hinstreben müsse. Der Mönch, der alles, was der Obere sage, blind glaube, und befolge, könne den Willen Gottes gar nicht verfehlen, weil Gott durch die Oberen rede. *Qui vos audit, me audit*, sage Christus von den Obern. Es komme hier gar nicht darauf an, was der Obere für ein Mann, ob er gelehrt oder ungelehrt, verstän-

ständig oder einfältig sey. Gott habe ja schon einmal seinen Willen durch einen Esel geoffenbaret, zum deutlichen Beweis, daß wir auch Eseln gehorchen müssen, sobald Gott durch sie spreche. Denn der Wille Gottes sey gleich anbetungswürdig, er möge aus dem Munde eines Esels, oder eines großen Propheten kommen.

§. 11.

Nothwendigkeit und Verdienstlichkeit des Gehorsams, auch bey unmoralischen Befehlen.

Wenn auch der Obere etwas an sich Böses gebietet, behauptete ferner mein Novitzenmeister, muß der Untergebene ohne alles Selbstklügeln gehorchen. Unbedingter Gehorsam sey in jedem Falle von Seiten des Untergebenen absolute Pflicht; ihm komme auf keine Art weder das Recht, noch die Pflicht zu, die Befehle des Obern zu

prü-

prüfen. Hierin sey der Patriarch Abraham ein Muster für alle Mönche und Rechtgläubige geworden. Was scheint gewisser zu seyn, sagte er, als daß der Vater, der auch nur den Vorsatz faßt, eines seiner Kinder zu ermorden, die unmenschlichste Sünde begehe? Was scheint evidenter zu seyn, als daß Gott so etwas nie gebieten könne? Und dennoch hat Gott dem Abraham befohlen, seinen einzigen Sohn zu schlachten, wie es ausdrücklich die heilige Schrift versichert. Wenn in irgend einem Falle ein Mensch berechtigt zu seyn schien, über die Rechtmäßigkeit eines Befehls nachzudenken, und daran zu zweifeln, so war es hier der Fall. Aber dennoch klügelte Abraham nicht im geringsten über diesen erhaltenen Befehl. Er überließ Gott selbst, der ihm, seinen Sohn zu opfern, befohlen hatte, die Verantwortung dieses Befehles. Er gehorchte blind; und dadurch machte er sich, wie die heilige Schrift bezeugt, des höchsten Wohlgefallens

Got=

Gottes würdig, und wurde das Muster aller Gläubigen.

Daraus zog er nun den Schluß, daß wir durch uns nie selbst wissen können, was an sich gut und Gott wohlgefällig sey; daß vielmehr das, was uns nach dem Lichte unserer durchaus verderbten, und in Absicht auf unsere höchste Bestimmung ganz blinden Vernunft gut zu seyn scheine, vor Gott ein Gräuel sey. Es sey daher schlechthin kein anderes Mittel, Gott zu gefallen, und heilig zu werden, als eine absolute Verläugnung der eignen Ueberzeugung, und des selbst bestimmten Willens. Und da Gott nicht immer Wunder wirken und zu uns unmittelbar reden könne, so habe er die geistlichen Obern als die Organe seines Willens in jedem Falle bestimmt, welche für die gemeinen Christen die Bischöfe und Seelsorger in Verbindung mit dem Papste, für die Mönche aber ihre unmittelbaren Oberen seyen. Daher müsse jeder

Mönch, der nach Vollkommenheit strebe, seine eigne Einsicht und seinen Willen durchaus verläugnen, und in Rücksicht auf alle seine inneren und äußeren Handlungen blind von den Obern abhängen, durch welche Gott seinen Willen für immer zu offenbaren versprochen habe, wenn auch der Befehl in den Augen der betrügerischen Menschenvernunft widersinnig und böse zu seyn scheine. Der Untergebene thue auch dann den Willen Gottes, und habe folglich nichts zu verantworten, wenn der Obere wirklich böse Absichten durchzusetzen suche. Die ganze Verantwortung falle hier auf den Obern.

Wohl den Mönchsobern, wenn sie lauter Mönche, nach solchen Grundsätzen gebildet, unter ihrem Hirtenstab haben! Es wird ihnen nicht schwer seyn, wenn sie nur ein wenig Gewandtheit des Geistes besitzen, und bey ihren Befehlen ihre wahren Absichten zu maskiren wissen, durch den blinden

den Gehorsam ihrer Untergebenen, deren Princip ist: *Sicut jumentum factus sum ante te,* jedes noch so teuflische Bubenstück auszuführen. Wie vortheilhaft eine ähnliche Gesinnung der gemeinen Gläubigen für die tyrannische Herrschaft der Päpste und Bischöfe war, und wie leicht es ihnen dadurch wurde, ihr Spiel nach Belieben mit der blinden Menschheit zu treiben, und dieselbe, wie zahmes Vieh, zu allen ihren egoistischen Absichten zu benutzen, hat die Kirchen- und Profangeschichte nur zu häufig gelehrt. Wie fürchterlich muß ein Heer von Mönchen, die sich von ihren Obern zu allen Bubenstreichen blind mißbrauchen lassen, und durch diese absolute Wegwerfung ihrer selbst, das höchste Verdienst zu erringen glauben, einem guten Fürsten werden! Läßt sich in einem Pfaffenlande etwas durchsetzen, was den Pfaffen nicht behagt? Jeder noch so mächtige Fürst ist verloren, der es wagt, dem Mönchs- und Pfaffenthume in das Auge

Mönch, der nach Vollkommenheit strebe, seine eigne Einsicht und seinen Willen durchaus verläugnen, und in Rücksicht auf alle seine inneren und äußeren Handlungen blind von den Obern abhängen, durch welche Gott seinen Willen für immer zu offenbaren versprochen habe, wenn auch der Befehl in den Augen der betrügerischen Menschenvernunft widersinnig und böse zu seyn scheine. Der Untergebene thue auch dann den Willen Gottes, und habe folglich nichts zu verantworten, wenn der Obere wirklich böse Absichten durchzusetzen suche. Die ganze Verantwortung falle hier auf den Obern.

Wohl den Mönchsobern, wenn sie lauter Mönche, nach solchen Grundsätzen gebildet, unter ihrem Hirtenstab haben! Es wird ihnen nicht schwer seyn, wenn sie nur ein wenig Gewandtheit des Geistes besitzen, und bey ihren Befehlen ihre wahren Absichten zu maskiren wissen, durch den blin-

den Gehorsam ihrer Untergebenen, deren Princip ist: *Sicut jumentum factus sum ante te*, jedes noch so teuflische Bubenstück auszuführen. Wie vortheilhaft eine ähnliche Gesinnung der gemeinen Gläubigen für die tyrannische Herrschaft der Päpste und Bischöfe war, und wie leicht es ihnen dadurch wurde, ihr Spiel nach Belieben mit der blinden Menschheit zu treiben, und dieselbe, wie zahmes Vieh, zu allen ihren egoistischen Absichten zu benutzen, hat die Kirchen- und Profangeschichte nur zu häufig gelehrt. Wie fürchterlich muß ein Heer von Mönchen, die sich von ihren Obern zu allen Bubenstreichen blind mißbrauchen lassen, und durch diese absolute Wegwerfung ihrer selbst, das höchste Verdienst zu erringen glauben, einem guten Fürsten werden! Läßt sich in einem Pfaffenlande etwas durchsetzen, was den Pfaffen nicht behagt? Jeder noch so mächtige Fürst ist verloren, der es wagt, dem Mönchs- und Pfaffenthume in das Auge

zu greifen. Ein Beyspiel davon ist Kaiser Joseph. Das Mönchsthum ist vorzüglich in unsern Tagen eine wahre Pest der Menschheit und jedes Landes. Keine noch so weise Regierung wird sich gegen die verderblichen Einflüsse der verpesteten Luft sicher stellen können, die aus den Klöstern hervorgehet, und sich über das Volk verbreitet. Man wird es immer deutlicher einsehen, daß kein anderes Mittel sey, sich wider das Verderben dieser Art zu verwahren, als die gänzliche Vertilgung solcher Institute, deren innigster Geist in dem rastlosen Bestreben bestehet, allen Sinn für Vernunftwürde unter den Menschen zu ersticken. Gewiß, zweckmäßiger kann der Satan sein Reich nicht begründen, als durch Verläugnung der Vernunft.

§. 12.

Anbetung der Obern.

Solche Maximen waren das Fundament, worauf dieser heilige Unhold das

Gebäude der Heiligkeit in mir zu errichten suchte. Daraus, daß Gott die Mönchsobern als die Organe seines Willens, und als seine Stellvertreter bestimmt habe, zog er nun sehr consequent die Folge, daß man auch Gott in der Person der Obern anbeten müsse, wie der von Gott inspirirte heilige Benedikt selbst in seiner Regel verordne: *in illis adoretur Christus.* Diese Anbetung müsse man auch äußerlich zeigen. Und nun lehrte er mich, und meine Mitnovitzen eine Art der äußern Anbetung, die man Prosterniren heißt.

Diese Anbetungszeremonie besteht in folgendem. Wenn ein Mönch in Beobachtung der unzähligen Klostergebräuche, die man kaum in einigen Jahren lernen kann, das Geringste versehen hat, so muß er zu seinem Obern kommen, sich mit dem ganzen Leibe vor dessen Füßen niederwerfen, andächtig den Boden küssen, und im Staube liegend seine Mönchssünde bekennen. Sobald

bald sich der Mönch auf die Erde niedergeworfen hat, fragt der Obere: *Quid dicit?* Der Mönch antwortet: *Meam culpam.* Der Obere: *Qualem culpam?* Nun bekennet der arme Sünder noch immer vor den Füßen des in seiner Mönchsmajestät da stehenden Klostersultans auf dem Gesichte liegend, sein Himmelschreyendes Verbrechen, z. B. daß er im Chore einen Ton nicht recht getroffen, oder einen unpassenden Vers gesungen, oder die Kapuze nicht recht gesetzt habe u. d. g. Dann folgt gewöhnlich eine derbe Strafpredigt, und ein schreckliches Ungewitter des empörten Mönchseifers stürzt auf den armen Sünder nieder. Wenn der Obere den niedergedonnerten Verbrecher nicht aus besonderer Gnade aufstehen heißt, welches entweder durch einen derben Schlag auf etwas, das ihm zunächst stehet, oder durch das Majestätswort, *Surgat*, geschieht, so muß derselbe so lange auf der Erde liegen bleiben, bis das schauervolle Ungewitter des ergrimmten

Klostergottes, von Bliz, Donner, Hagel, Sturm und Erdbeben begleitet, ausgetobt hat.

Es übersteigt allen Glauben, wie sich mein Novizenmeister bey solchen Gelegenheiten benahm. Ich war voll des feurigsten Eifers für alle Thorheiten des Mönchsthumes. Ich kam also bey dem geringsten Versehen der kleinlichsten Zeremonie zu ihm, und klagte mich bey ihm auf die oben beschriebene Weise an. Hätte der gemeinste Weltmensch einem solchen Spektakel zugesehen, er würde ganz gewiß geglaubt haben, daß ich ein Verbrechen begangen hätte, das weder in dieser noch in der zukünftigen Welt Vergebung verdiente. „Entsezlich, entsezlich," fing gewöhnlich dieser mönchische Donnergott seine Strafpredigt an, auf eben die Art, wie Moses, wenn dieser wider das abgöttische Israel Himmel und Erde zum Erstaunen und zur Rache auffoderte.

Diese Art von Anbetung der Obern herrscht noch immer in dem aufgeklärten Banz. Ich mußte mir dieselbe noch kurz vor dem Austritte aus dem Kloster, da ich Professor der Philosophie war, gegen den nun verstorbenen Herrn Abt, der vor Fremden den Philosophen affektirte, aber in den Mönchskapiteln unaufhörlich wider die Philosophie Strafpredigten hielt, und gegen den damaligen Prior gefallen lassen. Dieser leztere war so entflammt vom Eifer für die kleinlichsten Mönchszeremonien, daß er im Ernste glaubte, Gott habe die Welt durch die französische Revolution gestraft, weil die Mönche nicht mehr so genau, als ehemals, ihre heiligen Gebräuche beobachteten, welches er mir nicht selten seufzend klagte, und ans Herz zu legen suchte, um mich zu bekehren. Und doch ist der Mann nichts weniger, als unwissend; vielmehr ist er wirklich ein sehr gelehrter Mann. Er ist nicht bloß in der katholischen, sondern auch protestantischen Literatur, besonders

was

was das theologische Fach betrifft, sehr gut bewandert. Er lieset fleißig die protestantischen Theologen und Exegeten, aber freylich nur in der Absicht, um sie in seinen Schriften theils zu widerlegen, theils die Schätze Aegyptens zur Erbauung der heiligen Bundeslade zu benutzen.

§. 13.

Bücher, die man mir zum Lesen gab.

Die Bücher, die mir mein Novitzenmeister zum Lesen gab, um die Fundamentallehren des Mönchsthumes unerschütterlich fest in mir zu begründen, waren die abentheuerlichsten Ausgeburten des mönchischen Unsinnes, ganz dazu bestimmt, mich vollkommen zu entmenschen. Ich will deren nur zwey nennen. Die erste Schrift enthielt die Lebensbeschreibungen der ersten Mönche zu La Trappe unter dem Abte Rancé, von diesem unmenschlichsten aller

Schwär-

Schwärmer des 17ten Jahrhunderts selbst verfaßt. Es wird die Zeit kommen, wo diese Schrift in den vorzüglichsten Bibliotheken als das seltenste Dokument des menschlichen Unsinnes und einer durchaus rasenden Heiligkeitssucht des Mönchsgeistes wird aufbewahrt werden. Alle die Mönche, deren Leben hier beschrieben wird, waren die unmenschlichsten Selbstmörder. Alle Spuren der Vernunft, und Humanität durchaus zu vertilgen, das war das Ziel dieser alles Abscheus würdigen Mönchsheiligen. Das Buch ist für den Psychologen und Philosophen höchst merkwürdig. Die Grundsätze des Mönchsthums sind hier bis zu einer Konsequenz, die Schaudern erregt, durchgeführt und ausgeübt.

Die zweyte Schrift, deren ich hier vorzüglich Erwähnung thun will, als einer solchen, die mir gleich anfangs in die Hände gegeben wurde, um mich zu einem vollkommenen Mönch zu bilden, hat, so viel ich

ich mich erinnere, den Titel: Konferenzreden über die Pflichten des Mönchsstandes. Der Verfasser davon war ein Benediktiner aus der Kongregation des heiligen Maurus. Es herrscht in derselben der nämliche Geist der frömmelnden Stupidität und Unmenschlichkeit, wie in der ersten. Auch diese Schrift ist in Rücksicht auf den wesentlichen Charakter des Mönchsgeistes klassisch. Hier tritt er nicht wie zu Banz vor den Augen der Protestanten, mit der Maske der Aufklärung auf, sondern zeigt sich ganz in seiner schrecklichen, alle Gefühle der Humanität empörenden, Gestalt. Um sich von der Verderblichkeit des Mönchsstandes bis zur höchsten Evidenz zu überzeugen, darf man nur diese beyden Schriften lesen. Man urtheile doch nicht nach dem äußern Glanz der Klöster, sondern nach dem inneren Geiste, der in denselben herrschet. Ich weiß, daß sehr viele Protestanten, die unter den Gelehrten einen der ersten Plätze behaupten, sehr gut für die

Klö-

Klöster gestimmt sind, so daß sie ihr fernetes Bestehen recht aufrichtig wünschen. Sie würden das Mönchsthum, auch wenn es durch den Ruhm einer aufgeklärten Denkart noch so sehr glänzt, von ganzem Herzen verabscheuen, wenn sie mit dem innigsten Geiste desselben vertraut wären. Sie würden finden, daß die berühmtesten Klöster übertünchten Gräbern gleich seyen, die zwar von außen glänzen, aber von innen voll des Unrathes sind. Ganz hat sich vor den meisten Klöstern den Ruhm einer aufgeklärten Denkart erschlichen. Und doch herrschet in dem Inneren dieses Klosters ein weit verruchterer Mönchsgeist, als selbst in den Klöstern, die man für die Wohnsitze der Unwissenheit hält. Der Mönch, ausgerüstet mit Gelehrsamkeit, ist weit gefährlicher, und unmenschlicher, als der unwissende Mönch. Mönchische Gelehrsamkeit führt immer weiter von dem gemeinen Menschensinne, und von humaner Denk- und Sinnesart ab. Unter den Glanzmännern

zu

zu Banz stund Placidus Sprenger seit zwanzig Jahren oben an. Und dennoch war er zugleich der wüthigste, und arglistigste Zelot für Mönchsunsinn aller Art. Selbst für die eben angeführten Schriften hatte er so viel Achtung, daß er sie als Prior öffentlich bey Tische vorlesen ließ, um den verruchtesten Mönchsgeist zu Banz theils zu erhalten, theils wieder zu zu erwecken. Kein Satyriker ist fähig, wenn ihm auch die lebhafteste Phantasie zu Gebot stehet, ein Ideal von Mönchsunsinn in einem so hohen Grade zu erdichten, und zum Gegenstande des Spottes zu machen, als der ist, der in jenen Schriften mit vollem Ernste, und in einer von Feuereifer glühenden Sprache, als das höchste Ziel der moralischen Vollkommenheit gepredigt wird. Was muß das für ein Licht seyn, das sich mit einer solchen Finsterniß verträgt! Wie hoch muß die philosophische Aufklärung der Mönche zu Banz gestiegen seyn, da sie solche Schriften noch als Mu-

 ster

Klöster gestimmt sind, so daß sie ihr ferneres Bestehen recht aufrichtig wünschen. Sie würden das Mönchsthum, auch wenn es durch den Ruhm einer aufgeklärten Denkart noch so sehr glänzt, von ganzem Herzen verabscheuen, wenn sie mit dem innigsten Geiste desselben vertraut wären. Sie würden finden, daß die berühmtesten Klöster übertünchten Gräbern gleich seyen, die zwar von außen glänzen, aber von innen voll des Unrathes sind. Ganz hat sich vor den meisten Klöstern den Ruhm einer aufgeklärten Denkart erschlichen. Und doch herrschet in dem Inneren dieses Klosters ein weit verruchterer Mönchsgeist, als selbst in den Klöstern, die man für die Wohnsitze der Unwissenheit hält. Der Mönch, ausgerüstet mit Gelehrsamkeit, ist weit gefährlicher, und unmenschlicher, als der unwissende Mönch. Mönchische Gelehrsamkeit führt immer weiter von dem gemeinen Menschensinne, und von humaner Denk- und Sinnesart ab. Unter den Glanzmännern

zu Banz stund Placidus Sprenger seit zwanzig Jahren oben an. Und dennoch war er zugleich der wüthigste, und arglistigste Zelot für Mönchsunsinn aller Art. Selbst für die eben angeführten Schriften hatte er so viel Achtung, daß er sie als Prior öffentlich bey Tische vorlesen ließ, um den verruchtesten Mönchsgeist zu Banz theils zu erhalten, theils wieder zu zu erwecken. Kein Satyriker ist fähig, wenn ihm auch die lebhafteste Phantasie zu Gebot stehet, ein Ideal von Mönchsunsinn in einem so hohen Grade zu erdichten, und zum Gegenstande des Spottes zu machen, als der ist, der in jenen Schriften mit vollem Ernste, und in einer von Feuereifer glühenden Sprache, als das höchste Ziel der moralischen Vollkommenheit gepredigt wird. Was muß das für ein Licht seyn, das sich mit einer solchen Finsterniß verträgt! Wie hoch muß die philosophische Aufklärung der Mönche zu Banz gestiegen seyn, da sie solche Schriften noch als Mu-

ster der Erbauung ansehen können! Auch der philosophische Abt Otto, der vor zwey Jahren das Zeitliche gesegnet hat, ließ dieselben Schriften zur Fastenzeit aufs neue bey Tische vorlesen, um den Eifer für die unsinnigste Mönchsheiligkeit bey seinen Mönchen wieder anzufachen und zu entflammen. Ich weiß zwar, daß einige Wenige diese Erbauungslektüre mißbilligten. Aber darum wurden sie auch von dem Herrn Abte, dem Aufklärer des katholischen Deutschlandes, nämlich dem Herrn Placidus Sprenger, und dem übrigen Glanzheere der Zeloten zu Banz für verworfene angesehen, und auf alle mögliche Art verfolgt.

§. 14.

Einfluß dieser Schriften auf meinen Charakter.

Diese Schriften hatten in den ersten Jahren meines Mönchslebens die schrecklichste Wirkung auf meinen Geist. Von der zar-

zartesten Jugend an durch Mönche verführt, war ich eben so blind, die ganz auf Entmenschung ausgehenden Grundsätze, die sie enthalten, anzunehmen, als eifrig, sie in Ausübung zu bringen. Ich gerieth dadurch in eine Verwirrung des Geistes und des Gewissens, die ich unmöglich beschreiben kann, und die ganz das war, was sich die Theologen unter der Hölle denken. Bey allen dem Feuereifer, alle Vorschriften des Mönchsthumes auf das vollkommenste und pünktlichste zu beobachten, wurde dennoch mein verwirrtes Gewissen unaufhörlich mit den schrecklichsten Vorwürfen gefoltert, als wenn ich bey jeder Handlung, die ich aus Eifer für Mönchsheiligkeit ausübte, lauter schwere Sünden beginge. Je größer mein Eifer für das Gute überhaupt, das mir freylich immer unter falschen Ansichten vorschwebte, war, desto schmerzlicher waren die Gewissensbisse, die mich unaufhörlich zerfleischten, indem ich befürchtete, meiner Pflicht nicht Genüge geleistet zu haben.

Ich

Ich sah nichts, als Abgründe, die mich bey jedem Schritte zu verschlingen droheten. Der Grundsatz des blinden Glaubens, den ich als Fundament aller Heiligkeit angenommen hatte, verbreitete nichts, als schauervolle Nacht, um mich her, so daß ich mich, nirgends orientiren konnte, und daher bey jedem Schritte, den ich that, befürchten mußte, ich möchte dem Verderben zueilen, statt vorwärts das Ziel, das der Menschheit vorgesteckt ist, zu verfolgen. Dieser Grundsatz hatte mir gleichsam die Augen des Geistes ausgestochen; ich tappte unter lauter Anstößen, und Abgründen im Finstern herum, ohne zu wissen, wo ich war, oder wo ich hin ging. Alles war für mich unsicher, ich mochte thun, was ich wollte; überall, wo ich hintrat, wankte der Boden unter meinen Füßen.

Ein hoher Grad des moralischen Sinnes und Eifers, verbunden mit einer solchen Blindheit des Geistes — das ist eine

Hölle, deren Qualen unbeschreiblich sind, und gegen welche die ganze Sinnenwelt mit allen ihren Schrecknissen nichts Aehnliches hat. In dieser Hölle schmachtete ich die ersten sieben Jahre meines Klosterlebens. Man muß dieses Unglück in seiner ganzen Fülle, wie ich, selbst erfahren haben, um sich einen wahren und lebendigen Begriff davon zu machen können. Es war der schrecklichste Geistessturm, der sich nur immer vorstellen läßt, ein Geistessturm, der mir nie Ruhe gönnte, und gegen welchen ich nicht das geringste Hülfsmittel hatte. Denn wie hätte ich mir helfen wollen? Durch Nachdenken und Prüfen der Grundsätze, die diesen Sturm in meinem Gemüthe hervorbrachten? Aber das war ja in meinen Augen, und nach dem Fundamentalgrundsatze des Mönchsthums die größte Sünde, die ich zu begehen in diesem Zustande schlechthin unfähig war. Ach! bey dem lebendigsten Streben nach Mönchsheiligkeit fühlte ich nur gar zu sehr

die schneidende Wahrheit des Ausspruches Jesu, wenn er in Ansehung der Verdammten sagt, daß ihr Wurm nie sterbe. Mein Elend war so groß, daß wenn ich frühe Morgens vom Schlafe erwachte, mein erster, mit Thränen begleiteter Gedanke war: „Gott! warum lebe ich noch? Wäre ich doch nie mehr aus dem Schlafe zum Leben erwachet!" Das Selbstbewußtseyn, sonst die unversiegbare Quelle der reinsten Freuden für den weisen Tugendfreund, der Eifer mit Einsicht verbindet, war für mich bey meinem bloß durch den blindesten Glauben bestimmten Eifer der Wurm, der nie starb, der unaufhörlich an meinem Herzen nagte; war die giftige Schlange, die sich in festen Ringen um meine Lenden geschlungen hatte, und durch giftige Bisse mich immer tödtete, und wider zum verhaßten Leben weckte; die ich überall mit mir herumtrug, ohne ihr entfliehen zu können. Ich wünschte nichts sehnlicher, als den Tod, und den Verlust des Selbstbe-

wußtseyns, und des Verstandes, theils um von meinen Leiden nichts mehr zu wissen, theils aus der Absicht, damit ich unfähig würde, den lieben Gott mehr zu beleidigen!! Das war das Paradies, das mir das Mönchsthum verhieß, und dadurch mich ins Kloster lockte; das die selige Ruhe, die mich von den Stürmen des Weltlebens aufnehmen und ewig erquicken sollte. Fliehet, Jünglinge, fliehet dieses Höllenparadies! fliehet diese Sturmruhe, der kein noch so schauervolles Ungewitter auf dem Ocean des geschäftigen Weltlebens gleich kommt! Verschließt eure Ohren der Sirenenstimme jener satanischen Menschenverführer, die euch unter tausend Verheißungen eines irdischen Himmels in den Abgrund alles Elendes locken, und sich dann freuen, wenn sie euch für immer unglücklich gemacht haben, so wie sich der Satan freuet, wenn ihm ein Raub gelungen ist.

§. 15.

Anwandlungen zum Selbstmorde. — Heiliger Selbstmord.

Ich hatte öfters sehr heftige Anwandlungen zum Selbstmorde; aber die Vorstellung, daß es Sünde sey, war der Schutzgeist, der mich rettete. Es war für mich ein erschrecklicher Gedanke, wenn ich in der Verzweiflung so weit kommen sollte, daß ich mich endlich entschlösse, mich aus der zeitlichen Hölle, in der ich schmachtete, in die ewige zu stürzen. Doch wünschte ich recht sehr, daß ich ohne Verschuldung plötzlich eines gewaltsamen Todes sterben möchte. Wenn ich z. B. aus der Zisterne des Klosters Wasser holte, so drängte sich mir unwillkürlich der Gedanke auf: „Möchtest du doch so glücklich seyn, ohne dein Verschulden in diese Zisterne zu fallen!" Eben so, wenn ich für die hohen Festtage den Hochaltar der Klosterkirche schmücken mußte, dachte ich: „Möchte dich doch ein wohl=

wohlthätiger Genius von der Leiter, auf der du stehest, hinabstürzen auf das Steinpflaster, und dir mit gütiger Hand den Kopf einschlagen!" Aber es erbarmte sich meiner weder ein Satan, noch ein guter Geist. Ich mußte zu meiner Marter — fortleben.

Doch es blieb mir eine andere Art des Selbstmordes übrig, der selbst als die höchste Stufe der moralischen Vollkommenheit in den Mönchsschriften, die man mir zu lesen gab, angepriesen wurde. Die ersten Mönche zu La Trappe, deren Leben man mir als Muster zu lesen gab, denen ich nacheifern sollte, waren lauter Selbstmörder, die aus Eifer für Buße und Heiligkeit, und durch die sinnreichsten Selbstpeinigungen aller Art langsam alle Lebenskräfte aufzehrten. Daher hielt ich nur eine Handlung, die aus Ueberdruß des Lebens plötzlich und gewaltsam den Faden des Lebens abschnitt, für Sünde; hingegen war eine Lebensart, die aus Liebe zu

Gott

Gott auf dem Altare der Buße das Leben langsam zum Opfer brächte, in meinen Augen höchst verdienstlich, und der höchste Zweck, dem man nachstreben müßte, und den die Heiligen durch ihre strengen Büßübungen, und durch einen ganz geistigen Heldenmuth erreicht hätten. Um jedoch ganz sicher zu gehen, fragte ich meinen Novitzenmeister, der zugleich mein Beichtvater war, um Rath, und foderte ihn auf, mir bestimmt zu erklären, ob es erlaubt sey, aus Liebe zu Gott und aus Bußeifer sein Leben zu verkürzen. Dieser Schwärmer behauptete dieses nicht nur, sondern donnerte mich sogar durch eine derbe Strafpredigt als einen verstockten Sünder nieder, bey dem das Lesen der heiligen Bücher noch nicht einmal die Einsicht dessen bewirkt habe, was alle Heiligen gethan hätten. Ich fragte auch noch den hochberühmten und gelehrten P. Dominikus Schramm zu Banz, der mir dasselbe sagte, und ebenfalls böse wurde, weil ich ihm einige Einwen-

wendungen gegen diese empörende Behauptung machte. „Wollen Sie klüger seyn, als alle Heiligen, sagte er mir, die sich beständig in solchen Selbstpeinigungen übten, die offenbar so beschaffen sind, daß sie das Leben abkürzen können? Die Heiligen waren lauter von Gott erleuchtete Menschen; sie thaten nichts, ohne durch Gottes Gnade und Erleuchtung getrieben zu seyn. Wären Bußübungen, welche langsam die Kräfte des Lebens abzehren, nicht verdienstlich und Gott gefällig, so würden sie dieselben gewiß nicht mit so viel Eifer und Standhaftigkeit bis an ihren Tod ausgeübt haben. Der Weg, den die Heiligen gegangen sind, ist durchaus sicher. Er ist der enge Weg, der zum Himmel führet; hingegen führet der breite Weg — eine Lebensart, welche die menschlichen Neigungen befriedigt — zur Hölle. Der Klosterstand ist der Stand der Buße. Der Büßer hat nicht zu fragen, ob er bey der Lebensart, die einmal für ihn absolute Pflicht ist, lang oder kurz leben werde. Das muß

man

man Gott anheim stellen, und seine Pflicht thun." Das war der Bescheid, den ich über einen so höchst wichtigen Gegenstand der Moral, der die Pflicht der Selbsterhaltung betrifft, selbst von einem der gelehrtesten Mönche, dessen zahlreiche Schriften öfters aufgelegt, und auf manchen katholischen Akademien vorgelesen wurden, erhielt. Religion und Moral wird durch den Mönchsgeist ganz verkehrt, und zur Geisel der Menschheit gemacht. Daher kann auch das Mönchsthum in unsern Tagen keine andere Wirkung haben, als diese Heiligthümer der Menschheit, ohne welche man weder gut, noch glücklich seyn kann, an denen alle Würde, Ruhe, und Interesse des Menschen hängt, immer verächtlicher zu machen, weil sie in einer Verunstaltung dargestellt werden, gegen welche sich die höhere Verstandskultur, auf der die meisten Nationen Europens stehen, nothwendig empört. Die meisten Menschen sind zwar so weit gekommen, daß sie die Thorheiten, womit das Mönchsthum Religion und Mo-

ral verunstaltet, verlachen; aber es fehlet ihnen die Einsicht in das Wesen der Religion und Moral, und die inneren Gründe, die in den Augen der Vernunft eben so ehrwürdig, als unerschütterlich fest sind. Man ist nur gar zu leicht geneigt, von einem Extrem auf das andere überzugehen, und mit dem Aberglauben selbst das, was der Vernunft ewig heilig seyn wird, zu verwerfen und zum Gegenstande des Spottes zu machen. Möchten doch gute und weise Fürsten dieses beherzigen, und durch Aufhebung des Mönchsthumes einer Gefahr zuvorkommen, die selbst ihren Thronen drohet! Denn mit der Religion und Moral wanket jeder noch so mächtige Thron. Dieses Wanken aber ist unvermeidlich, wenn das Mönchsthum noch ferner begünstiget wird. Man fasse doch nicht, wenn man über das Verhältniß des Mönchsthums gegen das Beßte des Staats und der Kirche urtheilen will, die wenigen, lichtvollen Mönche ins Auge, die wirklich Einsicht und Muth genug haben, um Licht

und Segen zu verbreiten. Diese sind ja selbst das Ziel der wüthigsten Verfolgung von Seiten ihrer Obern, und des großen Haufens der Schwärmer und Heuchler unter ihren Mitbrüdern. Diese Edlen gehören nicht mehr zu der Klasse der Mönche; sie haben im Geiste selbst alle die Fesseln zerbrochen, wodurch das Mönchsthum alle Freyheit des Geistes und des Gewissens unter den Menschen zu vertilgen strebt. Auch ich war in diesem Falle. Die letzten zwölf Jahre meines Klosterlebens habe ich gewiß dem Kloster, in dem ich war, und der katholischen Kirche, als öffentlicher Religionslehrer, als Prediger, Beichtvater, und als Schriftsteller Ehre gemacht. Aber unausgesetzte Verfolgung, und Qual war von Seiten derer, deren Schande ich zu bedecken strebte, die mir zugedachte Belohnung. Und demungeachtet war ich entschlossen, mein ganzes Leben dem Ruhme dieser Schwärmer und Heuchler aufzuopfern. Aber die Verfolgungssucht für meine guten Dienste

ging so weit, daß mirs endlich schlechthin unmöglich war, mit gutem Gewissen ferner unter Menschen zu leben, die im Geheim alle Gefühle der Menschheit unter die Füße traten, während sie, als ausgemachte Heuchler, sich als Menschenfreunde, und Beförderer des Lichtes geltend zu machen wußten.

Die empörende Behauptung, daß es nicht bloß erlaubt, sondern sogar höchst verdienstlich sey, durch Selbstpeinigungen, aus Bußgeist unternommen, sein Leben abzukürzen, war meinem sehnlichsten Wunsche nach dem Tode höchst behaglich. Ich setzte mir also diese Art eines heiligen Selbstmordes als Ziel vor. Ich stürmte durch meinen, keine Gränzen kennenden, Mönchseifer, wozu sich noch die entsetzlichste Gewissensangst gesellte, die mich Tag und Nacht folterte, so heftig in meine Gesundheit, daß mich schon im Novitziat eine, wie es schien, bald tödtlich werdende Nervenkrankheit überfiel, welche gleichsam die Furie von außen

war,

war, die mich unaufhörlich durch ihre Mordfackel quälte, und mir auch die nächtliche Ruhe durch die schmerzlichsten Krämpfe im ganzen Leibe raubte. Dieser Vorfall, der für jeden andern vernünftig denkenden Menschen höchst traurig gewesen wäre, brachte meinem beklemmten und tief verwundeten Herzen den mildernden Balsam der Hoffnung eines nahen Todes, den ich für meinen einzigen Freund und Retter ansah.

§. 16.

Ablegung der Klostergelübde.

In der gewissen Ueberzeugung, daß ich in einigen Monaten sterben würde, legte ich im Jahre 1779 die Klostergelübde ab, wodurch ich Gott das größte Opfer, dessen ich fähig wäre, nämlich mein Leben selbst, darzubringen glaubte. Denn ich war zugleich überzeugt, daß, wenn ich in die Welt zurückkehren würde, ich nicht nur meine Gesundheit, sondern auch meine Geistes-

stesruhe wieder erhalten würde. Aber ich fürchtete, daß ein Friede, den mir die Welt gewähren würde, mich zur Hölle führen möchte. Gesundheit aber und Leben hatten für mich keinen Werth mehr. Die unsinnigen Mönchsschriften hatten in mir den festen Wahn bewirkt, daß die meisten Weltmenschen verdammt würden. Das hielt mich zurück von dem Entschlusse, in die Welt zurück zu kehren. Einmal jedoch faßte ich den Muth, diesem Gedanken Gehör zu geben, und meinem Novitzenmeister zu erklären, daß ich entschlossen sey, das Kloster zu verlassen. Aber dieser Schwärmer stellte mir die Gefahr, in die ich mich, wie er glaubte, begeben wollte, so lebhaft vor, daß er behauptete, es sey beynahe nichts gewisser für mich, als die ewige Verdammniß, wenn ich meinen Entschluß ausführen würde. Denn es sey eine verdammliche Sünde, die Erkenntniß des Guten und Vollkommenen besitzen, und dennoch aus Feigheit den Weg der Vollkommenheit verlassen. Das sey bey

mir der Fall. Er stellte mir als warnendes Beyspiel den reichen Jüngling im Evangelio vor, der zwar Jesu nachzufolgen, oder sein Jünger zu werden, den inneren Beruf gefühlt, aber aus Liebe zu den irdischen Gütern dieser Stimme nicht gehorcht habe. Um mich daher von diesem höchstgefährlichen Gedanken abzubringen, nahm er allerley geistliche Uebungen mit mir vor. Der Erfolg war, daß ich mich entschloß, lieber im Kloster ein Höllenleben zu führen, und alles, was mir theuer seyn konnte, Gott zum Opfer zu bringen, als in die Welt zurückzukehren, aus Furcht, ich möchte durch diesen Schritt den Weg des Verderbens betreten. Eine angesehene adelige Dame, die Schwester des jetzigen Fürstbischofes zu Bamberg, hatte mich kurz vor meinem Eintritte ins Kloster kennen gelernt, und mir vom Klosterstande abgerathen. Sie wünschte mich, als Hofmeister für ihre Kinder zu haben. Da ich mich jedoch von dem einmal gefaßten Entschlusse nicht abwendig ma-

chen

chen ließ, so drang sie in mich, ihr wenigstens zu versprechen, daß, wenn mirs im Kloster nicht gefiele, ich zu ihr zurückkehren wollte. Ich versprachs ihr. Da sie nun während meines Probejahres von meinem unglücklichen Zustande Nachricht erhielt, war sie so menschenfreundlich, selbst nach Banz zu reisen, um mich, wo möglich, zu retten. Nur mit vieler Schwierigkeit erhielt sie von dem damaligen Abte Valerius die Erlaubniß, mich auf ein paar Augenblicke allein sprechen zu dürfen. Als mich mein Novitzenmeister dieser Dame vorführte, bat er mich unterwegs auf das dringendste, ja die Augen nicht aufzuschlagen, und dieser Dame, und ihrer Tochter ins Gesicht zu sehen, weil bey solchen Gelegenheiten der Teufel im Spiele sey. Diese Dame bat mich recht dringend, ja die Gelübde nicht abzulegen, weil ich mich für mein ganzes Lebenlang unglücklich machen würde. Sie bot mir ihr Schloß zum Zufluchtsort an, und versprach mir, für mein Glück zu

sorgen. Allein alles Zureden half nichts. Die Vorstellung und Behauptung meines Novitzenmeisters, daß ich durch den Austritt aus dem Kloster ganz gewiß dem ewigen Untergange entgegen gehen würde, hatte allen noch so vernünftigen Rathschägen dieser Dame und anderer Freunde mein Herz verschlossen. Es war ungefähr ein Monat vor meiner feyerlichen Profession, als diese gute Dame es unternahm, mich den Klauen des Mönchsthums zu entreißen. Ich war damals schon so schwärmerisch, daß ich glaubte, der Satan habe sich dieser Dame als eines Werkzeuges bedient, um mich von dem einzig möglichen Wege zur Seligkeit abzuführen, und unter dem Vorwande der Vernunft und Menschenliebe mich in das ewige Verderben zu stürzen. P. Placidus Sprenger sagt in der Lästerschrift, die Herr Probst Henke in das erste Stück seiner Religionsannalen einrückte, daß schon im Prüfungsjahre mein Freyheitssinn ein paarmal ge-

spückt habe. Hätte er doch gespückt! Ich würde mich nicht in eine Pfaffenhölle, in der ich 20 Jahre lang schmachtete, gestürzt haben. Aber mein Geist war von allen Seiten her so fest gefesselt, daß er sich auf keine Art regen konnte. Erst nach sieben Jahren gab er das erste Zeichen des Lebens von sich, indem er endlich anfing, die Lehren zu prüfen, die er bisher blind angenommen hatte. Und ich segne den Augenblick, da es mein Geist das erstemal wagte, die Augen zu öffnen, wenn gleich jener Lichtfinsterling Fluch darüber spricht, und mit dem verworfensten Zelotenheere bey den Fürsten mich der französischen Freyheitssucht verdächtig zu machen sucht. Auch an dem Weimarer Hofe suchten mich die Mönche zu Banz als einen Emissär der französischen Demagogen, und als einen Menschen, dem Religion zum Gespötte wäre, anzuschwärzen. Ja, Finsterlinge, die ihr euch als Engel des Lichts zu verstellen wisset, euere Religion ist mir zum Gespötte und

Greuel! Euere Heucheley, euer Sklavensinn, wodurch ihr alle Vernunftwürde in den wichtigsten Angelegenheiten des Menschen theils selbst verläugnet, theils bey andern Menschen unter die Füße zu treten sucht, ist der Gegenstand meines ewigen Fluches; ist mir der Abgrund aller Verworfenheit, vor dem ich jeden Menschen warne. Es wird sich bald öffentlich zeigen, daß euer Eifer für Religion Gottlosigkeit, und euer betrügerisches Kriechen vor den Thronen der Fürsten, und euer schmeichelndes Lob Aufruf zur Empörung ist. Ja nur Freyheitssinn ist des Menschen würdig; ist die sicherste Stütze der Thronen, und der Grund alles Bürgerglückes. Aber ich kenne einen besseren Freyheitssinn, als den der Franzosen. Der Freyheitssinn der letzteren ist in den Schlupfwinkeln der Klöster ausgebrütet worden, und ist von da aus unter das Volk hervorgekrochen. Ein solcher Freyheitssinn ist Verläugnung der Vernunft, wie das Mönchsthum, dessen Brut er ist. Nur

wer sich gewöhnt, den Pfaffen und Mönchen blind zu gehorchen, wird auch dem Volksverführer, der die Fackel des Aufruhrs schwingt, blind folgen, und in demselben Augenblicke Freyheit und Gleichheit rufen, als er sich in die schändlichsten Sklavenbande einer wüthigen Rotte wirft. Der Mann von Selbstständigkeit aber, der nur der Stimme der Vernunft folgt, respektirt die Rechte der Fürsten eben so aufrichtig und gewissenhaft, wie eines jeden Staatsbürgers und Menschen, der außer aller Verbindung mit Menschen lebt. O möchte doch dieser Freyheitssinn bald alle Menschen beleben! Dem Mönchsthume würde es freylich nicht gut gehen. Aber möge es für immer von der Erde vertilgt werden dieses Ungeheuer, wenn es nur der Menschheit wohl gehet!

§. 17.

Ansicht der Welt.

Meine höchst unselige Schwärmerey nahm nach der Ablegung der Klostergelübde immer mehr zu. Der enge, rauhe, durch ein Dickigt schwerer Leiden führende Dornenpfad, den zu wandeln ich mich durch die Ordensprofession für verpflichtet hielt, und der sich nur mit dem Tode zu endigen schien, war in meinen Augen der einzig mögliche Weg zum Himmel. Ich sah diese irdische Hölle als das höchste Gnadengeschenk des Himmels an, das nur wenigen Menschen zu Theil würde. Jedes noch so reizende, und mit den Blumen der unschuldigsten Freuden prangende Erdenglück konnte auf mich nicht den geringsten, einladenden Eindruck machen, sondern war mir von ganzem Herzen verhaßt, weil ich es für die breite Straße ansah, die zum Verderben führe. Man hätte mir in diesem Zustande der blinden Schwärmerey ein Königreich

mit

mit allen den gaukelnden Freuden, welche die schöpferischste Phantasie hervorzaubern kann, anbieten können; ich würde ganz gewiß mein höchst trauriges Loos nicht damit vertauscht haben. Ich sah in der That mit dem heiligen Augustin das ganze Menschengeschlecht als eine *massa damnata* an, aus welcher die Gnade Gottes nur einige wenige, unter denen vorzüglich die Mönche wären, herausfischte, und zum Himmel bestimmte, den ungleich größern Theil aber seinem verkehrten Sinne überließe, ihm auf eine kurze Zeit den bezaubernden Giftbecher der Freuden reichte, und dann, um sich durch die schrecklichste Strafgerechtigkeit zu verherrlichen, ewigen Höllenqualen übergäbe. Die Welt schien mir der unselige Tummelplatz dieser Verworfenen zu seyn, wo man sich auf einige Augenblicke mit Rosen krönte, um dann desto tiefer in den Abgrund des ewigen Verderbens hinabzustürzen. Alle Schriften der Mönchsasceten sind voll von diesen schauer-

vol-

vollen Vorstellungen. Es war daher keine, bloß mir eigne Schwärmerey. Sie ist der ächte Geist des Mönchsthumes überhaupt.

Welch ein niederschlagender, jeden noch so zarten Keim der Seelenruhe, und des Frohsinnes, gleich einem zündenden Blitz verzehrender Anblick der Welt, der Menschheit, und des Heiligsten und Wonnevollsten, was es für die Sterblichen giebt — der Gottheit! — Ach! für mich war in diesem Zustande der schönste, der heiterste Frühlingsmorgen, wo die ganze Natur mit allen ihren Reizen, wie in ihrem entzückenden Brautschmuck erscheint, und in jedes gefühlvolle, unverdorbene Herz ein Meer von Seligkeit ergießet — nichts, als eine schauervolle Sturm- und Gewitternacht, die trächtig von Uebeln, Tod und Verheerung verbreitet. Für mich sang kein Vogel, rauschte keine Quelle, blühete keine Blume. D.e Sonne selbst schien nur hie und da

eini-

einige Strahlen aus den schwarzen Gewitterwolken, womit sie umhüllt war, hervorzuschießen, um mich ein gränzenloses Elend rings um mich herum mit Schauer erblicken zu lassen. Mit einer Schwermuth, die allen Begriff übersteigt, sah ich auf die unglücklichen Sterblichen hin, die Millionenweise mit verbundenen Augen zwischen lauter Abgründen dem ewigen Verderben zueilten.

§. 18.

Intoleranz.

Besonders aber rührte mich das Schicksal der Ketzer und Ungläubigen, die ich der Seligkeit schlechthin für unfähig hielt. Der Schmerz, den mir diese Ansicht verursachte, war gleich einem zweyschneidigen Schwerdte, das unaufhörlich in meinem Innersten tobte. Mit diesem Mitleide stand die wüthigste Verfolgungssucht in gleichem Verhältnisse, und ich freuete mich schon auf die Zeit, da

ich wider die Ketzer zu Felde ziehen, und in den heiligen Kriegen des Herrn alles, was sich den Lehren der allein seligmachenden Kirche widersetzte, nieder machen könnte. Ich bedauerte nichts mehr, als daß durch die große Verbreitung der unseligen Reformation durch Luther und Kalvin in Deutschland und in vielen andern Ländern nun der katholischen Kirche die Hände so stark gebunden worden, daß sie daselbst nicht mehr, wie sonst, die Ketzer nach Belieben verbrennen, sondern statt des Ketzerblutes nur Thränen, nur Herzenswünsche, und Gelübde auf bessere Zeiten dem lieben Gott zum Opfer bringen könnte. Ich pries dagegen die Länder, z. B. Italien, Spanien glücklich, wo ein immer wachsames Inquisitionsgericht jeden dergleichen Verführer der Menschen durch die heilige Flamme der Kirche sogleich zu vertilgen strebe, und wirklich vertilge. Dieses wilde Feuer der Verfolgungssucht wußte mein Novitzenmeister theils durch seine mündlichen Lehren,

theils

theils durch die Schriften, die er mir gab, immer fürchterlicher anzufachen. Denn auch in Rücksicht auf den Ketzerhaß hatte er wenige seines Gleichen. Um dieses unheilige Feuer des wüthigsten Menschenhasses nicht nur immer zu unterhalten, sondern auch immer heftiger zu entzünden, rieth er mir an, was mir auch schon in meiner frühern Jugend gerathen worden war, mich, so oft ich die Uhr schlagen hörte, in der Verfluchung der Ketzereyen zu üben. Auf solche Art entstehe, wie er richtig bemerkte, ein *habitus* des Abscheues gegen die Ketzer, und der unerschütterlichen Anhänglichkeit an die allein seligmachende Kirche, so daß nie der geringste Zweifel in Sachen des Glaubens aufkommen könne, und der Ketzerhaß immer lebhafter werde, welches durchaus nöthig sey, wenn man vor aller Gefahr der Ketzerey sicher seyn wolle.

Vorzüglich aber sey dieses Mittel der öfteren inneren Erweckung des Glaubens an

al-

alles, was die katholische Kirche lehre, und der Verfluchung aller Ketzereyen sehr heilsam, ja nothwendig im Umgange mit den Ketzern, die häufig das Kloster Banz besuchten, so daß man sich dieses Umganges nicht gänzlich entschlagen könnte. Man solle zwar gegen die Ketzer freundlich seyn; das erfodere die gute Lebensart; aber mitten in dem freundlichsten Gespräche müsse man zu dem inneren Ketzerfluche, und Glaubensakt an die Lehren der katholischen Kirche seine Zuflucht nehmen, um durch die Empfindungen der Freundschaft, der Zuneigung und Menschenliebe, die sich unwillkürlich hervordrängen, nicht auf gefährliche Abwege geführt zu werden, oder durch die Scheintugenden der Ketzer, die nichts als glänzende Laster seyen, sich bezaubern zu lassen. Freundschaft, und Wohlwollen gegen die Person der Ketzer sey der geradeste Weg zur Ketzerey. Dadurch müsse man mitten im Umgange mit den Ketzern jeden noch so zarten Keim der Zuneigung durch die innere

Er-

Erweckung des heiligen Fluches, den die Kirche über die Ketzer für immer geschleudert habe, ersticken und töden. Daher verbiete auch der heilige Apostel Johannes den Gläubigen allen Umgang mit den Ketzern, ja er erlaube ihnen nicht einmal, sie zu grüßen. *Nec ave dixeritis eis.* Diesen Bibelspruch hatte er äußerst lieb gewonnen, und er war bey ihm so in Empfindung übergegangen, daß sein Mund von heiligem Geifer schäumte, wenn er denselben aussprach.

§. 19.

Bewährte Probe der Intoleranzmittel.

Er gab zwar noch eine Menge anderer sehr zweckmäßiger Mittel, den Ketzerhaß immer mehr zu entzünden, an, die er selbst für bewährt befunden habe. Aber er legte doch ein vorzügliches Gewicht auf das eben beschriebene Mittel. Wie kräftig wider aller-

ley Versuchungen bey dem Umgang mit den Ketzern dieser immer frisch aufgeregte Ketzerhaß sey, suchte er durch eine Menge von Erfahrungen, die er selbst gemacht habe, zu bestätigen. Unter andern führte er folgende höchst merkwürdige Erfahrung von sich an, aus welcher die Protestanten sehen können, was sie sich von den freundlichen Gesichtern heuchlerischer Mönche zu versprechen haben. Kurz vor meinem Eintritte ins Kloster war die herzogliche Familie zu Koburg mit einer Menge angesehener Herren und Damen zu Banz. Diese hohen Gäste wurden mit aller möglichen Ehrerbietung und Artigkeit daselbst empfangen und behandelt. Der Herr Prälat führte sie selbst an alle die Orte hin, wo sonst keine Dame erscheinen darf — in die Klausur, in den gemeinen Speisesaal zur Zeit, da die Geistlichen bey Tische saßen, und in den Chor, als man die horas sang. Die schönen Damen mochten in ihrem reizenden Anzuge auf manchen Mönch einen Eindruck ge-

macht haben, den man gewöhnlich dem Teufel zuschreibt. Aber der heilige Panzer des Ketzerhasses, womit sich mein Novitzenmeister ausgerüstet hatte, machte, daß bey ihm kein Pfeil der schönen Satane, die vor ihm standen, eindringen konnte. Der einzige Gedanke, „es sind Ketzer,“ stellte ihn, wie er selbst sagte, vor jedem Reize sicher. Er erweckte, nach seinem eignen Bekenntniß, einen lebhaften Ketzerhaß, und unterhielt sich mit dem Gedanken, daß alle Ketzer von Gott verworfen und auf immer verdammt seyen: auf diese Art bewaffnet, konnte er leicht über jeden reizenden Eindruck siegen. Daher empfahl er diese Gesinnung, und die erneuerte Erweckung derselben bey dem Umgange mit den Ketzern, besonders in den Augenblicken, da einige Zuneigung im Werden sey, als das sicherste Mittel gegen jede noch so entfernte Gefahr, von dem Ketzergifte angesteckt zu werden. Nichts sey jedoch gefährlicher, als das Lesen ketzerischer Bücher. Das tödtliche

Ketzer=

Ketzergift sey auch dann versteckt, und zwar auf die gefährlichste Art, wenn die Schrift noch so fromm und erbaulich zu seyn scheine. Es sey schon eine Sünde, worauf Exkommunikation gesetzt sey, wenn man ein Ketzerbuch auch nur in seinem Zimmer habe, obgleich man die Absicht nicht habe, dasselbe zu lesen; wenn man z. B. ein Ketzerbuch bloß unter seinen übrigen Büchern aufstelle. Die Kirche ertheile nur Männern, die im Glauben befestigt, eine vorzügliche Gelehrsamkeit besäßen, die Erlaubniß, ketzerische Bücher zu lesen, und zwar bloß in der Absicht, damit dieselben widerlegt werden könnten. Wer daher auch die Erlaubniß, ketzerische Bücher zu lesen, von der katholischen Kirche erlangt habe, und dieselben nicht aus der reinen Absicht, die Ketzerey auf alle mögliche Art zu verfolgen, und zu vertilgen, lese, der begehe eine verdammliche Sünde. Man müsse daher bey einer solchen, äußerst gefährlichen, Lektüre immer auf seiner Hut seyn, um ja nicht die gering-

ringste Anwandlung von Beyfall, Zunei-gung, oder auch bloßer Neugierde aufkommen zu lassen. Hier könne man mit Wahrheit sagen: *latet anguis sub herba.* Es sey daher sehr gut, ja nothwendig, bey jeder Seite eines Ketzerbuches, das man lese, den Ketzerhaß, und den Eifer für den allein seligmachenden Glauben der katholischen Kirche aufs neue in Gedanken zu entzünden, und recht herzlich zu wünschen, daß endlich alle Ketzer von der Erde vertilgt würden, weil sie nichts, als Kinder des Teufels, bestimmt zu ewigen Höllenqualen, und satanische Seelenräuber wären.

§. 20.

Einfluß der intoleranten Grundsätze auf meine Denk- und Sinnesart.

Durch solche Lehren und Beyspiele wurde die menschenfeindliche Flamme des Ketzerhasses so lebhaft in mir entzündet und an-

gefacht, daß ich wünschte, die Ketzer möchten sämmtlich nur Einen Kopf haben, damit sie durch Einen Streich auf immer von der Erde vertilgt werden möchten. Ich würde mich glücklich geschätzt und geglaubt haben, Gott und der Menschheit den größten Dienst zu leisten, wenn ich diesen Streich selbst hätte führen können. Ich würde es zwar mit Thränen und mit dem regesten Mitleide gegen die Ketzer, insofern sie Menschen sind, aber mit frohem Eifer, insofern ich sie als Ketzer, Menschenverführer, Feinde Gottes, und Kinder des Teufels ansah, gethan haben. Dieses Mitleid, und dieser tödtliche Haß in Verbindung erzeugte ein gemischtes Gefühl, das höchst widernatürlich ist, und durch die Entzweyung des Herzens mit sich selbst zur schrecklichsten Selbstfolter wird. Die protestantischen Länder und Königreiche schienen mir die Pflanzschulen des Satans zu seyn, bestimmt, die Hölle mit unglücklichen Schlachtopfern immer mehr anzufüllen.

Vor meinen Augen schwebten die Ketzer Millionenweise vorbey, stets geschäftig, nicht bloß sich selbst in den Abgrund zu stürzen, sondern auch ihre Nachkömmlinge von Generation zu Generation in unübersehbaren Reihen, und alle übrigen Menschen, so viel als möglich wäre, in die Hölle mit sich hinabzuziehen. Wie blutete mir das Herz, wenn ich ein noch unschuldiges Kind eines Ketzers sah. Blitzschnell fuhr in mein Herz der fromme Wunsch, daß dieser Mensch nie möchte gebohren worden seyn, wie Jesus von dem Verräther Judas sagte, und daß, weil er doch einmal da wäre, derselbe in dem Frühlinge des unschuldigen Alters der Kindheit — sterben möchte, ehe noch die Ketzerey in demselben Früchte des ewigen Todes hervorbrächte. — Zärtliche Menschenliebe, und Wunsch des Todes — wie kommt ihr zusammen? Nur der ababscheulichste Aberglaube kann euch vereinigen!

Aber nicht bloß die Ketzer, sondern auch die meisten Weltmenschen sah ich, durch die Grundsätze meines Meisters vergiftet, größten Theils der Hölle zueilen. Die meisten Weltmenschen schienen mir die breite Straße, die zum Verderben führt, eingeschlagen zu haben, bloß weil sie die heiligen Selbstpeinigungen, worein das Mönchsthum den Geist der Buße setzt, scheueten. Ich deutete die Stelle Jesu, wo er sagt: wenn ihr nicht Buße thut, so werdet ihr alle zu Grunde gehen, und noch verschiedene andere Stellen, wo eigentlich nur von der Nothwendigkeit der Selbstbeherrschung in Rücksicht auf die pflichtwidrigen Foderungen der Neigungen, keinesweges aber von der Ausrottung der natürlichen Triebe gesprochen wird — nach der Anleitung meines Lehrers, in dem schlimmsten Sinne. So erweckte in mir der Anblick der Menschheit nichts, als Abscheu und tödtliche Betrübniß; so ward jede frohe Empfindung in

ihrer zartesten Knospe durch die Hand des menschenfeindlichsten Aberglaubens zerknickt, ohne daß mirs vergönnt war, je die geringste Blüthe oder Frucht derselben zu erblicken, und dadurch mein in den letzten Zügen liegendes Herz gelabt zu finden; so ward mein Geist immer satanischer.

Verabscheuungswürdiges Paradies, das das Mönchsthum verheißet, du bist die wahre Hölle auf Erden! In dir ist alles verschwunden, was die vernünftige Menschheit erquickt; alles, was ihr heilig, ehrwürdig, und interessant ist. Hier blühet keine Blume menschlicher Freuden; hier ist die Sonne in ewige Gewitterwolken verhüllt; hier regt sich kein Leben, als nur ein solches, das der Vorbote des Todes ist. Jede Quelle, die hier rauschet, ist Natterngift. Fern sind von diesen Gefilden des Todes — unendlich fern die holden Grazien der Menschheit — Liebe, Freundschaft, Wohlwollen, Theilnehmung, Betriebsam-

keit. Der Gesang, der hier Tag und Nacht erschallet, ist nicht Ausdruck und Ergießung des Frohsinnes, sondern das Geheul der Verzweifelung. Selbst die zarte Pflanze der Religion, die den Menschen in seinen Freuden erhebt, und in seinen Leiden tröstet, ist durch das ewige Blitzen eines allmächtigen Tyrannen, der statt des Göttlichen, das sich in der ganzen Natur abspiegelt, hier angebetet wird, rein abgesengt, und kann nie zum Keimen kommen. Die Schwelgerey, mit der sich der Bußgeist vermählet, und die den Chorgesang in Bachusgeschrey verwandelt, ist das Henkermahl der Unglücklichen, die hier nur leben, um zu sterben, und sterben, um immer wieder zu neuen Qualen aufzuleben.

§. 21.

Zustand der Engeley unter den Mönchen.

Am schrecklichsten ward ich getäuscht in Rücksicht auf die Empfindungen des Geschlechtstriebes, die, wie man mir verhieß, in diesem verschlossenen, und der höllischen Schlange schlechthin unzugänglichen Paradiese für immer vertilgt seyn sollten. Die unselige Hoffnung, auf dem Wege der Entmenschung zur reinsten Engeley überzugehen, hatte mich ins Kloster getrieben, und nun schien auch diese für immer gescheitert zu seyn. Alles, was man mir als die wirksamsten Mittel wider derley, wie der Aberglaube wähnt, teuflische Empfindungen angepriesen hatte, schien nun, so zu sagen, ein Blasebalg des unreinen Geistes zu seyn, wodurch die wilde Flamme eines gepreßten, und aller Hoffnung der Befriedigung beraubten Triebes unabläßlich bis zur Verzweifelung angefacht und entzündet wurde.

Ein=

Einsamkeit, Stille, Chorgesang, Gebet, Fasten, Geiselstreiche, Cilicien, geistliche Lektüre, und vorzüglich das ängstliche Streben, jeden Gedanken und Gegenstand schlechthin entfernt zu halten, der nur von Ferne mit solchen Empfindungen in Verbindung zu stehen schien — alles das schien der schöpferischen und hochgespannten Phantasie Stoff zu ihren unaufhörlichen Gaukeleyen zu geben. Ich traute mir nicht nur kein weibliches Geschöpf, sondern auch nicht einmal ein Heiligenbild von weiblicher Gestalt, ja sogar nicht einen nackten Engel auf dem Altare anzusehen, um ja nicht zu dem Gedanken von dem Unterschiede der Geschlechter einige Veranlassung zu geben. Und gerade durch diese ängstliche, bedächtliche Furcht, durch dieses reflektirte Gegenstreben erregte ich unaufhörlich diesen fatalen Gedanken in mir, der mich um so fester umschlang, je mehr ich mich bemühete, demselben zu entfliehen.

Der

Der Chorgesang ward für mich zum Sirenengesange, und zur größten Versuchung, besonders an den Festtagen der heiligen Maria und anderer heiligen Jungfrauen. Das Brevier ist an solchen Tagen voll schlüpferiger Stellen aus dem hohen Liede, und enthält oft äußerst luxuriöse Hymnen. Mein Meister lehrte mich freylich, diese Stellen in einem geistlichen und himmlischen Sinne zu erklären. Aber dieser Sinn war doch nur möglich durch den Gegensatz des irdischen Sinnes. Und so stand mir dieser immer zur Seite, und schien, mich schadenfroh zu necken, selbst zur Zeit, da ich bis in den dritten Himmel — verrückt war. Er verfolgte mich bis zu dem Throne der Gottheit, und bis zu den reinen Küßen, die ich im Geiste der heiligen Maria gab. Wenn mir in dieser heiligen Umarmung der Braut des heiligen Geistes einfiel, daß sie — Gott sey bey uns — gleich andern Damen einen Busen habe, da war meine ganze Entzückung dahin,

hin, und ich fiel sehr unsanft vom Himmel auf die Erde nieder. Und doch spielet das Brevier unaufhörlich mit diesen gefährlichen Heiligthümern. Jede Hora schließt sich mit einem Gebete, wodurch alle während der Hora im Gebete begangenen Sünden auf einmahl wieder weggebetet werden sollen (diese Kraft hat es durch einen Ablaß erhalten, womit der Papst dieses Gebet geschwängert hat), und dessen Ende mit den Brüsten Mariens paradirt. Beata viſcera Mariae Virginis, quae portaverunt aeterni patris filium, et *beata ubera*, quae lactaverunt Chriſtum Dominum! Zu deutsch. Selig die Eingeweide der Jungfrau Maria, welche den Sohn des ewigen Vaters getragen, und selig die Brüste, welche Christum den Herrn gesäugt haben!

§. 22.

Gefahren der Engeley von Seiten des Busens Mariens.

Ach! diese Viscera und Ubera der heiligen Jungfrau waren für mich keinesweges beseligend. Sie waren für mich die gefährlichsten Klippen, die selbst aus dem Meere der Andacht empor ragten, und an welchen meine Engeley, und mein verwirrtes Mönchsgewissen bey jeder Hora des Chorgesanges scheiterte. Dachte ich bey dergleichen Stellen absichtlich an etwas anderes, um diese Klippen durch das Schiffchen der Andacht künstlich zu umfahren, so folterte mich nach dem Breviergebete die Angst, daß ich es nicht mit gehöriger Aufmerksamkeit gebetet hätte. Reflektirte ich auf die gefährlichen Busenstellen, so befürchtete ich, einen Schiffbruch der Engeley erlitten zu haben, und durch die Fluthen der Sinnlichkeit verschlungen zu werden.

Es ist nach der Lehre der katholischen Kirche eine schwere Sünde, wenn man das Brevier mit einer freywilligen Zerstreuung, deren Grad jedoch nicht bestimmt werden kann, betet. Wie leicht man jedoch im Brevierbeten eine schwere Sünde begehen könne, erhellet daraus, daß, nach der Lehre der Moralisten, diese schon begangen wird, wenn man nur eine kurze Hora, z. B. die Terz, Sext, None, deren jede von einem geübten und gewandten Brevierbeter in drey Minuten hergesagt werden kann, wissentlich ausläßt. Wie leicht ist nun eine Zerstreuung möglich, die einige Minuten andauern kann, da der Chorgesang täglich eine Zeit von wenigstens vier Stunden ausfüllt, und endlich durch das ewige Einerley ganz mechanisch werden muß? Das ist der Grund, warum das Brevierbeten, wie auch das Messelesen für sehr viele Geistliche die schrecklichste Gewissensfolter wird. Die Veranlassung zu dergleichen Zerstreuungen im Brevierbeten oder

Mes=

Messelesen geben gewöhnlich die zärtlichen, und bezaubernden Busenstellen der heiligen Jungfrauen, besonders der heiligen Maria, und die schlüpferigen Anspielungen auf irdische Liebe, die oft durch die luxuriösesten Hymnen besungen wird. Das ist ein offenbarer Beweis, daß der Pfaffenhimmel der Erde, deren sämmtliche Schätze und Freuden man zu verachten vorgiebt, nicht entbehren kann. Auch von der himmlischen Tafel, wo man mit Abraham, Isaak und Jakob göttlich schwelgt, müssen Pokale, gefüllt mit irdischen Weine, aufgestellt seyn, um durch Gegensatz den Genuß des himmlischen Nektars zu erhöhen, und recht fühlbar schmecken zu lassen, wie süß der Herr sey. Es giebt durchaus keine Realität, und kein Gefühl derselben ohne Gegensatz. Für diejenigen aber, die die himmlische Mahlzeit ohne irdisches Gewürz, und den göttlichen Nektar ohne den Hurenwein menschlicher Vergnügungen genießen wollen, ist jenes Amalgama des Himmlischen mit dem

Irdischen, des Göttlichen mit dem Menschlichen, des geistigen Busens mit dem leiblichen zum höchsten Aergerniß, und die Veranlassung zum Wahnsinne. In Banz waren einige Mönche, die beym Brevierbeten oder Messelesen am ganzen Leibe zitterten, und sich so gewaltig anstrengten, daß ihnen der Angstschweiß von allen Gliedern träufelte. Etliche von diesen Skrupulanten haben ihr Nervensystem so zerrüttet, daß sie sich endlich die fallende Sucht zuzogen.

Auch ich hatte das Unglück, in diese ängstliche Thorheit zu verfallen, so daß ich immer befürchtete, ich möchte beym Brevierbeten wegen einschleichender Zerstreuungen, durch himmlische Damen veranlaßt, eine schwere Sünde begangen haben. Daher wiederholte ich gewöhnlich den größten Theil dieses eckelhaften und folternden Gebetes. Aber auch nach der Wiederholung war ich unzufrieden, weil dieselben Veranlassungen zu Zerstreuungen wieder kehrten. Das-

mach-

machte, daß ich oft vier, fünfmal, und noch öfter dasselbe Gebet wiederholte. Der Grund dieser Zerstreuungen war, wie ich schon bemerkt habe, gewöhnlich die Aengstlichkeit, ich möchte durch die Reflexion auf den Wortsinn gewisser, oft nur von ferne auf den Unterschied der Geschlechter sich beziehender, oft aber in der That recht schlüpfriger Stellen, die im Brevier vorkommen, eine schwere Sünde wider die eingebildete Engelreinigkeit begehen. Gerade diese gar zu ängstliche Furcht, und das Streben, bey dergleichen Stellen von allem dem, was sich auf eine irdische Liebe bezöge, zu abstrahiren, und nur an den Brüsten einer ganz himmlischen Liebe zu schwelgen, erregte in mir ganz entgegengesetzte Empfindungen und Vorstellungen. Dadurch entstand gewöhnlich ein fürchterlicher Kampf mit mir selbst, indem ich mich eines Theiles bestrebte, das Brevier mit Aufmerksamkeit, folglich mit Reflexion auf die darin vorkommenden Stellen zu beten;

andern Theils aber die Aufmerksamkeit von dem Wortsinne gewisser, mir ärgerlichen Stellen abzuziehen. Denn ich hielt die freywillige Reflexion auf irgend etwas, das mit dem Geschlechtstriebe in Verbindung stand, schon für eine schwere Sünde. Ich mochte es also machen, wie ich wollte, so wurde mein Gewissen durch schneidende Vorwürfe zerrissen. Merkte ich auf das, was ich betete, so peinigte mich der Vorwurf, ich hätte zu gewissen, die Engelreinigkeit befleckenden Vorstellungen selbst Veranlassung gegeben, welches eine schreckliche, der Hölle würdige Sünde sey. Richtete ich die Reflexion auf andere Gegenstände, so nagte die Schlange des Skrupels, als hätte ich das Brevier mit freywilligen Zerstreuungen gebetet, an meinem Herzen. In jedem Falle war eine schwere Sünde unvermeidlich. Hier trat in der That das lateinische Sprüchwort ein: incidit in Scyllam, qui vult vitare charybdim.

§. 23.

§. 23.

Teufelsspuckerey.

Mein Novitzenmeister rieth mir nicht nur, allen den Stellen, die eines profanen Sinnes fähig wären, einen ganz heiligen und himmlischen Sinn unterzulegen, und dadurch die ganze Reflexion zu fixiren, sondern auch, wenn der profane Sinn zu frech sich dem Geistesauge darstellte, durch ein äußeres Zeichen, z. B. durch Ausspucken, meinen Abscheu gegen denselben an den Tag zu legen, um mich vollkommen zu überzeugen, daß ich an seinen unverschämten Gaukeleyen keinen Theil genommen hätte. Mein Meister war selbst ein solcher Teufelsspücker. So oft in dem Brevier eine Stelle vorkam, die auch nur eine entfernte Beziehung auf den Unterschied der Geschlechter hatte, überfiel diesen heiligen Mann ein Paroxismus des Spuckens, der oft lange anhielt, bis nämlich der Satan, verfolgt durch heiligen Geifer,

sich

sich zurück zog. Besonders schien ihm der Gedanke an den weiblichen Busen höchst verabscheuungswürdig zu seyn. Selbst die leiblichen Brüste der heiligen Maria wurden von ihm mit dem sichtbarsten Abscheu bespuckt. Jede Hora des Chorgesanges endigt sich, wie ich schon erinnert habe, mit der Stelle: *beata ubera, quae lactaverunt Christum Dominum.* Schon bey der Annäherung dieser Stelle verzog sich das Gesicht dieses heiligen Unholdes mit fürchterlichen Gewitterwolken, die dann mit den Worten, *beata ubera*, Blitzschnell in ein tobendes, so lange fortgesetztes Spucken ausbrachen, bis sich der Heilige hinlänglich überzeugt hatte, daß er die irdischen Brüste Mariens von ganzem Herzen verabscheute, und nur Sinn für ihren himmlischen Busen hätte, an welchem er, wie der heilige Bernard, einzig zu hangen und zu schwelgen wünschte. Man konnte immer mit der größten Zuverlässigkeit wetten, daß bey dieser Stelle der

Spuck-

Spuckparoxismus dieses Schwärmers eintreten würde. Hier ward er aus einem Seraph sichtbar zum Satan. Die Miene, die er hier annahm, war scheußlich.

Nach dem Rathe und Beyspiele meines Meisters ward auch ich ein solcher Teufelsspucker. Anfangs schien der Satan auf mein Spucken zu weichen; aber nach und nach wurde er dieses heiligen Manövers so gewohnt, daß er sich gar nichts mehr daran kehrte, sondern dasselbe nur zu verlachen schien, auf dieselbe Art, wie er im Anfange der Christenheit das Kreuzzeichen floh; aber nach und nach sich so an dasselbe gewöhnte, daß es in unsern Tagen gar keinen Eindruck mehr auf ihn macht. Nebst meinem Lehrer hatte ich noch andere Gesellen, die den Teufel durch Spucken zu verjagen suchten. Einige machten es, besonders früh Morgens in der Mette, da manchmal der in später Nacht häufig genossene Wein noch unverdaut, dem Teufel

zum Zunder diente, so arg, daß diejenigen, die ihnen im Chor zunächst waren, auf ihrer Hut seyn mußten, um nicht für den Teufel selbst angesehen zu werden, und die ganze heilige Ladung, die für jenen bestimmt war, auf ihre Köpfe zu bekommen. Unter diesen Teufelsspuckern zeichneten sich besonders zwey aus, nämlich P. Maurus Hoch, und P. Kilian Martin, die beyde die zehn letzten Jahre meines Klosterlebens meine Beichtkinder waren, und aus deren mit der ängstlichsten Genauigkeit von Zeit zu Zeit bey mir abgelegten Beichte ich ersehen konnte, bis zu welch einem unglaublichen Grade des Unsinnes der Mönchsaberglaube führt. Kilian Martin hatte nebst der Gewohnheit der Teufelsspuckerey, und anderer höchst scheußlicher Grimassen sich noch das Knirschen mit den Zähnen angewöhnt, womit er Tag und Nacht den Teufel verfolgte. Wenn dieser Mann frühe Morgens in den Chor kam, so glaubte man, den leibhaften Satan zu se-

sehen. Schon auf dem Wege zum Chore tobte er gegen sich selbst durch die fürchterlichsten Verzerrungen des Gesichtes, durch Ausspucken, durch Zähneknirschen, und verschiedene Manipulationen mit den Händen.

§. 24.

Bewährtes Mittel wider die Versuchungen des Teufels.

Einst als Kilian Martin gar zu unruhig war, und sein Nachbar im Chore, der ein heller Kopf war, den Teufelskampf nicht mehr ertragen konnte, sagte der letztere ihm ins Ohr: „Bruder! hat dich denn der Teufel schon so frühe beym Kopfe? Komm nach dem Chor zu mir; ich will dir ein zuverlässiges Mittel gegen alle Teufelsversuchungen sagen.“ Der arme Teufelsspucker kam voll Erwartung zu seinem Mitbruder, der sich immer ganz ruhig betrug, und von keiner Teufelsbalgerey etwas zu wissen schien. Er hoffte, ein zuverlässiges

Mittel gegen alle Anfechtungen des Teufels zu erfahren. Er fragte ihn daher, wie er es denn mache, daß er, wie es schiene, von allen Versuchungen frey wäre. „Wenn mich, war die Antwort, der Teufel zu irgend etwas reizt, so bediene ich mich des folgenden, ganz zuverlässigen Mittels, wodurch sogleich jeder Kampf in der Geburt erstickt wird. Ich spucke nicht aus, wie du, und andere; ich knirsche nicht mit den Zähnen; ich bete nicht, viel weniger nehme ich meine Zuflucht zu Fasten, Geiselstreichen, Cilicien, und dergleichen. Alle dergleichen Uebungen vermehren nur die Versuchung, statt sie zu unterdrücken. Ich war ehemals auch so ein Thor, daß ich zu dergleichen vergeblichen Mitteln meine Zuflucht nahm. Aber eine langwierige Erfahrung hat mich von ihrer Unnützlichkeit, ja sogar Schädlichkeit belehrt.“ Kilian Martin unterbrach ihn voll Ungeduld, und fragte, was er denn für ein Mittel für bewährt gefunden habe. „Ich will dirs

gerne

gerne sagen, war die Antwort des schlauen Chorbruders; aber ich weiß zum voraus, daß du es nicht anwenden wirst." Herzlich gern, versicherte der Teufelsspucker. „Nun so höre denn, sagte endlich der andere Mönch: wenn mich der Teufel zu etwas reizet, so — thue ich sogleich das, was er haben will. Und so ist gar kein Kampf zwischen ihm und mir möglich."

§. 25.

Schreckliche Sünde — Mensch zu seyn.

Getäuscht und beschämt ging der Teufelsspucker von seinem schlauen Chorbruder weg, und setzte seine heilige Taktik wider den Teufel bis zu seinem Tode fort. Unvergeßlich wird mir die letzte Beichte dieses Mannes bleiben, die er mir in der größten Gewissensangst ablegte. Dieser Mann war einer der größten und ärgerlichsten Vollsäufer, die ich je kennen lernte; er über-

traf

traf den Aufklärer des katholischen Deutschlandes, P. Placidus Sprenger, in diesem Stücke weit. Er hatte sich offenbar die Lungensucht angesoffen. Selbst die nahe Todesgefahr konnte nicht so viel bey ihm bewirken, daß er sich mäßigte. Schon als die Lungensucht einen sehr hohen Grad erreicht hatte, so daß ihm die Aerzte nur noch eine kurze Frist zu leben versprachen, besoff er sich oft so, daß er ganz das Bewußtseyn, und den Gebrauch der Organe verlor. In diesem Zustande kam er einigemal in Gefahr, den Hals zu brechen, oder den Kopf einzuschlagen. Und dennoch machte ihm dieses ganz viehische Laster, dem er während des größten Theils seines Lebens ergeben war, auf seinem Todesbette gar keine Unruhe; wohl aber wurde er in schreckliche Gewissensangst versetzt durch elende Mönchsgrillen, durch Phantome aus dem lächerlichsten Aberglauben erzeugt, und — was denen, die mit dem Mönchsgeiste nicht innigst vertraut sind, ganz unglaub=

glaublich scheinen wird — durch das Andenken einiger Handlungen der Wohlthätigkeit, die ihm durch ein noch schwaches Gefühl der Humanität zur Inkonsequenz in Absicht auf die Mönchsgrundsätze verleitet, so zu sagen, wider seinen Willen entschlüpft waren. Er wähnte, dadurch das Gelübd der Armuth verletzt zu haben. Er ließ sich durch keine Vorstellungen beruhigen. Mehr als hundertmal erweckte er den letzten Tag seines Lebens laut Reue und Leid über diese schreckliche Sünde, und verfluchte mit Anrufung des Namens Gottes auf das lebhafteste die wenigen Handlungen, wodurch er seine Mönchsheiligkeit aus bloßer Ueberraschung wegwarf, und den Frevel begieng, der ihm auf der Seele brannte, den Frevel — Mensch zu seyn.

§. 26.

Gewissensexamen eines Teufels-spuckers.

Ein etwas besserer Mensch war der andere Teufelsspucker, P. Maurus Hoch, der ebenfalls den höchsten Grad von Mönchsskrupeley mit einer ausgezeichneten Zechkunst verband. Es war ein lächerliches Schauspiel, wenn man diesen Mann Brevierbeten, oder Messelesen sah. Alle Arten von Grimassen und Manipulationen standen ihm zu Gebot, um den Teufel zu verjagen. Er hatte bey dergleichen geistlichen Funktionen gewisse Abschnitte, wo er sich selbst examinirte, ob er bisher alles gebetet habe, was zu beten war. Er redete sich dabey selbst an, und repräsentirte eine doppelte Person. „Höre Maurus, fing er an, sich selbst zu fragen, hast du diese und diese Gebete oder Psalmen wirklich gebetet? Ja. Hast du sie aber recht gebetet? Hier stockte die Antwort. Weißt du's gewiß, daß du

nichts ausgelassen hast? Nicht wahr, das weißt du nicht gewiß? — Nein. (Dieses Nein sprach er ganz leise und muthlos aus.) Nun machte er allerley Bewegungen des Körpers, wie ein Rasender, und schickte sich auf's neue zu dem verhaßten Gebete an. Aber nicht selten wiederholte er dasselbe Wort oder denselben Satz bis zwanzigmal ununterbrochen nach einander. Er blickte dabey oft mit den Zeichen des regsten Unwillens gegen den Himmel, als wenn er mit Gott selbst zanken wollte, daß er ihm die Gnade, recht zu beten, versage. Er hatte sich vorzüglich das Zähneblecken angewöhnt. Die Heiligenbilder, das Crucifix, der Himmel — mußten sichs öfters gefallen lassen, daß dieser Schwärmer einen wilden, mit Zähneblecken begleiteten Blick auf sie warf. War er nun mit seiner Wiederholung zum Theile fertig, dann ging dasselbe Examen, wie oben, wieder an. Glaubte er mit dem Theile des Gebetes, den er wiederholt hatte, zufrieden seyn zu können, dann

traf den Aufklärer des katholischen Deutschlandes, P. Placidus Sprenger, in diesem Stücke weit. Er hatte sich offenbar die Lungensucht angesoffen. Selbst die nahe Todesgefahr konnte nicht so viel bey ihm bewirken, daß er sich mäßigte. Schon als die Lungensucht einen sehr hohen Grad erreicht hatte, so daß ihm die Aerzte nur noch eine kurze Frist zu leben versprachen, besoff er sich oft so, daß er ganz das Bewußtseyn, und den Gebrauch der Organe verlor. In diesem Zustande kam er einigemal in Gefahr, den Hals zu brechen, oder den Kopf einzuschlagen. Und dennoch machte ihm dieses ganz viehische Laster, dem er während des größten Theils seines Lebens ergeben war, auf seinem Todesbette gar keine Unruhe; wohl aber wurde er in schreckliche Gewissensangst versetzt durch elende Mönchsgrillen, durch Phantome aus dem lächerlichsten Aberglauben erzeugt, und — was denen, die mit dem Mönchsgeiste nicht innigst vertraut sind, ganz unglaub-

glaublich scheinen wird — durch das Andenken einiger Handlungen der Wohlthätigkeit, die ihm durch ein noch schwaches Gefühl der Humanität zur Inkonsequenz in Absicht auf die Mönchsgrundsätze verleitet, so zu sagen, wider seinen Willen entschlüpft waren. Er wähnte, dadurch das Gelübd der Armuth verletzt zu haben. Er ließ sich durch keine Vorstellungen beruhigen. Mehr als hundertmal erweckte er den letzten Tag seines Lebens laut Reue und Leid über diese schreckliche Sünde, und verfluchte mit Anrufung des Namens Gottes auf das lebhafteste die wenigen Handlungen, wodurch er seine Mönchsheiligkeit aus bloßer Ueberraschung wegwarf, und den Frevel begieng, der ihm auf der Seele brannte, den Frevel — Mensch zu seyn.

§. 26.

§. 26.

Gewissensexamen eines Teufels- spuckers.

Ein etwas besserer Mensch war der andere Teufelsspucker, P. Maurus Hoch, der ebenfalls den höchsten Grad von Mönchsskrupeley mit einer ausgezeichneten Zechkunst verband. Es war ein lächerliches Schauspiel, wenn man diesen Mann Brevierbeten, oder Messelesen sah. Alle Arten von Grimassen und Manipulationen standen ihm zu Gebot, um den Teufel zu verjagen. Er hatte bey dergleichen geistlichen Funktionen gewisse Abschnitte, wo er sich selbst examinirte, ob er bisher alles gebetet habe, was zu beten war. Er redete sich dabey selbst an, und repräsentirte eine doppelte Person. „Höre Maurus, fing er an, sich selbst zu fragen, hast du diese und diese Gebete oder Psalmen wirklich gebetet? Ja. Hast du sie aber recht gebetet? Hier stockte die Antwort. Weißt du's gewiß, daß du

nichts

nichts ausgelassen hast? Nicht wahr, das weißt du nicht gewiß? — Nein. (Dieses Nein sprach er ganz leise und muthlos aus.) Nun machte er allerley Bewegungen des Körpers, wie ein Rasender, und schickte sich auf's neue zu dem verhaßten Gebete an. Aber nicht selten wiederholte er dasselbe Wort oder denselben Satz bis zwanzigmal ununterbrochen nach einander. Er blickte dabey oft mit den Zeichen des regsten Unwillens gegen den Himmel, als wenn er mit Gott selbst zanken wollte, daß er ihm die Gnade, recht zu beten, versage. Er hatte sich vorzüglich das Zähneblecken angewöhnt. Die Heiligenbilder, das Crucifix, der Himmel — mußten sichs öfters gefallen lassen, daß dieser Schwärmer einen wilden, mit Zähneblecken begleiteten Blick auf sie warf. War er nun mit seiner Wiederholung zum Theile fertig, dann ging dasselbe Examen, wie oben, wieder an. Glaubte er mit dem Theile des Gebetes, den er wiederholt hatte, zufrieden seyn zu können, dann

rief er sich freudig zu: Du hast deine Sache recht gemacht, Maurus. Fahr also fort, fahr fort, fahr fort — (das sagte er oft zehnmal lateinisch und deutsch). Aber sehr oft war es der Fall, daß er mit dem Gebete unzufrieden, sich aufs neue zur Wiederholung auffoderte, so daß er denselben Psalm wohl sechs- siebenmal, und noch öfters hersagte. Nicht selten wurde er über diese halsbrechende Arbeit des Gebetes so erbittert, daß er im höchsten Ausbruch des Unwillens ausrief: Der Teufel soll mich holen, wenn ich's noch einmal bete, und dabey das Brevier auf den Fußboden warf. Nun ging eine neue Scene an. Er hatte nämlich diesen Ausbruch des Unwillens über das mißlungene Gebet dem lieben Gott wieder abzubitten: dieses that er mit vieler Herzlichkeit. Er schob dabey die Schuld auf den Teufel, den er nun bespuckte, lästerte, und auf eine Handlung einlud, die man in dem Umgange mit gesitteten Menschen nicht nennen darf,

ohne sich selbst in die Klasse des niedrigsten Pöbels, der jene Einladung bey jeder Anwandlung des Unwillens gewöhnlich im Munde führt, herabzusetzen.

Aber der Teufel verdient es freylich nicht, daß man die Regeln des Wohlstandes gegen ihn beobachtet. Diese Einladung wiederholte unser Maurus auch sehr oft beym Messelesen, selbst unter der Konsekration und Aussprechung der Einsegnungsworte, wodurch das Brod in den wahren Leib Jesu verwandelt wird. Nicht selten geschah es, daß er unmittelbar nach dieser Einladung die Einsegnungsworte, *hoc est enim corpus meum*, aussprach, so daß es selbst die Layen, welche die erbauliche Messe unseres Maurus hörten, vernehmen konnten.

§. 27.

Risus in vel circa partem veneream.

Uebrigens war Maurus außer der Sphäre seiner geistlichen Betrichtungen, und im gesellschaftlichen Leben ein äußerst jovialischer und witziger Mann, vorzüglich wenn er durch geistige Getränke aufgeweckt und belebt wurde. Nur sah man ihn hie und da mitten im Ausbruche des muntersten Scherzes und des Lachens auf einmal mit gegen den Himmel gewandten Augen die Zähne blecken, und einige unanständige Manipulationen mit der Hand an gewissen Theilen des Körpers machen. Der Grund davon war seine äußerste Aengstlichkeit in der Behauptung der mönchischen Engeley. Durch die Erschütterung des Zwergfelles beym Lachen befürchtete er, es sey eine der Engeley nachtheilige Veränderung in seinem Körper vorgegangen, wozu er selbst Veranlassung gegeben hätte. Das war nun in sei-

seinen Augen eine Sünde, die er beichten zu müssen glaubte. So oft ihm daher so etwas begegnete, schrieb ers auf, und las dann, wenn er bey mir zur Beichte ging, seinen Zettel ab. Die Art, wie er sich über diese vermeintliche Sünde anklagte, war äußerst lächerlich. Er bediente sich dabey folgender Redensart: accuso me, *quod in vel circa partem veneream riserim* (ich klage mich an, daß ich in den Geschlechtstheilen, oder in der Gegend derselben gelacht habe — ein Lachen in diesem Gebiete ist gewiß das Unerhörteste von der Welt!) Es war natürlich, daß er bey der Anklage dieses Vorfalles an denselben dachte. Das schien ihm eine neue Sünde zu seyn; er glaubte, daß durch die Reflexion auf diesen Vorfall eine neue Bewegung von ähnlicher Art vorgefallen sey. Daher fiel er mir, wenn ich ihm die Nichtigkeit dieser Sünde zu beweisen suchte, ängstlich ins Wort: *iterum risi in vel circa partem veneream.* Es half dage-

gen keine Vorstellung. Bey jeder Beichte kam er mit derselben Anklage. Nicht selten geschah es, daß er nach der Beichte kaum meine Zelle verlassen hatte, als er schon wieder zurück kam, und mir seufzend zurief: *iterum risi in vel circa partem veneream*, und daher fragte, ob er Messe lesen dürfe, ohne aufs neue die Absolution einzuholen. Hätte ich diesem Schwärmer Gehör geben wollen, so würde ich den ganzen Tag nichts anders zu thun gehabt haben, als über die thörigte Sünde dieses sonderbaren Lachens die Absolution zu ertheilen. Ich mußte hier Mönchsdespot werden, um ihn zu beruhigen. Ich war nämlich gezwungen, ihm kraft des Gehorsames, den er mir als seinem Beichtvater schuldig wäre, zu befehlen, mir schlechthin zu gehorchen, und alle Aengstlichkeit auszuschlagen. Ganz an blinden Gehorsam gewöhnt, und keiner vernünftigen Vorstellung und Ueberlegung im Punkt der Religion und der Moral fähig, wurde er auch

durch

durch meinen Befehl sogleich beruhigt, und ging zum Altar, wo es wieder zu einem blutigen Kampfe mit dem Teufel kam, der sich gewöhnlich mit der bereits beschriebenen Einladung endigte.

§. 28.

Brustfleckprediger.

Dergleichen Schwärmer gab es noch mehrere zu Banz. Einer strampfte beym Messelesen und Brevierbeten beständig mit den Füßen, um sich zu überzeugen, daß er ritterlich mit dem Teufel kämpfte. Ein anderer hatte einen solchen Abscheu gegen den weiblichen Busen, daß er, wenn ihm eine größere Fülle desselben in die Augen fiel, in Wuth gerieth, weil er vermuthete, es möchte durch die Kunst dieser Theil des Körpers, den er für einen wahren Blasebalg des Teufels ansah, über seine natürliche Fülle aufgetrieben worden seyn. Er hielt daher von Zeit zu Zeit sehr strenge

Predigten über das schreckliche Aergerniß, das die Weibsleute mit ihrem Busen trieben, theils dadurch, daß sie denselben von unten herauf auf allerley Art preßten, und noch dazu mit allerley Lumpenwerk ausstopften, um demselben den Schein einer größeren Fülle zu geben, theils daß sie diesen Teufelsschmuck durch weit ausgeschnittene Brustflecke öffentlich zur Schau trügen, und tausend unschuldige Seelen zur Sünde reizten. Ich hörte selbst einmal von ihm eine Predigt über das Aergerniß, das die Weibsleute durch die weit ausgeschnittenen Brustflecke gäben. Er untersuchte die Frage, wer an diesem Aergerniß Schuld hätte? Er behauptete, daß 1) die Weibsleute, 2) die Schneider diese Schuld trügen. Das waren die zwey Theile, in welche seine Predigt zerfiel. Um sich einen Begriff von der cynischen Schamlosigkeit dieses Mannes auf der Kanzel zu machen, will ich nur eine einzige Stelle anführen, die er in Rücksicht auf die Weibsleute abzu-

kan=

kanzeln nicht erröthete. „Ihr unverschämten Dirnen, schrie er, von heiliger Wuth ergriffen, aus vollem Halse, warum lasset ihr euch euere Brustflecke so weit ausschneiden? Habt ihr eine andere Absicht, als die, damit euch die jungen Leute des andern Geschlechtes recht bequem in das Teufelsnest greifen können?“ Zitternd schreibe ich diese heiligen Zoten nieder. Und doch hatte dieser Mann die Unverschämtheit, erst vor einem Jahre dieselbe Predigt zu halten. Ich erfuhr es durch einige Studenten aus Jena, die zur Zeit der Osterferien zu Banz waren. Bey ihrer Zurückkunft nach Jena kamen sie zu mir, und glaubten, durch diese Erzählung mir eine ganz unerwartete Neuigkeit von Banz zu bringen. Ich hörte sie ruhig an, um zu sehen, ob diese neueste Predigt denselben Inhalt hätte, als die, welche ich vor mehreren Jahren selbst gehört hatte. Es traf alles der Hauptsache nach ein. Ich sagte daher diesen Herren, daß mir die Predigt nichts Neues wäre;

sondern daß ich sie selbst gehört hätte, als ich noch zu Banz war.

§. 29.

Feyerliche Konfirmation des Brustfleckspredigers in seinem Amte.

Dieser skandalöse Brustfleckspredíger heißt P. Josephus Bauer. Er ist ein fruchtbarer Schriftsteller. Seine Schriften finden so viel Beyfall, daß mehrere derselben schon eine zweyte, oder gar dritte Auflage erlebt haben. Er ist der eifrigste Zionswächter der alten, barbarischen Mönchszucht in dem aufgeklärten Banz. Er wird daher von den Obern daselbst als ein musterhafter Mönch gepriesen und unterstützt. Schon lange trugen die vernünftigeren Mönche darauf an, daß man ihm das Predigen verbieten sollte. Diese Bitte wurde selbst im Jahre 1797 an die Wirzburger fürstbischöfliche Kommission, die damals zu Banz war, gebracht. Aber unser Brust-

flecks=

fleckspredigter wurde von seinen Obern, und dem größeren Theile der Kopfhänger so kräftig unterstützt, daß nichts gegen ihn auszurichten war. Die Kommissarien fanden ihn selbst für einen so eifrigen und lobenswürdigen Religionslehrer, daß sie es für unrecht hielten, ihn aus seinem Wirkungskreis zu reißen. Sie bestätigten ihn also in seinem Amte. Er ist nämlich nicht bloß gemeiner Prediger zu Banz, der nur predigt, wenn die Ordnung an ihn kommt; sondern er ist Präses der heiligen Rosenkranzbrüderschaft, die in dem aufgeklärten Banz blühet. Kraft dieses Amtes hat er sehr oft zu predigen. Ein Beweis, wie sehr man in Banz die finsterste Schwärmerey begünstige, und dagegen eine bessere Denkart, und ihre Verbreitung verfolge, mag folgender seyn. Als die besagte fürstbischöfliche Kommission zu Banz war, traten die wenigen lichtvolleren Männer daselbst wider den Brustfleckspredigter auf, und baten die Kommission, denselben seines Am-

es, das er auf eine selbst für den Pöbel ärgerliche Art verwalte, zu entsetzen. Aber die erleuchtete Obrigkeit zu Banz nahm diesen Schwärmer in Schutz, so daß er in seinem Amte bestätigt wurde. Ich war Professor der Philosophie, und dem P. Joseph Bauer mit seinem Anhange ein Dorn im Auge. In Verbindung mit dem Abte und Prior klagte mich das Zelotenheer bey der Kommission an, obschon man nicht ein einziges Faktum von einiger Bedeutenheit wider mich aufbringen konnte. Ich betrug mich als Prediger, als Beichtvater, als Professor, und selbst als Schriftsteller auf eine so vorsichtige und bescheidene Art, daß es keinem noch so wachsamen Zionswächter gelingen konnte, mich bey irgend einer Handlung oder Behauptung zu erwischen, die der katholischen Religion in wesentlichen Punkten entgegengesetzt gewesen wäre. Ich war bloß einer nicht gut mönchischen und katholischen Denkart verdächtig. Als ein solcher Mensch wurde ich denn auch

den Kommissarien geschildert. Das war genug, daß meine Absetzung von dem Amte der Professur beschlossen wurde. Darauf drang vorzüglich der damalige Abt Otto, und der Prior, P. Burkard Vollert, die beyde sich wider mich mit den Schwärmern verbanden, und ihrer Anklage ein entscheidendes Gewicht gaben. Ich foderte die Kommissarien auf, mir die gegen mich eingebrachten Klagen vorzulegen, und meine Verantwortung darüber zu hören. Aber sie bezeugten mir, die Anklagen seyen so unbedeutend, und sie hätten mich dagegen als einen um das Kloster so verdienstvollen Mann gefunden, daß sie überzeugt wären, mir es zur Satisfaktion schuldig zu seyn, daß sie mir die Klagen gar nicht vorlegten, um mir dadurch einen offenbaren Beweis zu geben, daß sie dieselben verachteten, und als durchaus nichtig ansähen. Statt mir also den geringsten Vorwurf zu machen, überhäuften sie mich vielmehr mit Lobeserhebungen, und versprachen mir eine glän-

zen-

zende Carriere zu Banz, die meinen Verdiensten gebühre. Und doch gaben diese Herren der zudringlichen Foderung des Abtes, daß ich von meinem Amte abgesetzt werden möchte, nach.

§. 30.

Mönchsdankbarkeit.

Mich ärgerte bey diesem Vorfalle nichts mehr, als der schwarze Undank des Abtes. Er hatte es einzig mir zu verdanken, daß er Abt wurde. Das ist nicht nur zu Banz, sondern in der ganzen Gegend bekannt. Sobald er, durch mich aus dem Staube empor gehoben, sich in dem Glanze seiner Mönchsmajestät erblickte, bestrebte er sich bey jeder Gelegenheit, mir das Gewicht der Würde, die er mir zu verdanken hatte, fühlen zu lassen, und mich mit unversöhnlichem Hasse zu verfolgen. Durch eine unkluge Oekonomieverwaltung, wodurch das Kloster in großen Schaden kam, hatte er

die

die Veranlassung gegeben, daß ihn der größte Theil des Konvents bey dem Fürstbischofe verklagte. Ich war so edel gegen diesen undankbaren Menschen, daß ich an der Klage keinen Theil nahm, und mich durchaus nicht bewegen ließ, die Klagschrift zu unterschreiben. Die Folge der Klage war, daß eine fürstbischöfliche Kommission von Wirzburg im Jahre 1797 nach Banz kam. Die Kommissarien waren sieben Wochen im Kloster, und gaben sich alle erdenkliche Mühe, das Konvent mit dem Abte auszusöhnen. Aber sie konnten schlechthin nichts ausrichten. Nach sieben Wochen standen sie noch auf demselben Punkte, wie anfangs. Ich hatte ihnen dieses vorausgesagt, weil ich mit dem Geiste der Partheyen vertraut war. Sie fragten mich gleich in den ersten Tagen ihrer Ankunft, ob ich nicht glaubte, daß der Streit zwischen dem Konvente und Abte zu Banz auf eine gütliche Art beygelegt werden könnte? Meine Antwort war, daß wenn sie unter erbitterten alten Spitalwei-

weibern Harmonie herzustellen fähig wären, so würden sie auch etwas Aehnliches zu Banz zu Stande bringen. Sie lachten über meine Antwort, und bezeugten, daß sie eine bessere Meynung von den aufgeklärten Mönchen zu Banz hätten. Aber nach sieben Wochen sahen sie mit Verwunderung meine Behauptung bestätigt. Der größte Theil des Konvents drang auf gänzliche Suspension des Abtes in allen weltlichen Geschäften, so wie es einige Jahre früher dem Abte Pitius zu Langheim ergangen war, der ebenfalls eine schlimme Wirthschaft geführt hatte. Die Kommissarien, die den Abt gerne retten wollten, droheten mit einer weltlichen Kommission, die sie in einer bestimmten Zeit zu Hülfe rufen würden, wenn das Konvent mit dem Abte sich nicht gütlich vergleichen wollte. Das war den schlimmsten und mächtigsten Gegnern des Abtes gerade erwünscht. Es trat einer derselben, mit Namen P. Benedikt Martin, auf, der behauptete, daß eine weliltche Kommis-

mission, wodurch der Prälat in Rücksicht auf weltliche Geschäfte einzig abgesetzt werden konnte, unvermeidlich wäre. Er sagte, er traue sich zu beweisen, daß durch die unkluge Oekonomieverwaltung des Abtes bis 70000 Thaler seit einigen Jahren verschwendet worden wären. Er erklärte daher der geistlichen Kommission, daß er selbst eine weltliche Kommission wider den Abt verlangen würde. In diesem entscheidenden Augenblicke, da alles für den Abt verlohren zu seyn schien, riefen mich die Kommissarien zu sich, und baten mich auf das dringendste, alle Kräfte aufzubieten, daß die weltliche Kommission verhindert würde. Diese geistlichen Herren wollten nicht gerne mit der weltlichen Regierung zu Bamberg in Kollision kommen, oder auch nicht unverrichteter Sache nach Wirzburg zurückkehren. Sie sagten mir, daß sie nun auf mich ihr einziges Vertrauen setzten, weil ich ihnen bis zur höchsten Evidenz bewiesen hätte, daß ich mit dem herrschenden Partheygeist zu

Banz

Banz innigst vertraut wäre. Sie lobten mich zwar wegen der bisher behaupteten Neutralität; es sey, sagten sie, ein Beweis von einem seltenen Edelmuthe, daß ich während ihres ganzen Aufenthaltes zu Banz noch nicht zu bewegen gewesen wäre, auch nur die geringste Klage gegen den Abt, der mir nicht gut wäre, vorzubringen, und Repressalien gegen ihn und meine übrigen Feinde zu gebrauchen. Aber nun sey der Zeitpunkt da, den Entschluß der Neutralität zu brechen, wenn ich nicht das Kloster einer großen Gefahr aussetzen wollte. Ich sollte daher nun alles, was wider mich seit vielen Jahren geschehen wäre, vergessen, und bloß das Beßte des Klosters ins Auge fassen, das durch eine weltliche Kommission, und durch verhängte Suspension des Abtes höchst gefährdet würde. Es könne sich daraus ein langwieriger und höchst kostspieliger Reichsproceß entspinnen, nebstdem daß alle Harmonie des Klosters für lange Zeit zerrüttet würde. Ich ließ mich endlich zu

dem

dem Entschlusse, ihren Wunsch zu befriedigen, bewegen. Ich versprach ihnen, daß noch heute der Vergleich zwischen dem Konvente und dem Abte zu Stande kommen sollte. Sie lachten über diese, wie sie glaubten, zu viel versprechende Zusage, und glaubten, es sey schon Verdienst genug für mich, wenn ich das Werk binnen acht Tagen vollbrächte. Ich war jedoch meiner Sache gewiß. Ich hatte weiter nichts zu thun, als den P. Benedikt Martin zu stimmen; denn ich war gewiß, daß wenn dieser nachgäbe, auch die übrigen Gegner des Abtes nachgeben würden. Ich kannte den Charakter dieses Mannes auf das genaueste, und wußte daher, wie ihm beyzukommen wäre. Während einer halben Stunde war P. Benedikt gewonnen. Ich ging darauf sogleich zu dem Abte, rieth ihm, das Konvent zusammen zu rufen, und gab ihm die Maaßregeln an, nach welchen er sich bey dieser Versammlung benehmen sollte. Alles ging nach Wunsch. Abends gegen 4

Uhr war der Vergleich zu Stande gebracht. Ich ging sogleich zu den Kommissarien, um ihnen diese erwünschte Botschaft zu bringen. Sie wollten es anfangs vor lauter Ueberraschung nicht glauben. Als ich sie aber von der Wahrheit überzeugte, priesen sie mich als den edelsten und verdienstvollesten Mann des Klosters, und versprachen, mich dem Abte und Konvente bestens zu empfehlen.

Als sich mein Herr Abt durch meine Verwendung wieder in seiner Würde bestätigt sah, wollte er auch sogleich mir einen Beweis seiner Dankbarkeit geben. Des andern Tages ließ er einige Kopfhänger aus dem Konvente rufen, und drang, unterstützt von ihnen, bey den Kommissarien auf meine Absetzung von dem Amte der Professur. Ich wurde als ein in Rücksicht auf religiöse Denkart gefährlicher Mensch charakterisirt, der, noch dazu ausgerüstet mit einem äußerst unternehmenden und durchgreifenden Geist, durch die Verwaltung eines solchen

Amts sehr viel Böses stiften, und nach und nach die jungen Mönche ganz verkehren könnte. Der Beweis, den ich erst den vorhergehenden Tag von meiner Fähigkeit, etwas Schweres zu unternehmen und auszuführen, gegeben hatte, mochte die geistlichen Kommissarien in Absicht auf Religion selbst bange gemacht haben. Sie stimmten daher in meine Absetzung ein. Ich überlasse, dem Publikum zu beurtheilen, was für ein Charakter dazu gehöre, um so handeln zu können, wie der Abt Otto gegen mich bey dieser Gelegenheit handelte. Und doch wußte sich dieser Mann so zu verstellen, daß ihn jeder, der ihn nicht genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte, für den gefühlvollesten Menschenfreund hielt. Er hatte auch wirklich viele Anlage von Natur, Menschenfreund zu werden. Aber der Mönchsgeist verdirbt das beßte Menschenherz; begleitet von allen den Furien, die zur Qual der besseren Menschheit bestimmt sind, rottet er alle edleren Keime der Humanität aus.

§. 31.

§. 31.

Klosterpönitenzen.

Ich muß einen Hauptpunkt der Mönchserziehung charakterisiren, der ganz dahin abzweckt, alles Gefühl für Ehre, für Selbstachtung, und Vernunftwürde zu ersticken, und auf solche Art den Charakter des jungen Mönchs durchaus zu verderben.

Wer einmal dazu gewöhnt ist, über Ehre und Schande gleichgültig zu seyn, der ist jeder noch so niederträchtigen Handlungsweise, jeder Wegwerfung seiner selbst fähig. Nun ist es Zweck der Mönchserziehung, diesen höchst verabscheuungswürdigen Gemüthszustand in ihren Zöglingen hervorzubringen. Auch hier soll der Mönch gleich werden dem zahmen Viehe, das man nach Belieben mißhandeln kann, wie man will. Auch hier soll der vollkommene Mönch sagen können: *Sicut jumentum factus sum ante te.*

Das

Das Mittel dazu sind die lächerlichsten und alles Ehrgefühl nach und nach erstickenden Pönitenzen, die den Mönchen oft wegen unbedeutender Kleinigkeiten, besonders in den ersten Jahren des Mönchslebens, von den Obern aufgelegt werden. Nach der Mönchsmoral soll der freye Vernunftgebrauch durchaus vernichtet, und zu bloß maschinenmäßigen Handlungen herabgewürdigt werden. Denn die Vernunft ist gänzlich, sowohl in Rücksicht auf ihr theoretisches, als praktisches Vermögen, verdorben. Alles daher, was sie aus eigner Einsicht und Willensbestimmung thut, ist Sünde. Der Weg des Heils muß gerade der umgekehrte seyn. Die Vernunft muß, wenn sie Gott wohlgefällig handeln, und vor aller Sünde sicher gestellt seyn will, bloß mit fremden Augen sehen, und nach fremder Willensbestimmung handeln. Für den Mönch sind es seine unmittelbaren Oberen, die Gott als seine Führer aufgestellt hat, gegen die er ewig ein Kind bleiben muß, und

de=

deren Gängelbande er sich nicht entziehen kann, ohne auf den Weg des Verderbens zu gerathen. Zur Hervorbringung dieser Gesinnung, nach welcher man alle Selbstständigkeit verläugnet, und die moralische Vollkommenheit in dem passiven Dahingeben an fremde Einsicht und Willensbestimmung sucht, dient die Lehre von der absoluten Verdienstlichkeit des blinden Glaubens und Gehorsames. Aber wenn auch der durch Mönchsgrundsätze verführte Mensch durch diese Gesinnuug die Würde seiner Vernunft positiv verläugnet, so will er sie doch wenigstens negativ behaupten, indem er fodert, daß man ihn nicht muthwillig mißhandle. Er setzt immer voraus, daß ihn die Obern, die er als Stellvertreter der Menschheit ansieht, als ein vernünftiges Wesen behandeln werden. Es kann ihm also durchaus nicht gleichgültig seyn, ob man ihm Beweise der Achtung gebe, oder ihn durch entehrende Mißhandlungen mit Schande erfülle. Er hat ja den Obern sei-

ne

ne Vernunft bloß darum zum Opfer gebracht, weil er glaubt, daß durch ihre leitende Hand die Würde derselben am sichersten vor aller Entehrung sicher gestellt werde. Es liegt also gar nicht ursprünglich in der Absicht des Mönches, sich darum, weil er seine Vernunft der Leitung der Obern übergiebt, als bloße Sache behandeln zu lassen. Es bleibt vielmehr bey dieser Hingebung seiner selbst in einen, wie er glaubt, von Gott erleuchteten Willen in ihm der Trieb der Selbstachtung sowohl, als auch der Achtung, die er von seinen Obern, und andern Menschen fodert.

Aber auch diesen letzten Funken der Selbstthätigkeit der Vernunft rein auszulöschen, und den Menschen ganz zum selbstlosen Dinge herabzuwürdigen, setzt sich das Mönchsthum zum Ziele. Jemehr Energie des Geistes man an einem jungen Menschen, der sich dem Mönchsthume in die Hände geworfen hat, bemerkt, desto mehr raffinirt

man auf allerley bübische Mißhandlungen, die man ihm anthut, um alles Ehrgefühl in ihm zu ersticken, das bey talent- und geistvollen Jünglingen immer in eben dem Grade vorzüglich statt hat, als sie andere an Lebhaftigkeit und Stärke des Geistes übertreffen. Diesen muß man, nach der Mönchssprache, vorzüglich die Hörner und den Kopf brechen, wenn sie tüchtige Werkzeuge zur Beförderung der Absichten des Mönchsthums werden sollen. Dümmlinge behandelt man weit schonender, weil man von ihnen wenig zu hoffen und zu fürchten hat. In ihnen hat schon die Natur gethan, was das Mönchsthum bey besseren Subjekten erst hervorbringen will. Diese Kur ist gleichsam die Feuerprobe, durch welche das Mönchsthum gerade die geistvollesten Jünglinge unaufhörlich gehen läßt, bis man glaubt, den Geist zu einer bloßen Maschine herabgewürdigt zu haben.

§. 32.

Feuerprobe zu Banz.

Diese Feuerprobe durch Mißhandlungen fand ich auch in dem aufgeklärten Banz in höchster Strenge, und in ununterbrochener Ausübung. Dieses Kloster suchte sogar eine Ehre darin, andere Klöster an Eifer in Betreff dieses dem Mönchsgeiste wesentlichen Punktes zu übertreffen. Es wollte durch den Ruhm einer strengen Klosterdisciplin eben sowohl vor andern Klöstern hervorragen, als es nach dem Ruhme einer ausgezeichneten Gelehrsamkeit geizte. Ja dieser letztere Zweck schien den ersten um so nothwendiger zu machen. Denn eine höhere Kultur des Verstandes ziehet auch natürlich eine größere Energie des Willens, mehr Selbstständigkeit des Geistes, und mehr Lebhaftigkeit des Ehrtriebes nach sich, wenn diesen Folgen nicht vorgebaut wird. Damit also Gelehrsamkeit den Absichten des Mönchsthums nicht nachtheilig werden möch-

te, mußte vorzüglich darauf gesehen werden, alle Geistesenergie zu unterdrücken. Zur Möchsgelehrsamkeit gehört nur ein weiter und großer Gedächtnißsack, und ein immer aufgesperrter Mund der haschenden Receptivität. Aus Gelehrsamkeit — todtem Gedächtnißwerke, sollte zu Banz nie Vernunfterkenntniß werden. Durch den ausgehängten Schild der Gelehrsamkeit sollte der Ruhm einer lichtvollen Denkart nur erschlichen und erheuchelt werden. Alles, was die Hierarchie von jeher entschieden hat, und was zum Mönchsthum gehört, sollte als unverletzlich angesehen werden, so daß es als das größte Verbrechen galt, über den engen Zaun der blinden Autorität hinüber zu sehen. Das war das Ziel der Aufklärung, das man sich seit 30 Jahren zu Banz vorsteckte. Um diese Art von Aufklärung, womit der stupideste Aberglaube vereinbarlich ist, zu behaupten, wurde von Seiten der Obern alles angewandt.

Ich muß den aufgeklärten Mönchen zu Banz zur Ehre nachsagen, daß sie die Kunst, die Selbstthätigkeit der Vernunft zu lähmen, meisterhaft verstunden. Anfangs gingen sie darauf aus, die Vernunft durch Autorität in die Schlingen eines falschen und irrigen Gewissens zu ziehen, und auf solche Art dieselbe durch sich selbst zu fesseln. Dann, nachdem der blinde Glaube fest genug begründet zu seyn schien, nahmen sie ihre Zuflucht zu der ganzen schweren Mönchsartillerie von bübischen, und entehrenden Mißhandlungen, womit sie vorzüglich die geistvollesten Jünglinge niederzuschmettern suchten. Ich habe die 20 Jahre, die ich zu Banz verlebte, die Erfahrung gemacht, daß man Dümmlinge noch ziemlich schonend behandelte; aber talent- und kraftvolle Subjekte unaufhörlich durch die schändlichsten Mißhandlungen verfolgte, bis man glaubte, daß nun alle Energie des Geistes ertödet, und alles Ehrgefühl abstumpft wäre. Nur nach dieser überstandenen Feuer-

probe,

probe, hielt man sie für würdig, sie zu allen Mönchsherrlichkeiten emporzuheben, und ihnen die wichtigsten Geschäfte dieses Satansreiches anzuvertrauen. Bestanden sie aber in dieser Feuerprobe der Schande und Entehrung nicht; gaben sie noch deutliche Zeichen, daß sie sich als Menschen fühlten, und darauf bestünden, sich als Menschen wenigstens einigermaßen zu behaupten: dann wurden sie in den tiefsten Abgrund hinabgeschleudert, und jeder Satan in Mönchsgestalt machte sich ein Verdienst daraus, den Unglücklichen auf alle mögliche Art zu quälen, und ihm das Loos der Verwerfung noch schmerzlicher zu machen. Die Verfolgungssucht des beleidigten Mönchsgeistes ist ohne Gränzen, und unerschöpflich an Kränkungen, Ränken und Cabalen, wodurch er sich zu rächen sucht.

§. 33.

Anwendung der Feuerprobe gegen mich.

Man hielt mich zu Banz, noch ehe ich daselbst Noviz wurde, für einen Jüngling von vorzüglichen Geisteslalenten, und man hatte mich bloß aus dieser Rücksicht angenommen. Denn ich habe dem Kloster gar nichts zugebracht, als meine Person. Man hat sogar um mich geworben; und um mir den Eintritt ins Kloster zu erleichtern, hat mich das Kloster selbst mit den meisten Sachen, die sonst die Novitzen mitbringen müssen, ausgestattet. Man hegte von mir die größten Hoffnungen, und glaubte, mich nicht bloß zu einem vollkommenen Mönche, und auserlesenen Rüstzeuge für das Mönchsthum, sondern auch zu einem ausgezeichneten Gelehrten (nach Mönchsart) bilden zu können. Da man nun an mir einen sehr regen Geist, eine äußerst lebhafte Phantasie, und einen starken Ehrtrieb bemerkte, so

muß-

mußte man bey meiner Bildung um so vorsichtiger zu Werk gehen, um den vorgesteckten Zweck zu erreichen. Da ich schon von Jugend auf durch Mönchsaberglauben verstimmt, und mit dem größten Eifer beseelt war, ein ausgezeichneter Mönchsheiliger zu werden: so war es ganz natürlich, daß mein Geist offen stand allen den Thorheiten, die als der Grund der Heiligkeit angegeben wurden. Es war also meinen Obern sehr leicht, mein Gewissen an die Fesseln einer unverletzlichen Autorität zu schlagen, und mir dann jede neue Thorheit unter der Firma der Gewissenspflicht ehrwürdig und heilig zu machen. Um aber alles Gefühl für Ehre, allen Trieb zur Selbstständigkeit rein auszutilgen, wurde gegen mich keine noch so erniedrigende Handlungsweise unversucht gelassen, die der sinnreiche Mönchsgeist zu diesem Zwecke ersonnen hatte. Kein noch so barbarisch gesinnter Schultyrann kann die ihm anvertrauten Kinder unmenschlicher und muthwilliger behandeln,

deln, als die aufgklärten Mönche zu Banz mich behandelten, und zwar die ersten zehn Jahre aus der Absicht, um mich durch die gewöhnliche Feuerprobe zu bewähren; die übrigen zehn Jahre aber aus schadenfroher Rachsucht, weil die Probe — aus eigner Schuld der heiligen Tyrannen, nämlich durch Uebertreibung — mißlungen war.

§. 34.

Hundstisch.

Ich trieb in den ersten sieben Jahren den Eifer für alle mönchische Uebungen, und vorgebliche Mittel zur Heiligkeit bis zur höchsten Schwärmerey, so daß ich eher eines Zügels, als eines Spornes bedurft hätte. Aber demungeachtet hatte mich, aus der schon erwähnten Ursache, das Mönchsthum zum Ziele seiner ununterbrochen fortgesetzten höchst bübischen Mißhandlungen gesetzt. Die gewöhnlichste, und noch am mindesten entehrende Strafe, die mir bey dem gering-

ringsten Versehen der eben so lächerlichen, als unzähligen Mönchszermonien zu Theil wurde, war das sogenannte Bodensitzen. Dieses bestehet darin, daß während die übrigen Mönche bey Tische sitzen, und speisen, der Delinquent, wie ein Hund, die ihm zugetheilten Speisen, welche oft bloß in Wasser und Brod bestehen, auf dem Boden in der Mitte des Speisesaales verzehren muß. Manche Woche verfloß, in welcher ich nur selten das Glück hatte, zur Zeit des gemeinschaftlichen Nahrungsgenusses mich als Mensch behandelt zu sehen, ohne daß ich die Hundsrolle auf dem Boden zu spielen hatte. Diese Strafe wurde noch durch verschiedene andere erhöhet.

§. 35.

Strafe gegen das entsetzliche Verbrechen — zu sehen.

Wenn mein Oberer bemerkt hatte, daß ich bey Tische, im Chor, in der Klausur, oder auf

auf dem Spaziergange die Augen aufgeschlagen, und auf irgend einen Gegenstand gerichtet habe, so mußte ich mit einem Lichtschirme auf dem Kopfe Boden sitzen, und die mir zugetheilte Portion von Nahrung verzehren, damit durch dieses Symbol alle Mönche von meiner himmelschreyenden Sünde unterrichtet wurden. Denn das Mönchsthum fodert, daß man auch körperlich blind seyn soll, und setzt in diese Art von Blindheit ein großes Verdienst. Meine Obern stellten mir den heiligen Bernard in diesem Stücke als Muster vor, von dem die Geschichte sagt, daß er viele Jahre lang mit seinen Chorbrüdern neben einem See sehr oft spatzieren gegangen, ohne daß er wegen großer Eingezogenheit der Augen auch nur das geringste von der Existenz dieses Sees wußte. Diese Abtödung der Augen, die der heilige Bernard ausübte, wird von den Mönchsasceten bis zu den Sternen erhoben. — Die Klausur zu Banz gewährt eine himmlisch schöne

Aussicht. Schönheiten der Natur und Kunst liegen in ihren mannigfaltigen Gruppen da, und scheinen sich zu vereinigen, durch ihre wechselseitigen Reize Herz und Geist zu bezaubern, und über sich selbst zu erheben. Aber es war in den Augen der erleuchteten Geistesmänner zu Banz das größte Verbrechen, wenn ein junger, gefühlvoller Mann ans Fenster trat, um sich durch die reinsten Freuden, welche die schöne Natur gewährt, zu erquicken. Mein Meister — einer der wichtigsten Männer zu Banz, der abwechselnd immer Prior und Novitzenmeister war — rühmte sich selbst seiner Gefühllosigkeit, und versicherte, daß die Aussicht, die irdisch gesinnte Menschen entzücke, auf ihn nicht den geringsten Eindruck mache. Er behauptete, daß die Sinnlichkeit durchaus vertilgt werden müsse; eines der wirksamsten Mittel dazu sey die Verschließung der Augen. Die Abtödung müsse allgemein seyn in Rücksicht auf alle Sinne. Daher haben die Heiligen die un-

schmackhaftesten Speisen genossen, und sie noch absichtlich durch Beymischung von Wermuth, und andern widerlichen Dingen recht eckelhaft gemacht. Es sey überhaupt kein Sinn, den die Heiligen nicht durch allerley Arten sinnreicher Selbstpeinigungen zu ertödden gestrebt hätten. Der Weg, den die Heiligen gegangen, sey der einzig mögliche, der zum Himmel führe. In der gänzlichen Ertödung der Sinne bestehe die Kreuzigung des Fleisches, und die geistliche Wiedergeburt des Menschen, die Jesus als absolute Bedingung zur Seligkeit fodere. Nach diesen Grundsätzen, womit dieser heilige Unhold ganz durchsäuert war, hat man gar nicht Ursache, sich zu verwundern, daß er den geringsten Gebrauch der Sinnorgane, wenn er nicht unmittelbar für thörigte Möncherenen bestimmt war, für ein großes Verbrechen ansah, und auf das schärfste bestrafte.

Der lächerliche Wahn von der Verdienstlichkeit des Verschließens der Augen herrschet noch immer großen Theils in dem aufgeklärten Banz. Bis zu meinem Austritte aus dem Kloster bemerkte ich, daß nie ein Kapitel gehalten wurde, in welchem nicht einige, selbst unter denen, die in dem Umgange mit den Protestanten die Maske der Aufklärung immer zur Schau tragen, sich öffentlich anklagten, daß sie sich bey Tische, oder im Chore einen freyeren Augenaufschlag erlaubt hätten, aber nun dem allmächtigen Gott, dem heiligen Vater Benedikt, und der ganzen Versammlung Besserung versprächen. Welche Verfinsterung des Verstandes wird zu einer solchen Denk- und Handlungsweise voraussetzt! Wie oft habe ich, als ich noch zu Banz war, gewünschet, daß doch die protestantischen Gelehrten, die ganz entzückt über die erleuchtete Denkart, die die Mönche affektirten, das Kloster verließen, nur ein einziges Mönchskapitel belauschen, und

theils

theils die lächerlichen Selbstanklagen der Mönche, theils die Lästerungen des philosophischen Herrn Abtes wider die Philosophie, und dann endlich das schreckliche Donnern des schweren Geschützes, welches der für die thörigsten Möncherepen entflammte Zionseifer des Placidus Sprenger wider die Uebertreter der Mönchszucht loszubrennen pflegte — hätten hören können. In welche Erstaunung würden dergleichen getäuschte Fremdlinge gerathen seyn!

§. 36.

Verdienst der Stummheit.

So wie jeder Augenaufschlag auf das schimpflichste bestraft wurde, so wurde auch jedes Wort bestraft, das zur Zeit des heiligen Stillschweigens gesprochen wurde. Zu dieser Zeit sollte man seine Gedanken, wenn es doch nöthig wäre, nicht durch Worte, sondern durch Zeichen mit der Hand oder

durch

durch Gesichtsmienen zu erkennen geben. Mein Meister stellte mir in diesem Stücke die Mönche zu La Trappe zum Muster vor, von welchen der Abt Rancè selbst bezeugt, daß bey allen Handarbeiten, welche diese Mönche gemeinschaftlich verrichteten, nie ein Wort gesprochen wurde. Er erzählt unter andern, daß einst im Klostor ein gefährlicher Brand entstanden, und daß er gelöscht worden sey, ohne daß ein Wort dabey geredet wurde. Wenn nun mein Meister bemerkt hatte, daß ich ein Wort zu dieser Zeit gesprochen, so wurde ich gewöhnlich zu der Strafe verdammt, daß ich bey Tische, während die andern aßen, anfangs auf den Boden fallen, denselben küssen, und dann eine bestimmte Zeitlang knieend den Finger auf den Mund legen mußte, um den andern bemerklich zu machen, was ich für ein Verbrechen begangen hätte. Zuletzt mußte ich meine Speisen auf dem Boden sitzend verzehren. Manchmal wurde mir auch aufgegeben, daß ich eine ganze viertel Stunde

lang mit dem Gesichte auf dem Boden liegen bleiben mußte. Auf dieses heilige Stillschweigen hielt mein Meister so streng, daß ich einst meine Violine mit in den Speisesaal nehmen, und bey dem Bodensitzen neben mir hinlegen mußte, weil ich dieselbe zur Zeit der heiligen Stummheit ganz leise gestimmt hatte, ob ich gleich auf dem Musikchor so eben zu spielen hatte, und daher die Violine stimmen mußte.

§. 37.

Obstmarkt im Speisesaal.

Einst brachte mir meine Mutter einen Korb voll guter Birnen ins Kloster. Ich verwahrte den süßen Vorrath in meiner Zelle. Aber die Spürhundsnase des Priors schnüffelte diese Kontrebandswaare aus. Ich mußte die Birnen zu Mittag in den Speisesaal tragen, und sie, auf dem Boden sitzend, feil halten. Es war mir dabey ge-

boten, eine Birne an die Gabel zu spiesen, und während der ganzen Mahlzeit empor-halten. Mein Verbrechen bestund bey die-sem Vorfalle darin, daß ich dem Prior den Empfang des Obstes nicht angezeigt, und zugleich um die Erlaubniß, dasselbe zu ver-zehren, angehalten hatte. Denn der Mönch soll durchaus nichts thun ohne ausdrückliche Erlaubniß des Obern, also auch nicht essen. Was immer ohne diese Erlaubniß geschieht, ist mit Fluch belegt; nur durch den Willen des Obern kommt in jede Handlung Segen. Will daher der Mönch auch nur eine einzige Kirsche essen, so muß er erst zu seinem Obern gehen, und ihn um Erlaubniß bitten, *ut fiat*, nach der Mönchssprache, *cum bene-dictione*. Der Mönch soll nämlich in je-der Rücksicht ewig Kind bleiben, und sich gängeln lassen. Der Genuß der geringsten Speise ohne Erlaubniß der Obern schien meinem Meister ein so großes Verbrechen zu seyn, daß er bey einem andern ähnlichen Vor-falle auf die Ausstoßung eines sehr hoffnungs-

vol-

vollen Novitzen, des nachher sehr berühmt gewordenen Ildephons Schwarz, aus dem Kloster wegen dieser Kleinigkeit drang. Ildephons hatte nämlich von einem guten Freunde einige Kirschen erhalten, und ohne Erlaubniß genossen. Bloß darum sollte er aus dem Kloster gestoßen werden. In Banz herrscht noch immer der Gebrauch, daß, wenn sich die Mönche zu Tische setzen, sie erst ein Zeichen abwarten müssen, ehe sie etwas genießen. Der Superior thut nach einigen Minuten einen derben Schlag auf den Teller, und giebt durch dieses Zeichen dem ganzen versammelten Hornvieh Gottes die Erlaubniß — zu essen. In den ascetischen Schriften der Mönche wird so manche Geschichte erzählet, die jeden Mönch abschrecken muß, etwas zu essen, ehe dieses Zeichen gegeben ist. Es wird nämlich erzählet, daß sehr oft mit dem ersten Bissen, der ohne jenes segensvolle Zeichen genossen wurde, der Teufel in den Mönch gefahren sey, der so was gewagt habe. Ich glaube

nicht, daß der Teufel erst Ursache habe, in die Mönche zu fahren.

§. 38.

Pflicht der Lüge, Verleumdung, Lästerung.

Die Mönchsobern glauben nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht zu haben, in den Strafpredigten, die sie in den Kapiteln halten, durch die unverschämtesten Lügen, Verleumdungen und Lästerungen die Geduld ihrer Untergebenen, die dadurch öffentlich gebrandmarkt werden, zu prüfen. Ob ich gleich die ersten sieben Jahre meines Klosterlebens bis zur höchsten Schwärmerey eifrig war in Ausübung aller Mönchsthorheiten, so wurde ich doch immer vor der ganzen Versammlung als der nachlässigste, schlechteste, und verworfenste Mönch geschildert, der in dem Lande der Heiligen ein Skandal sey. In dem Kapitel selbst gegen den ehrlosen Lügner und Lästerer auch nur ein stum-

stummes Zeichen von der Unwahrheit dessen, was er in seinem heiligen Rausche der Lästersucht ausschüttete, zu geben, wäre als ein unerhörtes Verbrechen, als der frevelhafteste Hochverrath gegen den in seiner ganzen Majestät sich zeigenden Mönchstyrannen angesehen worden. Man mußte in der Situation eines vor Gott stehenden, und um Vergebung flehenden Sünders, mit tief zur Erde niedergebeugtem Haupte, den ehrlosen Lästerer anhören, und sich oft noch gefallen lassen, daß er einem wegen der erdichteten Verbrechen eine noch mehr beleidigende Strafe diktirte. Hatte endlich der Sturm des Zeloten ausgetobt, dann pries er durch einen Vers Gott; und das war das Zeichen, daß die Versammlung auseinander gehen durfte. Ich wagte es einige male, nach dem Kapitel zu dem Lästerer zu gehen, und ihm demuthsvoll vorzustellen, daß sich die Sache ganz anders verhalte, als er dieselbe, vermuthlich durch einen falschen Bericht hintergangen, im Kapitel zu

meinem Nachtheile vorgestellt hätte. Allein hier kam ich von dem Regen in die Traufe. Es stürzte ein noch weit stärkerer Guß der Lästerberedtsamkeit, von einem schrecklichen Gewitter begleitet, auf mich nieder. Diese noch so bescheidene Aeußerung von nicht ganz erstricktem Ehrgefühl wurde als ein Beweis der mich noch beherrschenden Eigenliebe (welche die Mönche mit dem Ehrgefühle vermischen) angesehen, zu deren Ausrottung gerade eine solche Kur schlechthin nothwendig sey. Statt der Genugthuung wurde mir eine neue entehrende Strafe, als heilsame Medicin wider diese neue Aeußerung der verderblichen Krankheit (des Ehrgefühls) diktirt.

§. 39.

Pflicht der Selbstlästerung.

Aber es ist nicht bloß für den Mönch Pflicht, sich durch die Lästersucht seiner Obern **brandmarken zu lassen**, sondern sogar

sich

sich selbst zu brandmarken, nach der Vorschrift seiner Obern. Das war nun für mich eine Pflicht, gegen welche sich mein ganzes Gefühl empörte. Ich muß mich hierüber deutlicher erklären, um das Publikum in den Stand zu setzen, über diesen Zug der Mönchserziehung zu urtheilen. Das Ehrgefühl ist einmal den Mönchen der Grund aller Lasterhaftigkeit. Daher ist ihnen jedes Mittel zur Vertilgung desselben heilig. Das zweckmäßigste Mittel in dieser Rücksicht ist ihnen nun folgendes. Sie verfassen nicht selten einen schriftlichen Aufsatz gegen einen ihrer Untergebenen, und zwar in seinem Namen, worin der bübische Mönchsgeist, von Tücke, Lästersucht, Schadenfreude, und Rachgier inspirirt, alles, was nur beleidigend und infam seyn kann, zusammen stellt. Diesen Lästerwisch geben sie nun dem Mönche, gegen welchen er gerichtet ist, und machen es ihm zur unverletzlichen Pflicht, denselben in seiner Person, als wenn er ihn selbst gemacht hätte, im

Spei-

Speisesaal abzulesen, sich vor der ganzen Versammlung als den nichtswürdigen, und infamen Menschen, der hier geschildert ist, anzuerkennen, die übrigen Mönche um Vergebung zu bitten, mit dem feyerlichen Versprechen, sich zu bessern, und endlich öffentliche Buße zu thun. Dergleichen Lästerwische mußte ich eine Menge lesen, und zwar oft wegen der unbedeutendsten Kleinigkeit. So hatte ich einmal ein Versehen begangen, als ich Tischleser war, und am Ende das Verzeichniß der Officien ablesen mußte, welche die Mönche für die folgende Woche zu verrichten hatten. Der Erfolg war, daß ich wegen dieses Versehens einen abscheulichen Lästerwisch ablesen, und dann in Wasser und Brod die Hundsrolle bey Tische zu spielen hatte. — Zweckmäßiger zur Unterdrückung alles Gefühles für Ehre, und Vernunftwürde könnte in der That nichts ersonnen werden. Hätte der Satan in der Hölle die Menschen zu erziehen; er würde zur Erreichung seiner Absichten ganz gewiß

keinen schicklicheren Weg einzuschlagen wissen. Auch diese satanische Pflicht herrschte noch in dem aufgeklärten Banz zur Zeit, als ich es verließ. Kurz vor meinem Austritte mußte ein talentvoller junger Mann einen solchen infamen Wisch bey Tische lesen, und zwar wegen einer Handlung, die in den Augen aller Vernünftigen vielmehr Lob und Ermunterung, als Tadel und Zurückschreckung verdiente.

Man schließe nun auf die übrigen Klöster, die noch tief unter dem aufgeklärten Banz stehen. Unter den Bettelmönchen ist die Erziehung über allen Begriff barbarisch. Ich will nur ein paar Anekdoten hier anführen, die mir ein Freund aus dem Bettelmönchs-Orden erzählt hat. Er wurde unter andern so behandelt. Sein Oberer machte einst in dem Speisesaal auf dem Boden allerley Figuren, und Linien mit der Kreide. Diese mußte er während des Tisches, auf der Erde herumkriechend, mit

der Zunge rein ablecken, auch den Unrath, und die eckelhaften Produkte des Ausspuckens nicht ausgenommen, durch welche absichtlich die Linien gezogen waren. Ein anderesmahl mußte er mit einem Ochsenjoche auf dem Nacken in dem Speisesaal erscheinen, in dieser Figur von Zeit zu Zeit die Ochsensprache nachmachen, und dann rufen: *Sicut jumentum factus sum ante te* (ich ward vor dir, wie ein vernunftloses Thier). Ein drittesmahl ward er verdammt, einen infamen Lästerwisch in seinem Namen, und wider seine Person gerichtet, öffentlich abzulesen, dann Boden zu sitzen, und sich mit der blosen Suppe zu begnügen. Aber auch dieser karge Genuß wurde ihm durch ein anderes bübisch sinnreiches Possenspiel, das er übernehmen mußte, entzogen. Es wurde nämlich an die Wand eine hohe Leiter gestellt. So oft nun der arme Delinquent einen Löffel voll Suppe aus der Schüssel genommen hatte, mußte er mit demselbe auf die Leiter steigen, und nur auf einer der obersten Stuf-

Stuffen durfte er genießen, was noch im Löffel war.

Verruchter Geist des Mönchsthumes! wie kannst du auf eine so muthwillige Art Menschen mißhandeln, um auch den letzten Zug von dem göttlichen Charakter der Vernunft rein auszutilgen, und die sterbenden Strahlen der heiligen Flamme der Selbstachtung, die auf dem Altare des unverdorbenen Herzens lodert, gänzlich auszulöschen, und doch auf die Anbetung der Welt noch Anspruch machen? Wie kannst du so unverschämt seyn, zu behaupten, daß von deiner unbeschränkten Herrschaft das Wohl der Staaten und Thronen, und aller einzelnen Menschen, die Aufrechthaltung der wahren Religion; die möglichste Beförderung der Moralität, und überhaupt all der Segen, dessen sich die Menschen erfreuen können, abhange, da doch alle deine Absichten das höchste Verderben der Menschen herbey ziehen, und verewigen, und alle deine Wege

ge zur Hölle, aus der du empor gestiegen bist, zurückführen. Lange genug hast du die Menschheit unter die Füße getreten, ihr Hohn gesprochen, und alle Bubenstücke gegen sie verübt. Es ist hohe Zeit, daß dich diejenigen, die mit allen den Geheimnissen deines Satansreiches vertraut sind, dich aus deinen geheimen Schlupfwinkeln hervorziehen, dir die Maske des Lichtes abreißen, und dich in deiner wahren Gestalt zum Gegenstande des allgemeinen Abscheues und Fluches darstellen. Es ist hohe Zeit, daß die Menschheit nicht nur die entehrenden Sklavenfesseln zerreiße, durch die du sie aller Vernunftwürde zu berauben, und nach deinem Gefallen zu leiten suchtest, sondern dich auch auf immer von der Erde verbanne, weil sie in Verbindung mit dir nie ihre erhabene Bestimmung erreichen, sich nie des süßen Friedens, der nur aus der allgemeinen Anerkennung der Vernunftwürde quillt, erfreuen, nie durch die Bande der ächten Bruderliebe, und des wahren Weltbürger-

sin-

sinnes, wodurch das ganze Menschengeschlecht zu einer einzigen, nur durch ein gemeinschaftliches Interesse beseelten Familie wird, beglückt werden kann. Mit deiner Existenz haftet nichts, als Fluch und Verderben auf den Sterblichen. Vergebens schleichest du neuerdings um die Thronen der Großen herum und streuest ihnen den Weihrauch der niederträchtigsten Schmeicheley, um sie zu überreden, daß die Sicherheit ihrer Thronen, und das Wohl der Völker auf deiner Erhöhung beruhe. Weise Fürsten, überzeugt von den verderblichen Wirkungen deiner Herrschaft, werden mit der besseren Menschheit gemeinschaftliche Sache machen, und dich in die Hölle zurückschleudern, von der du emporstiegst, und sich daher wohl hüten, ihre eigne Sicherheit, und die Wohlfahrt der ihnen anvertrauten Völker auf dich zu gründen, und der Gefahr preis zu geben, früh oder spät in denselben Abgrund hinabzustürzen, dem du, verfolgt durch die zur Selbstkenntniß erwachte, und

wider dich empörte Vernunft, unaufhaltsam zueilst. Unweise Fürsten aber werden ihr unvorsichtiges Vertrauen auf deine Kraft nur zu spät bereuen, indem sie so gewiß, als Menschen Menschen sind, und nun ihre Vernunftwürde immer mehr erkennen — eine Erkenntniß, die durch keine Gewalt mehr verdrängt werden kann — mit dir einerley Schicksal haben werden. Durch die Beförderung deiner Absichten werden sie sich in den Verdacht der Tyranney setzen; und dieser allein wird hinreichend seyn, sie zum Gegenstande des allgemeinen Hasses und Abscheues zu machen, und die Nationen zur Empörung zu reizen.

§. 40.

Unmöglichkeit, das Mönchsthum zu verbessern.

Ich fodere jeden weisen Menschenfreund, der in die Geheimnisse der Wirkungsart des menschlichen Geistes eingedrungen ist, auf,

auf, zu urtheilen, ob nicht, durch eine solche Erziehungsmethode, die unter den Mönchen herrschend ist, der Charakter der Menschheit auf das erbärmlichste entstellt werden müsse; ob nicht aus diesen Satansschulen die verwerflichsten, an Geist und Herz verdorbensten Menschen hervorgehen müssen, die über die Menschheit nichts, als Fluch und Verderben verbreiten können; und ob es daher nicht einem Wunder gleiche, wenn ein junger Mensch unter so vielen und mächtigen Hindernissen der Veredlung, und positiven Anstalten, ihn von Grund aus zu verderben, seinen Menschenadel dennoch zu behaupten, oder wenn er durch religiöse Passivität aufgegeben war, wieder zu vindiciren, und sich zu einem ausgezeichneten Grade der Geistesfreyheit zu erheben wisse. Wer nur ein wenig über die Natur des menschlichen Geistes nachgedacht hat, muß es so finden. Und dennoch sind die Mönche, auch sogar diejenigen, die mit aufgeklärter Denkart prahlen, und oft wirklich

ei=

einen Schatz von (historischer) Gelehrsamkeit, die freylich noch nicht Aufklärung ist besitzen, von dieser die Menschheit entehrenden Erziehungsmethode auf keine Art abzubringen. Der Mönchsgeist ist auch in der That mit derselben so unzertrennlich verbunden, daß er ohne dieselbe schlechthin nicht bestehen kann. Der Mönchsgeist würde auf seine eigene Vernichtung ausgehen, und selbst nicht mehr Mönchsgeist seyn, sobald er Erziehungsmaximen annähme, und in Ausübung brächte, die eines Menschen würdig sind. Ich gab mir seit der Zeit, als ich auf vernünftigere Grundsätze gekommen war, und die Verderblichkeit dieser Art, Menschen zu behandeln, einsah, zu Banz alle mögliche Mühe, die angesehensten Mönche daselbst, von deren Denkart die Behandlung der übrigen abhing, auf bessere Wege zu bringen; ich stellte die Verderblichkeit der beschriebenen Behandlungsart nach allen mir möglichen Gründen vor; ich drohete mit Publicität in Ansehung der herrschenden Thorheit

heiten; ich nahm meine Zuflucht zum Spotte bey schicklichen Gelegenheiten. Aber es gelang mir nicht, daß auch nur eine einzige jener Thorheiten abgeschafft wurde. Nur tödlicher Haß, und die sinnreichste Verfolgungssucht war von Seiten des Abtes, des Priors, und des untergeordneten Zelotenheeres, unter welchem sich immer Placidus Sprenger vorzüglich auszeichnete, wenn er auch nicht selbst Oberer war, der Lohn für meinen Eifer in Absicht auf die Rechte der Vernunft, und selbst auch auf den Ruhm des Klosters. Denn es wurde doch von Zeit zu Zeit etwas, was in den Schlupfwinkeln des Klosters vorging, verrathen und ans Licht gezogen. In den Klosterkapiteln wurde unaufhörlich auf die Philosophen, als die ruchlosesten Menschen, als die Verführer des Menschengeschlechtes, als die Feinde aller Religion, und gesellschaftlichen Ordnung losgezogen, und ich als ein so gefährlicher Mensch charakterisirt, daß den jungen Mönchen auf das strengste ver-

böten wurde, mit mir auch nur ein Wort zu reden, oder meine Zelle zu betreten.

§. 41.

Erste Veranlassung zur freyeren Denkart.

Im siebentem Jahre meines Klosterlebens hatte die unselige Schwärmerey, in die ich von den zartesten Jugendjahren an verwickelt wurde, die höchste Stuffe erreicht. Der schrecklichste Geistessturm, der unaufhörlich in meinem Innersten tobte, verbunden mit der thörigten Sucht, durch eine Art von heiligem Selbstmorde die Martyrerkrone zu erhalten, hatte meine Gesundheit durchaus zerrüttet. Ergriffen von einer fürchterlichen Nervenkrankheit glaubte ich nun, dem längst gewünschten Tode nahe zu seyn. Ich wünschte nichts sehnlicher, als wenigstens in dem letzten Augenblicke meines Lebens die verlohrne Geistesruhe wieder zu erlangen, und mit heiterem Blicke in die Gefilde eines andern Lebens hinüber zu gehen.

Aber

Aber auf dem Wege, auf dem ich mich befand, konnte ich mir zu diesem seligen Augenblicke keine Hoffnung machen. Hier war es, als mir der Zuruf des Dichters, „*Sapere aude!* wie ein Blitz durch die Seele fuhr. *Sapere aude!* „ja das ist, dachte ich, das einzige Mittel, das dir noch übrig ist, die verlohrne Gemüthsruhe wieder zu erlangen. Du mußt selbst sehen, was deine Bestimmung ist. Du bist nun seit so vielen Jahren in allen Winkeln des blinden Glaubens und der Autorität ängstlich herumgekrochen, um Seelenruhe zu finden. Alles, was dir deine Gewissensleiter immer sagten, diente nur dazu, deinen Geistessturm zu vermehren. Vielleicht findest du durch Selbstthätigkeit des Geistes, durch eigne Untersuchung, was du durch bloße Passivität und blinden Glauben nie finden konntest. Nur Muth gefaßt! *Sapere aude.* Du kannst ja bey diesem Geschäfte mit der gewissenhaftesten Sorgfalt über dich wachen, daß du keine der wesentlichen Punkte der alleinseligmachen-

den Kirche in Zweifel ziehest. Nur die Grundsätze des Mönchsstandes, in sofern sie durch die unfehlbare Kirche nicht zu eigentlichen Glaubensartikeln erhoben sind, sollen deiner Prüfung unterworfen seyn." Zitternd that ich den ersten Schritt zu dieser Prüfung; ich sah mich dabey nach allen Seiten der katholischen Glaubenslehre um, um ja nicht etwas zum Gegenstande der Prüfung zu machen, was bloß schlechthin geglaubt, aber nicht untersucht werden darf. Ich setzte meine Versuche der Kritik in Ansehung der Principien des Mönchsstandes mit eben so viel Eifer, als Vorsichtigkeit und Gewissenhaftigkeit fort. Ich wagte es nie, einen zweyten Schritt zu thun, ehe ich den vorhergehenden durchaus sicher fand. Unbeschreiblich war die Freunde bey jedem neuen Lichtstrahle, dessen ich mich auf dem Gebiete der schauervollsten Geistesnacht bemächtigte. O wie beseligend für mich war jede erkämpfte Wahrheit, wie schätzbar und theuer jede noch so unbedeutende Eroberung in dem

Lichtreiche! Alle Reize und Schrecknisse der Welt wären nicht hinreichend gewesen, den Funken, den ich einmal ergriffen hatte, wieder fahren zu lassen. Es war freylich nur an sich noch ferne Dämmerung; aber jeder noch so kleine Zuwachs derselben schien mir schon die in entzückender Majestät nach einer schwarzen Gewitternacht aufgehende Sonne selbst zu seyn. In demselben Verhältnisse, als es lichtvoller in mir ward, stieg auch das Mißtrauen gegen meine blinden Führer, und gegen ihre Grundsätze überhaupt. Das brachte mich endlich auf den Gedanken, ob nicht in Absicht auf die sogenannten unfehlbaren Glaubenslehren der Religion, dieselbe Täuschung statt hätte, die ich nun in Ansehung der Grundsätze des Mönchsthumes immer deutlicher vorfand. Ich kämpfte wohl einige Jahre mit mir selbst, ehe ich es wagte, einen vorgeblichen Glaubensartikel einer freyen Prüfung zu unterwerfen. Ich studirte fleißig Philosophie; und dieses Studium machte endlich, daß

ich dem Zurufe des Dichters auch in Rücksicht auf die vorgeblichen Glaubensartikel Gehör gab. Was vernünftig ist, dachte ich, muß auch die strengste Prüfung der Vernunft aushalten; und was diese Prüfung nicht aushält, das soll fallen, wenn es auch noch so heilig und ehrwürdig zu seyn scheint. Durch eine gewissenhafte Prüfung auch hier geleitet, gelang mirs, so manchen Irrthum zu entdecken, der mich vorher durch die Maske der ehrwürdigsten und heiligsten Wahrheit getäuscht hatte. Diese Eroberungen auf dem Gebiete der Wahrheit gaben mir immer neuen Muth, auch das zu untersuchen, was noch vor mir lag. Religion und Moralität wurden mir um so ehrwürdiger, je mehr ich sie durch meine Kritik mit der Vernunft harmonisch machte. Das Christenthum war mir nie in einem so göttlichen Lichte erschienen, als unter dem Charakter der Vernunft. Jesus war in meinen Augen erst dann g a n z g ö t t l i c h, nachdem er d u r c h a u s m e n s c h l i c h geworden war.

Ich

Ich selbst hatte nun keinen höheren Zweck, als von dem Throne der mönchischen Göttlichkeit herabzusteigen, und Mensch zu werden, vollkommen überzeugt, daß man nur in so fern heilig werden könne, wie Gott, als man in aller Rücksicht Mensch wird. Ich drückte dieß in einem Liede aus, wo es unter andern heißt:

Nun bin ich wieder Mensch; und
Mensch zu seyn,
Hat in den Augen der Vernunft
mehr Werth,
Als ausgebälgter Heil'ger Irrwisch-
Schein,
Ja als die Gottheit, die der
Pfaff verehrt.

§. 42.

Entschluß, freywillig Sklave zu seyn, um andere frey zu machen.

Im Jahre 1788 hatte ich mich schon eines sehr lichtvollen Standpunktes bemächtigt,

tigt, so daß ich mit gutem Gewissen alle Fesseln des Mönchsthumes, die ich bereits innerlich abgeworfen hatte, auch äußerlich hätte abwerfen können. Aber ich entschloß mich, diese Fesseln nun mit voller Geistesfreyheit zu tragen, um meinen Glaubensgenossen und Ordensbrüdern nützlich zu werden. Erst im Jahre 1798 gab ich dem Klosterleben förmlich Abschied, bloß darum, weil durch meine Verfolger auch jene Absicht, die mich noch einzig im Kloster halten konnte, vereitelt worden war. Mein Wirkungskreis sowohl nach innen, als nach außen ward mir verschlossen, und ich sah für mich im Kloster keine andere Bestimmung übrig, als eine bloße Mönchsnull zu seyn. Dawider empörte sich mein Gewissen. Und ich fodere jeden Vernünftigen auf, zu entscheiden, ob ich bey meinen Einsichten mich auf jene Bestimmung einzig einschränken konnte, ohne Vernunft und Gewissen gänzlich zu verläugnen. Es war gewiß ein Beweis hoher Selbstverläugnung, daß ich zehn Jahre lang bloß aus

der

der Absicht, um selbst meinen ärgsten Todesfeinden zu dienen, Sklavenfesseln trug, die, vielleicht unter tausenden keiner, bey demselben Grade der intellektuellen Kultur, würde getragen haben. Aber es würde nicht Edelmuth, sondern die schändlichste Wegwerfung meiner selbst gewesen seyn, wenn ich, verdammt zur absoluten Nullität, und folglich alles Wirkungskreises der Vernunft beraubt, noch ferner die Fesseln des Mönchsthumes hätte tragen wollen, die ich nun aus keiner andern Absicht hätte tragen können, als um sie zu tragen. Vorher waren sie mir noch Mittel zu einem vernünftigen Zwecke; im zweyten Falle aber wäre dieser Zustand der Sklaverey selbst höchster und einziger Zweck geworden. Einen solchen Zweck freywillg verfolgen, ist gewiß der höchste Grad von Wegwerfung aller Vernunftwürde. —

§. 43.
Verwandlung des Fegefeuers in die Hölle.

So lange ich meinen blinden Führern noch blind folgte, war die Feuerprobe, die man mit mir vornahm, nur eigentlich, nach der Absicht der Mönche, eine Vorbereitung zum Mönchshimmel, ein Fegefeuer, das, wenn ich es bis ans Ende der bestimmten Zeit, ohne das geringste Zeichen zu geben, daß ich mich noch als Mensch fühlte, überstanden hätte, mich in alle die Herrlichkeiten würde eingeführt haben, die das Mönchsthum seinen Auserwählten ertheilen kann. Aber es kam die leidige Selbstkritik dazwischen; und das war der Grund, warum jenes Fegefeuer, in welchem mich das Mönchsthum sieben Jahre lang geläutert hatte, so daß nur noch einige wenige Schlacken übrig waren, von denen ich noch gereiniget werden sollte, um als reines Mönchsgold zu allen Zwecken gebraucht werden zu können — in die Hölle, als den Zustand einer ewigen Verwerfung, über=

überging. Sobald man auch nur eine leise Ahnung von der Veränderung meiner Denk- und Sinnesart bekam, wurde ich zur Hölle verdammt, doch noch unter der Bedingung, daß das Urtheil meiner ewigen Verwerfung erst dann sollte vollzogen werden, wenn die Versuche, die man noch mit mir vornehmen wollte, um mich auf den verlassenen Pfad zurückzubringen, mißlingen sollten. Im Jahre 1789 überzeugte man sich aber vollkommen, daß ich ein verstockter Sünder sey. Ich hatte nämlich die Dreistigkeit, in einer Volksschrift, die ich öffentlich herausgab, dem Volk nicht nur eine ganz antimönchische Moral zu predigen, sondern auch das Volk auf die schändlichen Kunstgriffe aller Art aufmerksam zu machen, deren sich das Mönchsthum bedient, um das Volk, durch Aberglauben verblendet, zu allen selbstsüchtigen Absichten zu mißbrauchen, und demselben die letzten Blutpfennige aus der Tasche zu locken. Ich warf daher alle Opferstöcke des gewinnsüchtigen Aberglaubens der Mönche

um, und peitschte selbst ihre Thorheiten mit der Geisel der Satyre. Als Volkslehrer hielt ich mich jedoch streng innerhalb der Gränzen des katholischen Lehrbegriffes. Kaum war diese Schrift erschienen, so stand das Mönchsheer von allen Seiten wider mich auf, und verfolgte mich durch Gegenschriften, in welchen ich förmlich verketzert wurde. Ich sah mich gezwungen, meine Apologie herauszugeben, die in Mainz erschien. Da ich es hier bloß mit Gelehrten zu thun hatte, so sprach ich weit freyer, als in jener Volksschrift. Auf einer Seite zeigte ich zwar mit unwiderleglichen Gründen, daß ich durchaus nichts wider die katholische Lehre, dem Wesen nach, geschrieben hätte; aber auf der andern Seite charakterisirte ich das Mönchsthum auf eine so gräßliche Art, daß ich von nun an nichts, als unversöhnliche Verfolgungssucht, von Seiten des Mönchsthumes zu erwarten hatte. Ich that dieses absichtlich, um der Wahrheit öffentlich zu huldigen. Mein

Abt

Abt Valerius hatte beschlossen, mich wegen dieses Frevels exemplarisch zu bestrafen, wie er mir selbst angekündigt hat. Aber der vortreffliche Fürstbischof, Franz Ludwig, der meine Apologie ganz billigte, nahm mich in Schutz. Die Fesseln wurden jedoch im geheim wider mich geschmiedet, und man wartete nur auf eine erwünschte Gelegenheit, um mich als einen Verbrecher zu behandeln, und in und außer dem Kloster zu brandmarken. Dazu gab ein Versehen im Chor Veranlassung.

§. 44.

Einkerkerung. Placidus Sprenger übernimmt dabey das Amt eines Häschers.

Ich stimmte einst im Chore eine unpassende Antiphone an, und vergaß für diese Mönchssünde die bestimmte Buße, die im Prosterniren — eine Zeremonie, die ich schon oben erklärt habe — besteht, zu

thun.

thun. Es war diese Vernachlässigung in der That nur die Folge einer bloßen Vergessenheit. Denn ich weigerte mich, so lange ich im Kloster war, nie, die öffentlich gewöhnlichen Zeremonien und Bußübungen mit zu machen. Ich sah sie als eine Art von Mönchspolizey an, der ich, so lange ich äußerlich noch Mönch war, aus Ueberzeugung von Pflicht unterworfen zu seyn erachtete. Es giebt ja auch in dem bürgerlichen Leben so manche thörigte Sitte, die man als Bürger mit machen muß, um nicht zur Unordnung und Gesetzlosigkeit Anlaß zu geben. Man kann ein solches Betragen durchaus nicht für Heucheley ansehen. So habe ich auch, sobald ich als Religionslehrer öffentlich in der Kirche auftrat, nie die Liturgie verletzt, so abergläubisch und lächerlich sie auch großen Theils ist. Ich sah es vielmehr als pflichtwidrig an, in solchen Fällen die philosophische Denkart geltend machen zu wollen. Jede Kirche hat, wie jeder Staat gewisse Zeremonien eingeführt, die

man, in sofern man öffentlich als Mitglied der bestimmten Kirche auftritt, beobachten muß, nicht, als wenn man dieselben als an sich gut ansehen müßte — man kann vielmehr ganz vom Gegentheile überzeugt seyn — sondern aus der Ueberzeugung, daß sie zur Kirchenpolizey gehören, welche abzuändern, in keines einzelnen Mitgliedes Macht und Befugniß stehet. Aus diesem Grunde weigerte ich mich daher, so lange ich noch das Ordenskleid trug, nie, die öffentlich hergebrachten Mönchsgebräuche zu beobachten, die ich, sobald die Rede von ihrem innern Werthe oder Unwerthe war, zugleich öffentlich mißbilligte, und abzuschaffen rieth. Daß ich also bey dem Vorfalle, als ich im Chor einen Fehler machte, die dafür bestimmte Buße nicht befolgte, war bloße Vergessenheit. Wegen dieser schrecklichen Mönchssünde sollte ich nun, nach der Bestimmung des Abtes, bey Tische im Wasser und Brod Boden sitzen. Ich stellte dem Abte und Prior vor, daß ich

we-

wegen meiner damals noch großen Nervenschwäche, die bey einer widernatürlichen und gespannten Situation leicht in Konvulsionen überging, diese Buße nicht übernehmen könnte, und erbot mich daher zu jeder andern, im Kloster herkömmlichen, und meiner Gesundheit nicht nachtheiligen, Buße. Der Abt schien meine Vorstellung für billig zu finden, und sagte in ganz humanem Tone: „Nun, weil Sie nicht Boden sitzen können, so sollen Sie, so lange als die andern speisen, Boden stehen (die Rolle einer Schildwache in der Mitte des Speisesaales spielen). Ich stellte ihm dagegen vor, daß dieses keine im Kloster herkömmliche Pönitenz sey, und ich sey weit entfernt, eine neue Möncherey durch eine Nachgiebigkeit, die hier nicht Pflicht wäre, in das aufgeklärte Kloster Banz zu bringen. Ich setzte hinzu, daß ich das vollkommene Recht hätte, von ihm zu fodern, daß er mir eine im Kloster herkömmliche Strafe auflegte. Hier gerieth mein Abt in Wuth, er ließ sogleich den

Pri-

Prior kommen, und gab ihm in meinem Beyseyn den Befehl, zu thun, was er ihm schon gesagt hätte. Die Strafe, die man nachher an mir exequirte, war also schon zum voraus beschlossen, und verabredet. Man sah wohl vor, daß ich gegen die Strafen, die man mir anbot, Exceptionen machen würde. Ich merkte sogleich, daß es auf Einkerkerung in meinem eigenen Zimmer, wozu man das Hängschloß schon bereits vor einem Jahre hatte machen lassen, wie mich vertraute Freunde im Kloster versicherten, angesehen war. Dieser Auftrag, die Häschers- und Henkersrolle gegen einen antimönchischen Mönch zu spielen, war nun für den Aufklärer des katholischen Deutschlandes ein Triumph, deßgleichen noch keinem Helden zu Theil wurde. Placidus Sprenger, der damalige Prior, war wie Moses, als dieser vom heiligen Berge mit den Gesetztafeln in der Hand kam, ganz verklärt. Die Aufklärungsstrahlen drangen, wie Hörner, aus seinem Kopfe her-

hervor. Er kündigte mir das Urtheil seines Gottes (des Abtes) an. Aber ich erklärte ihm, daß ich nun feyerlich gegen diese Strafe, die nur Verbrechern gebühre, protestire, und an den Fürstbischof zu Bamberg und Wirzburg appellire. Durch diese Protestation und Appellation ganz in Wuth gebracht, vergaß er sich so weit, daß er selbst Hand an mich legte, und mich mit Gewalt in meine Zelle schleppen wollte. Da ich aber stärker war, als er, so drohete ich ihm, daß, wenn er mich nicht sogleich fahren ließe, ich meine derbe Faust gebrauchen würde, um mich loszumachen. Nun sey er offenbarer Verbrecher gegen die Autorität des Fürsten, an dessen Tribunal ich appellirt hätte. Dadurch noch mehr in Wuth gebracht, rief er mit jämmerlichen Geschrey die übrigen Mönche um Beystand an. Auch ich schrie um Hülfe. Die Mönche streckten ihre Köpfe zu ihren Zellen heraus, ohne daß einer weder mir, noch dem Prior zum Beystande herbey kam. Hierauf befahl der Prior drey Klo-

sterbedienten, die derbe Bengel waren, und, in der Ferne diesem Spektakel zusahen, mich zu ergreifen, und mit Gewalt in meine Zelle zu schleppen. Ich stellte diesen Leuten vor, daß ich kein Verbrecher sey, der eine solche Behandlung verdiente, und daß ich bereits feyerlich meine Appellation an den Fürsten dem P. Prior eröffnet hätte. Diese Erklärung, und der Umstand, daß mich die gemeinen Leute sehr achteten, bewog diese Klosterbedienten, anfangs dem Prior nicht zu gehorchen. Da aber dieser drohete, daß sie sogleich aus dem Kloster sollten gejagt werden, wenn sie mich nicht ergriffen, und schleppten; so gehorchten sie endlich. Ich sträubte mich bloß hie und da mit den Füßen wider dieses Schleppen, und schrie einmal um das anderemal, daß es in allen Gängen der Klausur wiederhallte, Aufklärung, Aufklärung! und wünschte dem Aufklärer des katholischen Deutschlandes zu diesem Triumph, seiner ganz würdig, Glück. Dieser aber rief den Bedienten unaufhörlich zu:

„schlagt recht zu, wenn er nicht fort will,“ und schien in dem Rausche seiner Herrlichkeit weder zu sehen, noch zu hören, als was auf seine Amtsknechtsrolle Beziehung hatte. Da aber die Bedienten seinem Befehle, mich zu schlagen, nicht gehorchten, zog er einen Schlüssel von der Tasche, und führte, mit demselben bewaffnet, einen Streich gegen meinen Kopf. Das sah ein anderer Mönch, der eben herbeyeilte, um den in der Herrlichkeit seines Triumphes verzückten und verrückten Aufklärer des katholischen Deutschlandes zur Selbstbesonnenheit zu bringen. Dieser ergriff den Arm desselben, als er gerade, wie ehemals Abraham, den Streich führen wollte, und meinem Kopfe nah kam, hielt ihn fest, und rief dem Prior zu: „P. Prior, was thun Sie?“ Derselbe Mönch bat mich alsdenn, gutwillig in meine Zelle zu gehen. Ich thats auch, um dem Aufklärer des katholischen Deutschlandes nicht das Vergnügen zu gewähren, seine heiße Wuth durch mein Blut, nach welchem

er dürstete, zu stillen. Als ich in meiner Zelle war, wurde die Thüre von außen durch ein Hängschloß, und durch einen langen Prügel verwahrt. Die Schraube des Hängschlosses steckte noch in der Thüre, als ich 1798 von Banz wegging; und vermuthlich ist sie daselbst noch immer zu sehen, wenn an die Zelle binnen dieser Zeit keine andere Thüre gemacht würde. Ich war anfangs fest entschlossen, den ganzen Vorgang dem Fürsten zu berichten, und ihn um Satisfaktion wegen einer Beschimpfung, die in Banz unerhört war, zu bitten. Allein da ich überlegte, daß ich doch das einmal Geschehene nicht ungeschehen machen könnte, und ich durch eine Klage, an den Fürsten gebracht, die Flamme der Verfolgungssucht noch mehr wider mich anfachen würde; auf der andern Seite aber einen Versuch machen wollte, ob ich durch einen solchen Beweis von Edelmuth, wodurch ich in Ansehung einer großen, und öffentlichen Beschimpfung nicht die geringste Spur von Rachsucht äußerte, nicht wenig-

stens einen Scheinfrieden von den Mönchen zu Banz erkaufen könnte: so entschloß ich mich, jede Art von Repressalien, die ich in Händen hatte, aufzugeben, und meinen Feinden nichts, als Geduld entgegen zu setzen. Aber ich täuschte mich sehr. Denn der Mönch ist durchaus unfähig, ein edelmüthiges Betragen an einem andern zu schätzen, weil er für Edelmuth gar keinen Sinn hat. Er kann weder Edelmuth üben, noch anerkennen. Das Zelotenheer zu Banz sah mein Betragen als eine Folge von Feigheit an, und wurde dadurch zu immer neuen Mishandlungen nur muthiger gemacht. Es wurde keine Gelegenheit, mich zu kränken versäumt; man zeigte sich vielmehr sinnreich, die Umstände immer so zu veranstalten, daß man mir auf eine empfindliche Art zeigen konnte, wie tief man mich, als einen zur Mönchshölle Verdammten, verachte und verabscheue. Der erbärmlichste Mönch, der mit Wahrheit sagen konnte: *Sicut jumentum factus sum*, wurde mir

im=

immer auf eine beleidigende Art vorgezogen.

§. 45.

Unvermutheter Ruf zur Erlösung.

Es verflossen kaum einige Wochen nach jener Henkersexekution, als ich einen eigenhändigen Brief von einem der angesehensten Fürsten Deutschlands erhielt, nämlich von dem Herzog Karl von Würtemberg, der mich, in der Qualität eines Predigers, an seinen Hof einlud. Als ich diesen Brief, mit dem noch ein Brief von dem Hofprediger Werkmeister verbunden war, las, fiel ich unwillkührlich auf die Knie nieder, und dankte der Vorsehung, die mich auf eine so unerwartete Art aus der Mönchshölle, aus der keine Erlösung mehr zu seyn schien, erretten wollte. Der Herzog wünschte, daß ich sogleich nach Stuttgard abreisen möchte. Diesem Wunsche zu entsprechen wurde ich durch mein trauriges Schicksal von selbst angetrieben. Ich packte

da-

daher meine Sachen ein, und war entschlossen, in einigen Tagen abzureisen. Aber der Neid der Mönche zu Banz sah sich durch diesen ehrenvollen Ruf, der mir zugekommen war, auf das empfindlichste angegriffen. Man hatte mir öfters ins Gesicht gesagt, man wünsche von Herzen, daß ich aus dem Kloster auf irgend eine Art kommen möchte, weil ich in einem heiligen Lande allen Guten zum Aergerniß wäre. Ich vermuthete also nichts weniger, als daß man meine Abreise verhindern würde; vielmehr glaubte ich, man würde mir dieselbe selbst erleichtern, um meiner loszuwerden. Aber ich täuschte mich sehr. Bey dieser Gelegenheit ward es recht offenbar, daß man jenen Wunsch, daß ich aus dem Kloster kommen möchte, nur aus der Absicht unaufhörlich gegen mich äußerte, um mich zu kränken. Ich war einmal zur Mönchshölle bestimmt; es sollte mir nie gut gehen; man war daher fest entschlossen, mich auf keine Art aus den Klauen, womit man mich festhielt, um mich nach

Belieben zu quälen, durch eine fremde Hand reißen zu lassen. Man wollte sich des Vergnügens nicht berauben, seine Rachgier an mir täglich zu kühlen, weil ich das Verbrechen begangen hatte, die Binde des blinden Glaubens und Gehorsams von den Augen zu reißen, und selbst zu sehen, was meine Bestimmung sey. Es ist die größte Seligkeit für die heiligen Satane, dergleichen die Mönche sind, einen der Ketzerey verdächtigen Mann, der mitten im Schooße der Heiligkeit ausartete, in dem Feuer des Eifers für den wahren Glauben langsam braten zu lassen, und sich durch den aufsteigenden Dampf des Opfers zu erquicken. — Der Brief des Herzogs kam zuerst in die Hände meines Abtes; als dieser das herzogliche Siegel sah, erbrach er den Brief, und las dann mit Erstaunen, daß gerade der verworfenste Mönch seines Klosters, den er erst vor einigen Wochen als Verbrecher gebrandmarkt hatte, von einem der ersten Fürsten Deutschlands in einem hohen Grade geehret würde. Er ließ

sogleich einige von seinen Vertrauten rufen, und erzählte ihnen das Unglück, das sich ereignet hätte; er erklärte sich zugleich, daß er entschlossen sey, die Briefe zu unterdrücken, und mir gar keine Notitz von dem erhaltenen Rufe zukommen zu lassen. Seine Rathgeber aber glaubten, daß dieses nicht anginge. Er ließ mich daher rufen, wünschte mir in einem heuchlerisch freundlichen Tone Glück zu dem erhaltenen Rufe, und sagte, daß er meiner Abreise gar keine Hindernisse setzen würde. „Da Sie aber, setzte er hinzu, zu Stuttgard den Ordenshabit nicht mehr tragen dürfen, so will ich Ihnen zum Beweise meiner Liebe gegen Sie, und meiner Theilnahme an Ihrem Glücke ein Kleid schenken, das Sie sich noch vor ihrer Abreise können zurecht machen lassen.“ Er machte seinen Kleiderschrank auf, und gab mir eines von Kleidern, das er an seinem hochwürdigen und gnädigen Leibe selbst getragen hatte. Ich nahm das Geschenk mit vielem Danke an, und ging voll der Freude

von

von ihm. Aber der Heuchler war fest entschlossen, mir alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen, um die Erreichung meines Zieles zu vereiteln. Er schrieb daher sogleich an den Fürstbischof zu Wirzburg, um denselben wider den mir zugekommenen Ruf einzunehmen. Zufälliger Weise gelang es ihm, seine Absicht vollkommen zu erreichen. Denn der vortreffliche Franz Ludwig war mit der Vermählung des Herzoges mit der Gräfinn von Hohenheim äußerst unzufrieden, weil er glaubte, daß sie unrechtmäßig sey. Im Punkte der Moralität äußerst streng, befürchtete er, es möchte dem Herzoge einfallen, mich zu seinem Beichtvater zu wählen, wodurch ich in Gefahr käme, durch fürstlichen Glanz geblendet, etwas zu billigen was durchaus nicht zu billigen wäre. Er ließ daher dem Prälaten zu Banz sogleich zurückschreiben, daß er mich nicht entlassen sollte. Der Fürst ließ mich bald darauf selbst zu sich rufen, und stellte mir mit der größten Aufrichtigkeit sei-

ne

ne Bedenklichkeiten gegen den mir zugekommenen Ruf vor, wobey er mich zugleich dringend bat, diesen Ruf aufzugeben. Er bezeugte mir, daß ich ihm dadurch die größte Gefälligkeit erweisen würde, und versprach mir, selbst eine Versorgung in meinem Vaterlande, z. B. eine Professur zu Bamberg oder Wirzburg zu geben. Ich stellte ihm die Gründe vor, warum ich den erhaltenen Ruf nicht aufgeben könnte, und ließ mich durchaus nicht bewegen, von meinem Entschlusse abzustehen. Er erklärte sich dagegen, daß er als Landesherr und Bischof mir verbieten würde, mein Kloster zu verlassen. Dieses geschah auch durch ein besonderes Reskript, das mir nach Banz geschickt wurde. Der Fürst hatte von den Mißhandlungen gehört, durch die man mich zu Banz von Zeit zu Zeit auf das empfindlichste zu kränken suchte. Er bat mich daher recht dringend, ihm alles zu erzählen, was mir begegnet wäre, und versprach mir, Satisfaktion zu verschaffen. Ich sagte dem Fürsten, daß ich es

für unedel hielte, diese Gelegenheit zu benutzen, um meine Mönche zu verklagen; ich wünschte, in Ruhe und Frieden von ihnen zu scheiden, und sie auch bey meiner Abreise zu überzeugen, daß ich keiner Rache fähig sey.

Ich berichtete nun dem Herzoge den Hergang der Sache, und bedauerte, daß ich, durch meinen Fürstbischof abgehalten, nicht in seine Dienste treten könnte. Aber der Herzog, einmal entschlossen, mich zum Prediger zu haben, schrieb aufs neue einen eigenhändigen Brief an mich, in welchem er mich versicherte, daß er nun selbst meinem Fürstbischofe geschrieben habe, und zwar auf eine solche Art, daß er mich ganz gewiß entlassen würde. Der Fürstbischof, der damals zu Boklet in Franken war, um eine mineralische Badkur zu brauchen, ließ mich dahin rufen. Er lud mich sehr gnädig ein, auf seine Kosten einige Wochen zu Boklet zu bleiben, und die Badkur, die mir sehr nothwendig wäre, zu brauchen. Um mich dazu

zu

zu bewegen, mußte sein Leibarzt, Herr Hofrath Markus, mir diese Kur, als nothwendig zur gänzlichen Herstellung meiner seit so vielen Jahren durch das Klosterleben geschwächten Gesundheit verordnen. Ich konnte nicht widerstehen, ob ich gleich wußte, daß alles darauf angelegt sey, mich endlich zu bewegen, freywillig auf den erhaltenen Ruf Verzicht zu leisten, und dem Herzog meine Verzichtleistung in einem Briefe zu erklären. Das geschah auch. Der Fürst wußte mich durch so viele Wohlthaten, Verheißungen, und öffentliche Beweise seines Zutrauens und seiner Achtung einzunehmen, daß ich endlich seinen Wünschen Gehör gab, und versprach, in einem an den Herzog zu schickenden Brief mich für diesen Ruf zu bedanken, und zu erklären, daß ich selbst freywillig denselben aufgebe. Ich mußte diesen Brief noch unversiegelt dem Fürsten selbst vorlegen. Er billigte den Inhalt, gab mir ihn zurück, mit dem Auftrage, denselben sogleich zu versiegeln, und ihm wieder

zu-

zuzustellen, weil er ihn selbst abschicken wollte. Nach drey Wochen entließ mich der Fürst sehr gnädig, mit der Versicherung, daß er nächstens Anstalten zu meiner Versorgung machen würde. Kaum war ich in mein Kloster zurück, als ich einen Brief erhielt von dem Weihbischofe zu Wirzburg, der mir schrieb, daß er mir auf ausdrücklichen Befehl des Fürsten die Versicherung geben sollte, daß der Fürst nächstens sein Versprechen in Rücksicht auf meine Person erfüllen würde. Aber mein Abt wußte auch dieses mir zugedachte Glück durch seine guten Freunde am Hofe des Fürsten zu hintertreiben. Als ich lange Zeit vergebens gewartet hatte, schrieb ich an den Fürsten einen ziemlich derben Brief, und beklagte mich über die Nichterfüllung seines Versprechens. Ich erhielt keine Antwort. Ich entschloß mich daher, einen Versuch zu machen, um durch mündliche Unterredung mit dem Fürsten hinter die Cabale, die ich mit Recht vermuthete, zu kommen. Als ich zu Bamberg in die Residenz

des Fürsten kam, sagte mir sein Kammerdiener, daß der Fürst sehr schwächlich sey, und daher Niemanden vor sich lasse. Als ich ihn bat, mich wenigstens zu melden, that ers; und ich wurde vorgelassen. Der Fürst empfing mich sehr gnädig, und, ehe ich noch zum Worte kommen konnte, mit Lob wegen meiner damals im Drucke herausgegebenen Predigt unter dem Titel: Gründe der Zufriedenheit des Landmannes mit seinem Stande, wo ich der französischen Freyheits- und Revolutionssucht kräftig entgegen arbeitete. Er bezeugte mir, daß er sich diese Predigt in seiner Krankheit habe vorlesen lassen, und daß sie ihm recht wohlgefallen. Als ich endlich zum Worte kam, erinnerte ich den Fürsten an sein mir gegebenes Wort. Der Fürst sagte mir, daß ich selbst die Schuld habe, daß es bisher nicht erfüllt worden sey. Denn es sey ihm für gewiß berichtet worden, daß ich dem Herzoge von Würtemberg nach der Hand alles, was zwischen ihm (dem Für-

sten) und mir bey dieser Sache vorgegangen sey, verrathen hätte. Ich betheuerte dem Fürsten auf das gewissenhafteste, daß ich von dem Augenblicke an, als ich ihn zu Boklet verlassen, und den ihm bewußten Brief geschrieben hätte, alle Verbindung mit dem Herzoge aufgehoben, so zwar, daß ich nicht einmal die Kontinuation des Bibelkommentars, den ich herausgab, an den Herzog geschickt hätte, um ja keinen Berührungspunkt mehr mit dem Herzoge zu haben, oder in die Gefahr zu kommen, etwas von dem Geheimniß zu verrathen, wie ich ihm, wenn er noch zweifelte, bis zur höchsten Evidenz beweisen könnte. Ich erklärte ihm daher, daß diese ihm zugekommene Nachricht bloß eine von meinen Feinden zu Banz ersonnene Lüge und Verleumdung gegen mich sey. Der Fürst schien von meiner Unschuld überzeugt zu seyn, und versprach aufs neue, nächstens, sobald nur eine mir angemessene Stelle leer seyn würde, sein Versprechen zu erfüllen. Der Fürst

reiste gleich darauf nach Wirzburg; seine Krankheit nahm täglich zu, daß endlich sein Leibarzt an der Möglichkeit, ihn wieder herzustellen, verzweifelte. Er wollte mir jedoch noch kurz vor seinem Tode einen Beweis seiner Achtung geben. Er ließ mir noch ein Belobungsschreiben, das er selbst mit zitternder Hand unterschrieb, nebst einem Geschenke in Geld zustellen. Einige Wochen darauf starb er; und mit ihm gingen auch alle meine Hoffnungen zu Grabe. — Zu derselben Zeit erhielt ich auch von dem Fürstbischofe zu Fulda wegen meiner Schriften ein Belobungsschreiben sammt einem Geschenke in Geld. Alle diese Briefe, die ich von dem Herzog von Würtemberg, von den Fürstbischöfen zu Bamberg, Wirzburg, und Fulda erhielt, liegen noch zu Banz. Denn ich mußte aus dem Kloster entschlüpfen, wie ein Mensch aus seinem in Flammen gerathenen Hause, und konnte gar nichts retten.

§. 46

§. 46.

Ruf nach Frankreich.

Kaum hatte ich den Ruf nach Stuttgard aufgegeben, als ich einen Brief aus Strasburg, unterschrieben von dem konstitutionellen Bischof Brendel, erhielt, in welchem ich nach Frankreich eingeladen wurde. Um mich zur Annahme dieses Rufes zu bewegen, wurde mir gemeldet, daß mir eine Pfarrey von 800 Fr., die ich sogleich beziehen könnte, zugedacht sey. Uebrigens stünden mir, der Konstitution zu Folge, alle Ehrenstufen offen. Wie ich bey diesen Menschen bekannt wurde, und zwar so, daß sie mir einen patriotischen Sinn für die französische Revolution zutrauten, weiß ich nicht. Vermuthlich kam ihnen meine sehr freye Apologie, die ich im Anfange der französischen Revolution zu Mainz herausgab, zu Gesichte, und flößte ihnen dieses Zutrauen gegen mich ein. Aber sie täuschten sich sehr. Mit sichtbarem Abscheu gegen das ganze

französische Unwesen, wies ich in einem an den Eulogius Schneider, an den ich gewiesen war, gerichteten Brief diesen Ruf ab, und sagte dem Eulogius Schneider, und seinen Gesellen so derbe Wahrheiten, daß ich keine Antwort erhielt. Durch einen Zufall kam dieser Brief aus Strasburg in meine Hände, ohne daß er von meinem Abte bemerkt und erbrochen würde — denn er erbrach gewöhnlich alle Briefe, die an mich gerichtet waren. — Ich war so ehrlich selbst zu ihm zu gehen, und ihm den Brief zu geben. Er glaubte, eine Sünde begangen zu haben, daß er denselben aus Versehen nicht erbrochen hätte. Er gestund mir auch, daß wenn er ihn erbrochen, und den Inhalt erfahren hätte, er mir denselben nicht würde zugestellt haben; denn die französische Revolutionssucht sey höchst ansteckend. Ich erklärte ihm aber, daß er von mir nichts zu befürchten habe, indem ich diesen Ruf mit Verachtung abweisen würde. Ich schickte den Brief, den ich an

Eu=

Eulogius Schneider schrieb, unversiegelt an den Herrn von Könitz von Untersimau bey Koburg, einen sehr edlen Mann, der mein Freund war. Herr von Könitz dachte über die französische Revolution gerade so, wie ich. Allein er rieth mir doch, den Ruf anzunehmen, um mich von den Klosterfesseln frey zu machen. Um ihn zu überzeugen, daß ich lieber die Fesseln des Mönchsthums tragen, als an dem Freyheitsgenuß der Franzosen Antheil nehmen wollte, schickte ich ihm jenen Brief offen, und bat ihn, denselben zu versiegeln, und nach Strasburg zu schicken. Herr von Könitz schickte den Brief an einen Kaufmann zu Strasburg, der ihm auch wieder antwortete, und bezeugte, daß er den Brief dem Eulogius Schneider selbst eingehändigt habe.

Dieser Ruf nach Frankreich gab nun die Veranlassung zu der schwarzen Verleumdung, welche die Banzer Mönche, nachdem

ich

ich aus dem Kloster getreten war, an verschiedenen Höfen, wohin ich meine Zuflucht zu nehmen schien, und auch in dem Publikum zu verbreiten suchten, daß ich nämlich ein Apostel der französischen Revolutionssucht wäre, und daher darauf antrugen, mich in keinem Lande zu dulden. Ich war so wenig ein Freund der revolutionären Franzosen, daß ich vielmehr einer derjenigen war, die wider das französische Unwesen am derbsten schrieben. Die beyden Schriften, die ich noch zu Banz heraus gab, nämlich Trauerlied auf Ludwig XVI. das ich auch in Musik gesetzt habe, und dann meine Predigt: Gründe der Zufriedenheit des Landmannes mit seinem Stande, die nun zum drittenmal aufgelegt ist, sind ein handgreiflicher Beweis davon. Ich durfte es nicht wagen, einem dieser Freyheitsmänner, deren Emissär ich seyn sollte, unter die Augen zu treten, ohne Gefahr, den Kopf zu verlieren. Auch kann der Herr von Könitz noch bezeu-

zeugen, welche derbe Wahrheiten ich den französischen Priestern schrieb, und mit welcher Verachtung ich den erhaltenen Ruf in das Land der Freyheit ablehnte. Man darf mich nur kennen, um die außerordentliche Unverschämtheit der Mönche zu Banz, mich in diesem Punkte anzuschwärzen, einzusehen. Auch in den Henkeschen Religionsannalen werde ich der französischen Freyheitssucht, sogar vom Novitziat her, verdächtig gemacht.

§. 47.

Einbruch der Franzosen in Franken.

Als die Franzosen 1796 in Franken einbrachen, stellte ich meinem Abte und Konvent vor, daß ich so lange nicht im Kloster bleiben dürfte, als die Franzosen in Franken wären, weil ich wegen der schon erwähnten Schriften in Gefahr wäre, den Kopf zu verlieren. Es hätte nur einer meiner Feinde zu Banz den Franzosen verrathen dürfen,

daß

daß ich der Verfasser jener Schriften sey, so wäre es ganz gewiß um mein Leben geschehen gewesen. Ich bat also meinen Prälaten um Geld, um mich eine Zeit lang in einem andern Lande aufhalten zu können. Er schlug mir meine Bitte rund ab. Einer meiner Freunde warnte mich sogar gegen die verdächtigen Absichten der Mönche zu Banz. Er entdeckte mir, daß er selbst gehört habe, wie sich einer meiner Feinde zu Banz geäußert hätte, daß, wenn die Franzosen auf meine Auslieferung dringen würden, man ihre Foderung befriedigen müßte, indem ja an mir nichts gelegen wäre. In dieser Angst, von den Mönchen zu Banz verrathen, und den Freyheitsschwärmern ausgeliefert zu werden, nahm ich meine Zuflucht zu dem damaligen Erbprinzen zu Koburg, der jetzt regierender Herzog ist. Ich stellte ihm meine Gefahr vor; dieser erhabene Menschenfreund versprach mir sogleich Hülfe, und erbot sich, mich mit einer hinreichenden Summe Gelds zu unterstützen. Er fragte

mich, an wen er das Geld schicken sollte; ich schlug den Herrn von Könitz vor. Er hielt Wort, und schickte an den Herrn von Könitz 200 Thaler. Aber das Kloster traf mittlerweile Maaßregeln, mich in Sicherheit zu setzen. Es sollten die vorzüglichsten Pretiosen des Klosters geflüchtet werden. Es wurde Kilian Martin, jener berüchtigter Säufer, den ich schon charakterisirt habe, und der damals Cassarius des Klosters war, bestimmt, den Klosterschatz nach Kulmbach, und wenn es da nicht sicher seyn sollte, nach Eger, oder noch weiter zu bringen. Da aber dieser Mann schon sehr an der Lungensucht litt, so wurde ich ihm als Gehülfe zugesellt. Ich schrieb sogleich dem Herrn von Könitz und bat ihn, das von Herrn Erbprinzen zu Koburg ihm für mich zugeschickte Geld mit Versicherung meines gehorsamsten Dankes zurückzusenden, weil ich nun auf Kosten des Klosters reiste, und folglich der Unterstützung des menschenfreundlichen Prinzen nicht be-

dürf-

dürftig wäre. Ich sah es nämlich für höchst unedel an, von dieser mir zugedachten Summe Gebrauch zu machen, da ich außer dem Falle der Noth war, die den erlauchten Menschenfreund veranlaßte, mir hülfreich seine Fürstenhand zu reichen. Mein Begleiter befürchtete, auf der Reise an der Lungensucht zu sterben. Das Fahren in schlechten Wegen, wo der Wagen immer gestoßen wurde, und stieß, hatte auch in der That für seine schon sehr geschwächte Gesundheit die nachtheiligsten Folgen, so daß ich selbst einigemal befürchtete, er möchte seinen Geist in dem Wagen aufgeben. Wir fuhren bis Eger, aber von da wieder nach Kulmbach zurück, wo der Klosterschatz in Sicherheit gebracht wurde. Kilian Martin, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, im Ketzerlande zu sterben, und auf unheiligem Boden unter Ketzern begraben zu werden, eilte nach Banz zurück. Er gab mir zwar den Auftrag, zu Kulmbach zu bleiben, ließ mir aber von der gemeinschaftlichen Rei-

sekasse nicht einen Kreuzer Geld zurück. Nun bedauerte ich erst, daß ich die mir zugedachte Geldunterstützung des Erbprinzen von Koburg nicht angenommen hatte. Zum Glück befand sich der Prinz so eben zu Kulmbach. Ich machte ihm meine Aufwartung. Er äußerte sein Befremden, daß ich die an Herrn von Könitz geschickte, und für mich bestimmte Geldsumme nicht angenommen hätte. Ich sagte ihm die Ursache, stellte ihm aber zugleich vor, daß ich nun wieder in demselben Nothfall, wie anfangs wäre. Er erbot sich sogleich aufs neue, mich zu unterstützen. Ich sagte ihm aber, daß ich nur einige Karolinen bedürfte; denn ich sey entschlossen, daß wenn sich die Franzosen länger in Franken aufhalten sollten, ich zur Schriftstellerey meine Zuflucht nehmen würde, um mich zu erhalten, ohne Jemanden lästig zu seyn. Der Prinz gab mir 5 Karolinen. Ich machte auch einige kleine Aufsätze, für Journale bestimmt, und erhielt dafür von den Herausgebern noch einige Karolinen. Im Besitz

von 8 Karolinen glaubte ich nun reich genug zu seyn, um etwas wagen zu können, was mir in literarischer Hinsicht wichtig war. Um mir nämlich den Aufenthalt außer dem Kloster nützlich zu machen, entschloß ich mich, eine Reise durch Sachsen zu machen, um die berühmtesten Gelehrten daselbst kennen zu lernen. Um aber dadurch meinen Obern keine neue Veranlassung zur Verfolgung zu geben, schrieb ich vorher dem damaligen Prior zu Banz Burkard Vollert, und bat ihn um die Erlaubniß zu dieser Reise. Der Prior schrieb mir zurück, daß man zwar in Banz allgemein die Ausführung meines Vorhabens ungern sähe; wollte ich jedoch meinen Plan ausführen, so müßte ich es auf eigne Kosten thun. Ich nahm die Bedingung an, und schrieb dem Prior zurück, daß ich alle Reisekosten selbst bestreiten würde. Aus Interesse für die Wissenschaft unterzog ich mich großen Unbequemlichkeiten, deren ich im Kloster gar nicht gewohnt war. Ich machte die ganze Reise zu Fuße, und schränkte

mich

mich bloß auf die Befriedigung der äußersten Lebensbedürfnisse ein. Ich machte einen Weg von 60 Meilen, hielt mich in den berühmteren Oertern bis acht Tage auf, und kam erst nach zwey Monaten nach Banz zurück. Und doch hatte ich noch 2 Karolinen übrig. — Aus dieser Erzählung mag das Publikum beurtheilen, welch eine unverschämte Lüge die Behauptung in den Henkeschen Religionsannalen sey, daß ich bey dem Einbruche der Franzosen in Franken ohne alle Erlaubniß das Kloster verlassen habe. Ich habe mich bey der Transportirung des Klosterschatzes so patriotisch für das Koster betragen, daß vielleicht ohne meine Sorgfalt derselbe verlohren gegangen wäre. Kilian Martin war nämlich wegen beständiger Todesgefahr, in der er wegen seiner Lungensucht schwebte, durchaus unfähig, etwas zu besorgen.

§. 48

§. 48.

Erster, entfernter Entschluß, mich selbst in Freyheit zu setzen.

Als der Abt Otto zu Banz 1797 sich so äußerst undankbar und feindselig gegen mich betrug, daß er zum Danke, daß ich ihn in seiner Würde, die schon so gut als verlohren war, durch den zwischen ihm und dem Konvent zu Stande gebrachten friedlichen Vergleich gleichsam wieder bestätigte, mit Einwilligung der Fürstbischöflichen Kommissarien mich von dem Amte der Professur absetzte, so sah ich wohl mit höchster Evidenz ein, daß ich nun durch keinen Dienst für den Abt und das Kloster einen auch nur ein wenig erträglichen Frieden erkaufen könnte.

Ich gab daher dem Gedanken, den ich seit 10 Jahren unzähligmal abgewiesen hatte, dem Gedanken nämlich, mich selbst in die Freyheit zu setzen, Gehör. Als ich die Ausführung des

des schwärzesten Planes erfuhr, ging ich voll Unmuth zu dem Kommissarius Holler, und erklärte ihm freymüthig meinen Entschluß. Dieser äußerst betroffen setzte mir Pflicht und Gewissen entgegen. Ich sagte ihm aber, daß ich schon längst von dem Wahne abgegangen wäre, zu glauben, daß offenbare Thorheit je zur Gewissenspflicht werden könne. Das Mönchsthum sey aber auf Thorheit gebaut, und zwecke auf Thorheit ab. Es habe mich bisher nichts im Kloster festgehalten, als die Hoffnung, selbst in den Klosterfesseln der Welt zu nützen. Da man aber jetzt meinen Wirkungskreis in und außer dem Kloster zerstöre, und mich zur absoluten Mönchsnull zu reduciren suche, so sey es so gar von meiner Seite gewissenlos, ferner unter Menschen zu bleiben, die alle Gesetze der Humanität unter die Füße tretend, mich schlechthin hinderten, als Mensch meine Pflicht zu thun. Der Kommissarius suchte mich dadurch zu beruhigen, daß er mir sagte, er wisse gewiß, daß mir der Herrr Prälat

näch=

nächstens einen meinen Talenten angemessenen Wirkungskreis anweisen würde. Ich drang darauf, mir diesen Wirkungskreis genauer zu bestimmen. Er sagte, der Herr Prälat würde, um mir einen Beweis seiner Achtung und seines Zutrauens zu geben, mich — man staune über die glänzende Carriere, von der eben dieser Kommissarius sprach — zum Adjunktus des Predigers des heiligen Rosenkranzes (des berüchtigten Brustfleckspredigers) machen. Ich kam nun ganz außer Fassung und sagte ihm dreist, er würde sich sehr irren, wenn er glaubte, er habe es mit einer todten Mönchsmaschine zu thun. Ich setzte hinzu, daß ich gar keinen Beruf fühlte, den heiligen Rosenkranz auf der Kanzel anzupreisen, und noch vielweniger, dem ärgerlichen Brustfleckspredigcr als Geselle zu dienen. Der Kommissarius entließ mich mit dem Versprechen, mit dem Abte zu sprechen, und ihn zu bitten, Maaßregeln zu meiner Beruhigung zu treffen. Der Abt ließ mich noch denselben Tag rufen, und

er-

erklärte mir, daß er weit entfernt, mich zu kränken, nichts, als mein Glück beabsichtige. Ich sagte ihm, daß ich alles ruhig abwarten, und von dem heutigen Tage an mein ferneres Klosterleben als eine Art von Novitziat ansehen wollte. Würde man die projektirten Plane gegen mich ausführen, so würde ich ganz gewiß das Kloster für immer verlassen. Er könnte aus meinem Betragen ersehen, daß ich gar nicht Lust hätte, im Dunkeln zu schleichen, und meine Absichten zu maskiren. Man sollte nur von der andern Seite eben so gerade und ehrlich handeln. Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, mich durch Masken zu täuschen. Ich versprach aber zugleich dem Abt, daß wenn man mich nur etwas erträglich behandelte, ich das Kloster nie verlassen würde. Ich foderte nichts mehr, als daß man mich in meinem litterarischen Wirkungskreis nicht stören möchte. Unter dieser Bedingung wollte ich mir sogar gefallen lassen, daß die Professur der Philosophie einem andern

übertragen würde. Um sowohl den Abt, als die Kommissarien von dem Ernst meiner Entschließung zu überzeugen, übergab ich den letzteren noch einen Lateinischen Aufsatz, als Beytrag des Protokolles, worinn ich mit großer Freymüthigkeit meine Gesinnungen an den Fürstbischof, selbst äußerte, und mit folgender Stelle schloß: *Sed faciant monachi mei, quidquid ipsis placet; ego eodem utar jure, facturus certissime suo tempore, quod et mihi placet.* Gerader, aufrichtiger, und ehrlicher konnte ich gewiß nicht handeln. — Indessen entwickelte sich der Plan, den mein Abt gegen mich entworfen hatte, um mich zur Mönchsnulle zu machen, immer mehr. Unter andern will ich nur anführen, daß er bald nach der Abreise der Kommissarien, durch den Prior im Kapitel das Gesetz promulgiren ließ, daß sich kein Religios zu Banz mehr unterstehen sollte, auch nur eine Zeile zu schreiben, und an irgend eine Buchhandlung oder einen Gelehrten zum Drucke

einzuschicken, ohne erst die Censur und Approbati onvon dem Abte eingeholt zu haben. Dieses Gesetz war vorzüglich auf mich gemünzet, um auch meinen Wirkungskreis außer dem Kloster zu vernichten. Man hatte durch Erbrechung der Briefe, die an mich gerichtet waren, in Erfahrung gebracht, daß ich an verschiedenen Journalen mit arbeitete. Was der Herr Abt zu Banz approbirte, das approbirte gewiß kein Gelehrter. Folglich hatte ich keine andere Wahl, als entweder alle litterarische, zum Druck bestimmte, Arbeiten, aufzugeben, oder mich, als einen Verletzer jenes Gesetzes, immerwährenden Mißhandlungen preis zu geben.

§. 49.

Tödliche Krankheit. Gänzliche Verlassenheit.

Durch dergleichen Maaßregeln immer mehr niedergeschlagen, und in die größte

Melancholie versenkt, verdammte ich mich selbst zur strengsten Einsamkeit, und floh den Umgang mit den Mönchen, so viel es mir nur möglich war. Man merkte, daß mir die jungen Mönche größten Theils anhingen. Man verbot es ihnen daher auf das strengste, mit mir zu sprechen, oder meine Zelle zu betreten. Wie streng man über dieses Gesetz hielt, davon werde ich gleich einen Beweis anführen. Darüber noch mehr erbittert, kündigte ich dem Abte alle Theilnahme an seiner Tafel auf, und nahm keine Invitation mehr von ihm an. Auch floh ich die Rekreationen, die im Konvente gewöhnlich waren. Ich befand mich in dem schmerzlichsten Kontrast, der durch die Einsamkeit immer zunahm. Ich wäre gerne in dem Kloster geblieben; und doch sah ich die Unmöglichkeit ein, mich ferner zu behaupten, ohne mich ganz wegzuwerfen. Die Folge dieses Gemüthszustandes war endlich ein Brustentzündungsfieber, das mich an den Rand des Todes brachte. Hier

lernte ich erst den ganz satanischen Charakter der gegen mich erbitterten Mönche zu Banz recht kennen. Ich kann nicht umhin, hier eine Thatsache anzuführen, um das Publikum zu überzeugen, bis zu welch einen hohen Grad der Unmenschlichkeit die mönchische Verfolgungssucht gegen mich gestiegen ist. Gegen das Ende des Jahres 1797 überfiel mich die eben erwähnte Krankheit. Die Gefahr ward immer größer. Und dennoch konnte ich es nicht erhalten, daß mir zu Nacht, wo ich mir am wenigsten helfen konnte, ein Bedienter zur Hülfe und Aufsicht gegeben wurde. Ich merkte, daß die Entzündung, und ein stechender Schmerz die Brust ergriff. Ich ließ den Herrn Doktor und Rath Sommer aus Koburg zu meiner Hülfe rufen. Ich bat diesen eben so geschickten als rechtschaffenen Mann, recht dringend, mir die Gefahr, in der ich zu schweben glaubte, aufrichtig zu entdecken, weil ich den Tod nicht fürchtete, mir aber doch äußerst viel daran gelegen sey, noch zur

rechten Zeit so manches in Ordnung zu bringen, damit nach meinem Tode Niemand Schaden litte. Er gestand mir, daß ich in großer Gefahr wäre, und daß es vorzüglich auf die Wirkung der Medicin, die er mir verschreiben wollte, und die ich die ganze Nacht fort zur bestimmten Zeit einnehmen müßte, ankäme, um mir auf den andern Tag bestimmt sagen zu können, ob noch Hoffnung zu meiner Wiedergenesung da sey, oder nicht. Ich klagte ihm, daß ich keinen Aufwärter und Wächter hätte. Er erklärte, daß man mich durchaus nicht allein lassen dürfe, und versprach mir, die Nothwendigkeit eines Aufwärters und Wächters meinen Obern vorzustellen. Er that's. Aber es kam kein Bedienter. Ein junger hoffnungsvoller Mönch, der bey mir Philosophie gehört hatte, mit Namen Chrysostomus Kantor, erfuhr es, daß ich in der größten Gefahr ganz verlassen sey. Er kam daher zu mir, obschon es ihm streng verboten war, meine Zelle zu betreten. Ich hatte seine Beyhülfe so nothwendig,

daß

daß ich wahrscheinlich der Todesgefahr nicht entgangen seyn würde, wenn er mir nicht auf das liebreichste beygestanden hätte. Die Medicin that treffliche Wirkung; aber ich konnte mich vor Schwäche nicht bewegen, noch viel weniger aus dem Bette steigen. Er that mir mit der größten Selbstverläugnung die Dienste, die mir meine Organe versagten. Um jedoch diesen braven Mann keiner Verdrüßlichkeit von Seiten der Obern, die ihm den Umgang mit mir streng verboten hatten, auszusetzen, schickte ich ihn, als er zu Nacht zu mir kam, zu einem der Konventsdiener, und ließ demselben im Namen des Abtes und des Priors sagen, daß er zu mir kommen, und zu Nacht bey mir wachen sollte. Aber dieser Mensch, der wohl gewußt haben mag, wie es mit der Gesinnung des Abtes und Priors gegen mich stehe, weigerte sich schlechterdings, zu mir zu kommen. Als der junge Mönch zudringlicher wurde, war jener sogar so dreist, ihn zu ergreifen, und einen Versuch zu machen,

dieses in seinen Augen schreckliche Verbrechen des jungen Mönches, mein Leben gerettet zu haben, bey den Obern an. Ich erzählte den Hergang dem Abte und Prior, die ich zu mir bitten ließ, um sie zu überzeugen, daß mir in der höchsten Gefahr dieser Beystand schlechthin nöthig gewesen sey, und daß der junge Mann keinen Vorwurf, sondern vielmehr Lob und Dank verdiente. Aber alles vergebens. Der Konventsdiener, der nicht kam, und höchst sträflich war, fand noch sogar Unterstützung; und der menschenfreundliche Mönch wurde in dem nächsten Mönchskapitel nicht nur scharf hergenommen, sondern, so lang ich noch im Kloster blieb, fortwährend verfolgt. — Wie treffend und charakteristisch hat doch Jesus den Geist des Pfaffen- und Mönchsthumes in seinen geistvollen Strafreden wider die Pharisäer geschildert! Welch tiefe Blicke muß dieser göttliche Mann in die geheimsten Schlupfwinkel dieses verruchten, und aller Unmenschlichkeit fähigen Geistes

geworfen haben! — Dieser abscheuliche Zug von dem Charakter dieses Höllengeistes erschütterte meine ganze Seele mit einem Abscheu, den ich noch nie so gefühlt hatte. Gott! dachte ich, was sind das für Menschen, die die Welt zu bereden suchen, daß ihr Streben nur nach höchster moralischer Vollkommenheit, nach Heiligkeit gerichtet sey! Ich verabscheute diese Heiligkeit von ganzem Herzen, und machte das ernstlichste Gelübde, daß, wenn ich wieder gesund werden würde, ich weit von Menschen fliehen wollte, die in Menschengestalt wahre Satane wären.

§. 51.

Veranlassung zum Sincerus.

Das Entzündungsfieber, von dem ich nur mit Noth geheilt wurde, ließ eine Brustkrankheit zurück, die allen Heilmitteln zu trotzen, und daher, nach dem Urtheile aller Aerzte, die ich brauchte, tödlich zu seyn schien. Man versprach mir höchstens noch ein halbes

bes Jahr Lebensfrist. Ein Eiterhafter Bluthusten, verbunden mit einer immer größeren Abnahme der Kräfte, und ein sichtbares Hinwelken meines Körpers schienen mich der Mühe zu überheben, mich selbst aus dem Sklavenstande des Mönsthumes zu erretten, indem der Tod mir diese Gefälligkeit erweisen wollte. Ich wünschte nun zwar nicht mehr den Tod, wie ehemals; aber ich fürchtete ihn auch nicht. Ich war ganz ruhig über die Folgen meiner Krankheit. In diesem Zustande, wo ich ganz zuverlässig überzeugt war, daß ich mit großen Schritten dem Grabe zueilte, machte ich den Plan zu einer Schrift, in der ich die Gräuel des Mönchsthums ohne alle Verhüllung, und folglich in ihrer ganz natürlichen Gestalt und Häßlichkeit darstellen wollte, um der Menschheit nach meinem Tode noch zu nützen, die sich durch jenes scheinheilige Ungeheuer verführen, täuschen, und peitschen läßt. Das Werk sollte aus zwey Theilen bestehen. In der Ueberzeugung,

daß,

daß, bis die Schrift unter dem Publikum bekannt würde, ich nicht mehr lebend, den Klauen der Inquisition entrückt seyn würde, glaubte ich auf alle die Umstände nicht Rücksicht nehmen zu müssen, auf die ein Schriftsteller der katholischen Kirche Rücksicht zu nehmen hat, wenn er sich nicht der wüthigsten Verfolgung, und dem gänzlichen Verderben preis geben will. „Wer kann dir schaden, dachte ich, in den für die Inquisitoren unzugänglichen Gefilden des Todes? Du hast es hier bloß mit deinem Gewissen zu thun. Sage daher alles ohne alle Schminke, was du durch eine vieljährige Erfahrung als wahr befunden hast. Sage es mit aller der Energie, die dir möglich ist. Es betrifft hier die gute Sache der Menschheit. Die scheinheiligen Heuchler, welche die Menschheit zu ihren schändlichsten Absichten mißbrauchen, sollen entlarvt, in ihrer Blöße dargestellt, und gebrandmarkt werden, damit sich jeder Mensch vor ihnen hüten könne." —

Im

Im ersten Theile wollte ich vorzüglich die Gräuel des mönchischen Cölibats darstellen. Ein beynahe vierzehnjähriger Beichtstuhl machte mich mit dem Pfaffengewissen in diesem Punkte auf eine schauervolle Art bekannt, und diese untrügliche Erfahrung stimmte ganz mit der Erkenntniß der Folgen überein, die der philosophische Menschenkenner schon aus der Natur des Cölibatsgesetzes ableiten kann. Wer den Menschen kennt, für den muß schon ohne weitere Erfahrung der erzwungene Cölibat ein Abgrund von Verbrechen seyn, vor welchen die bessere Menschheit zurückschaudert. Der Beichtstuhl aber eröffnet diesen Abgrund von der schändlichsten Denk- und Sinnesart, wodurch der Charakter der Menschheit ganz verläugnet wird, dem philosophischen Religionslehrer mit Hervorzeigung von Individualitäten, welche in ihrer ganzen Häßlichkeit zu mahlen die lebhafteste Phantasie keine Farben, und die Spekulation keinen Begriff hat. Der Zweck, den ich mir vorsetz-

setzte, diese Gallerie der Finsterniß zu eröffnen, und die Schändlichkeit selbst in ihren lebendigen Individualitäten dem Publikum darzustellen, war die Ursache, warum ich mich über die Empfindeley desjenigen Lesepublikums hinwegsetzte, das die Schändlichkeit nur unter der Maske einer anziehenden Schönheit zu sehen wünscht, und den Künstler, der sie in ihrer natürlichen Gestalt darstellt, als einen ungesitteten Menschen verabscheut. Man weiß, wie weit die Empfindeley in Frankreich gestiegen ist. Man scheute sich seit langer Zeit keinesweges unter den gebildeten Ständen, alle Arten von Unzucht zu verüben; aber den Namen, Beinkleider, auszusprechen, hielt man für ein großes Verbrechen wider den Wohlstand. Die Häßlichkeit, nach der Natur geschildert, und dem Abscheu preisgegeben, ist selbst Schönheit.

Ich habe durch diese Schrift freylich viel gewagt, in sofern ich sie überlebte. Ich

würde gar nichts gewagt haben, wenn der, nach meiner damaligen festen Ueberzeugung, nahe Tod mich in seinen Schutz genommen hätte. Ein Mann, der, wie ich, über 20 Jahre von den Mönchen auf das schändlichste mißhandelt wurde, und sich nun als ein zum Tode bestimmtes Opfer ansah, hatte doch gewiß das Recht, vor seinem Abtritt aus der Welt den scheußlichen Charakter des Mönchsthumes ohne allen Rückhalt zu schildern, und diesem, der ganzen Menschheit verderblichen, Ungeheuer einen tödlichen Stoß zu geben. Ich eilte sehr mit der Verfertigung des ersten Bandes, um nur noch vor meinem Lebensende auch den zweyten zu Stande zu bringen. Ich machte so eben Anstalt zur Verfertigung des zweyten Bandes, als mein Gesundheitszustand wider alles Vermuthen eine andere Wendung bekam. Ich fühlte mich täglich besser. Welcher Schrecken für mich! Denn der erste Theil des Sincerus war bereits ans Licht getreten; und die heilige Inquisition zeigte

sich

sich schon äußerst thätig, um den Verfasser zu entdecken. Ich hatte sicher darauf gerechnet, in den Gefilden des Todes ihren Klauen zu entfliehen. Schon an der Pforte des Schattenreiches wurde ich in das Land der Lebendigen zurückverwiesen, um öffentlich als ein Verbrecher, der es wagte, das Mönchs- und Pfaffenthum von seiner empfindlichsten Seite anzugreifen, zu leiden. Bisher konnte die schärfste Spurhundsnase der Inquisition in meinen Schriften und meinen mündlichen Lehrvorträgen nichts entdecken, das als caput mortuum einer ketzerischen Denkart konnte angesehen werden. Als Volkslehrer war ich selbst bey dem Pöbel beliebt. Aber nun hatte ich in jener Schrift eine Denkart verrathen, die mehr als ketzerisch war. Denn ich bekennte mich darin für die Vernunftreligion, und nur in sofern für das Christenthum überhaupt, als seine Tendenz auf Vernunftreligion gehet. Zur Entfliehung aus dem Kloster konnte ich mich auch für jetzt nicht entschließen.

 Denn

Denn theils war ich doch noch sehr krank; theils lag mir meine schöne Bibliothek, die mich über 2000 fl. gekostet hat, und ein reiner Erwerb meines litterarischen Fleißes war, am Herzen. Endlich hatte ich noch gar keine Anstalt zu einer Versorgung außer dem Kloster gemacht. Schon rückte das Donnerwetter, das in Wirzburg wider mich aufstieg, immer näher. Ein Freund aus Franken berichtete mir im Herbste 1798, es sey der Plan gegen mich gemacht, daß ich nächstens gefangen, nach Wirzburg sollte geliefert, und in einem engen Gefängnisse verwahrt werden. Nun machte ich Anstalt, meine beßten Bücher aus dem Kloster zu bringen, und dann bey der ersten Gefahr selbst zu entfliehen. Zwey Körbe voll hatte ich schon durch einen Bauer des Stiftes fortgeschickt. Aber der Bauer selbst verrieth es dem Abte.

§. 52.

Flucht mit Todesgefahr.

Den 12ten November 1798 sagte mir vor Tische einer meiner geheimen Freunde im Kloster, daß der Abt noch heute nach mir greifen würde. Das war ein Donnerschlag für mich. In der Hoffnung, daß vielleicht durch Gäste, die den Herbst häufig das Kloster besuchen, die Exekution verhindert, und auf den nächsten Tag aufgeschoben würde, machte ich einen Plan, noch dieselbe Nacht mit einigen Büchern, und andern Habseligkeiten zu entfliehen. Aber um halb 4 Uhr Nachmittag, als ich eben mit Einpacken beschäftigt war, ließ mich der Abt rufen, und foderte mir alle Klosterschlüssel ab. Aus diesem Umstande konnte ich sogleich schließen, daß es auf Arrest angesehen sey. Er führte mich alsdenn in Begleitung des Priors und des Placidus Sprengers, der vermuthlich wieder die Rolle eines Häschers zu spielen wünschte,

in meine Zelle im Krankenhause, und sagte mir, daß mir mein Essen und Trinken ins Zimmer gebracht werden würde. Ich hatte noch eine Privatunterredung mit dem Prior, P. Burkart Vollert. Mit dem Rosenkranz in der Hand und mit Thränen in Augen ermahnte mich dieser Schwärmer zur ernstlichen Bekehrung. Und um mir zu beweisen, daß er es gut mit mir meynte, sagte er mir, daß er so eben den Rosenkranz, als das Antidotum aller Ketzerey, für mich gebetet hätte, damit mich der liebe Gott erleuchten, und zum Schoose der alleinseligmachenden Kirche zurückbringen möchte. Ich war so geduldig wie ein Schaaf, und ließ alles mit mir machen. Als mich auch der Prior verlassen hatte, überlegte ich, wie ich zu Nacht entkommen könnte. Die Hauptthüre des Krankenhauses war bloß mit einem Drücker, nicht aber mit einem Schlosse versehen. Dieser Umstand richtete mich auf, und gab mir die zuversichtliche Hoffnung, daß die Flucht gelingen würde. Das Haus

liegt im Garten, der zwar mit einer großen Mauer umgeben ist, aber mir doch eine Stelle zum Entwischen übrig ließ. Es logirte aber in einem Zimmer Parterre der P. Brustfleck (Joseph Bauer), um mich zu bewachen. Dieser Umstand machte mich zu Nacht um 10 Uhr sehr bedenklich. Denn ich befürchtete, daß dieser ein Hängschloß an die Hausthüre applicirt habe. Ich schlich mich die Treppen hinab, und fand es wirklich so. In dem Henkeschen Journal wird zwar dieser Umstand wegen des Hängschlosses geläugnet. Allein was ich gesehen und gefühlt habe, lasse ich mir durch keine mönchische Unverschämtheit abstreiten. Nun ging ich traurig in meine Zelle zurück, weil ich kein Mittel vor mir sah, zu entfliehen. Ich entschloß mich endlich, zwey Stockwerk hoch zum Fenster hinaus zu steigen. Da ich nun zur Ausführung dieses Wagestückes nicht das geringste Hülfsmittel vor mir hatte, als den bloßen Gebrauch meiner Hände und Füße, so war es mit der

nächstens einen meinen Talenten angemessenen Wirkungskreis anweisen würde. Ich drang darauf, mir diesen Wirkungskreis genauer zu bestimmen. Er sagte, der Herr Prälat würde, um mir einen Beweis seiner Achtung und seines Zutrauens zu geben, mich — man staune über die glänzende Carriere, von der eben dieser Kommissarius sprach — zum Adjunktus des Predigers des heiligen Rosenkranzes (des berüchtigten Brustfleckspredigers) machen. Ich kam nun ganz außer Fassung und sagte ihm dreist, er würde sich sehr irren, wenn er glaubte, er habe es mit einer todten Mönchsmaschine zu thun. Ich setzte hinzu, daß ich gar keinen Beruf fühlte, den heiligen Rosenkranz auf der Kanzel anzupreisen, und noch vielweniger, dem ärgerlichen Brustfleckprediger als Geselle zu dienen. Der Kommissarius entließ mich mit dem Versprechen, mit dem Abte zu sprechen, und ihn zu bitten, Maaßregeln zu meiner Beruhigung zu treffen. Der Abt ließ mich noch denselben Tag rufen, und

er=

erklärte mir, daß er weit entfernt, mich zu kränken, nichts, als mein Glück beabsichtige. Ich sagte ihm, daß ich alles ruhig abwarten, und von dem heutigen Tage an mein ferneres Klosterleben als eine Art von Novitziat ansehen wollte. Würde man die projektirten Plane gegen mich ausführen, so würde ich ganz gewiß das Kloster für immer verlassen. Er könnte aus meinem Betragen ersehen, daß ich gar nicht Lust hätte, im Dunkeln zu schleichen, und meine Absichten zu maskiren. Man sollte nur von der andern Seite eben so gerade und ehrlich handeln. Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, mich durch Masken zu täuschen. Ich versprach aber zugleich dem Abt, daß wenn man mich nur etwas erträglich behandelte, ich das Kloster nie verlassen würde. Ich foderte nichts mehr, als daß man mich in meinem litterarischen Wirkungskreis nicht stören möchte. Unter dieser Bedingung wollte ich mir sogar gefallen lassen, daß die Professur der Philosophie einem andern

übertragen würde. Um sowohl den Abt, als die Kommissarien von dem Ernst meiner Entschließung zu überzeugen, übergab ich den letzteren noch einen Lateinischen Aufsatz, als Beytrag des Protokolles, worinn ich mit großer Freymüthigkeit meine Gesinnungen an den Fürstbischof, selbst äußerte, und mit folgender Stelle schloß: *Sed faciant monachi mei, quidquid ipsis placet; ego eodem utar jure, facturus certissime suo tempore, quod et mihi placet.* Gerader, aufrichtiger, und ehrlicher konnte ich gewiß nicht handeln. — Indessen entwickelte sich der Plan, den mein Abt gegen mich entworfen hatte, um mich zur Mönchsnulle zu machen, immer mehr. Unter andern will ich nur anführen, daß er bald nach der Abreise der Kommissarien, durch den Prior im Kapitel das Gesetz promulgiren ließ, daß sich kein Religios zu Banz mehr unterstehen sollte, auch nur eine Zeile zu schreiben, und an irgend eine Buchhandlung oder einen Gelehrten zum Drucke

einzuschicken, ohne erst die Censur und Approbation von dem Abte eingeholt zu haben. Dieses Gesetz war vorzüglich auf mich gemünzet, um auch meinen Wirkungskreis außer dem Kloster zu vernichten. Man hatte durch Erbrechung der Briefe, die an mich gerichtet waren, in Erfahrung gebracht, daß ich an verschiedenen Journalen mit arbeitete. Was der Herr Abt zu Banz approbirte, das approbirte gewiß kein Gelehrter. Folglich hatte ich keine andere Wahl, als entweder alle litterarische, zum Druck bestimmte, Arbeiten, aufzugeben, oder mich, als einen Verletzer jenes Gesetzes, immerwährenden Mißhandlungen preis zu geben.

§. 49.

Tödliche Krankheit. Gänzliche Verlassenheit.

Durch dergleichen Maaßregeln immer mehr niedergeschlagen, und in die größte

Melancholie versenkt, verdammte ich mich selbst zur strengsten Einsamkeit, und floh den Umgang mit den Mönchen, so viel es mir nur möglich war. Man merkte, daß mir die jungen Mönche größten Theils anhingen. Man verbot es ihnen daher auf das strengste, mit mir zu sprechen, oder meine Zelle zu betreten. Wie streng man über dieses Gesetz hielt, davon werde ich gleich einen Beweis anführen. Darüber noch mehr erbittert, kündigte ich dem Abte alle Theilnahme an seiner Tafel auf, und nahm keine Invitation mehr von ihm an. Auch floh ich die Rekreationen, die im Konvente gewöhnlich waren. Ich befand mich in dem schmerzlichsten Kontrast, der durch die Einsamkeit immer zunahm. Ich wäre gerne in dem Kloster geblieben; und doch sah ich die Unmöglichkeit ein, mich ferner zu behaupten, ohne mich ganz wegzuwerfen. Die Folge dieses Gemüthszustandes war endlich ein Brustentzündungsfieber, das mich an den Rand des Todes brachte. Hier

lernte

lernte ich erst den ganz satanischen Charakter der gegen mich erbitterten Mönche zu Banz recht kennen. Ich kann nicht umhin, hier eine Thatsache anzuführen, um das Publikum zu überzeugen, bis zu welch einen hohen Grad der Unmenschlichkeit die mönchische Verfolgungssucht gegen mich gestiegen ist. Gegen das Ende des Jahres 1797 überfiel mich die eben erwähnte Krankheit. Die Gefahr ward immer größer. Und dennoch konnte ich es nicht erhalten, daß mir zu Nacht, wo ich mir am wenigsten helfen konnte, ein Bedienter zur Hülfe und Aufsicht gegeben wurde. Ich merkte, daß die Entzündung, und ein stechender Schmerz die Brust ergriff. Ich ließ den Herrn Doktor und Rath Sommer aus Koburg zu meiner Hülfe rufen. Ich bat diesen eben so geschickten als rechtschaffenen Mann, recht dringend, mir die Gefahr, in der ich zu schweben glaubte, aufrichtig zu entdecken, weil ich den Tod nicht fürchtete, mir aber doch äußerst viel daran gelegen sey, noch zur rech-

rechten Zeit so manches in Ordnung zu bringen, damit nach meinem Tode Niemand Schaden litte. Er gestand mir, daß ich in großer Gefahr wäre, und daß es vorzüglich auf die Wirkung der Medicin, die er mir verschreiben wollte, und die ich die ganze Nacht fort zur bestimmten Zeit einnehmen müßte, ankäme, um mir auf den andern Tag bestimmt sagen zu können, ob noch Hoffnung zu meiner Wiedergenesung da sey, oder nicht. Ich klagte ihm, daß ich keinen Aufwärter und Wächter hätte. Er erklärte, daß man mich durchaus nicht allein lassen dürfe, und versprach mir, die Nothwendigkeit eines Aufwärters und Wächters meinen Obern vorzustellen. Er that's. Aber es kam kein Bedienter. Ein junger hoffnungsvoller Mönch, der bey mir Philosophie gehört hatte, mit Namen Chrysostomus Kantor, erfuhr es, daß ich in der größten Gefahr ganz verlassen sey. Er kam daher zu mir, obschon es ihm streng verboten war, meine Zelle zu betreten. Ich hatte seine Beyhülfe so nothwendig,

daß

daß ich wahrscheinlich der Todesgefahr nicht entgangen seyn würde, wenn er mir nicht auf das liebreichste beygestanden hätte. Die Medicin that treffliche Wirkung; aber ich konnte mich vor Schwäche nicht bewegen, noch viel weniger aus dem Bette steigen. Er that mir mit der größten Selbstverläugnung die Dienste, die mir meine Organe versagten. Um jedoch diesen braven Mann keiner Verdrüßlichkeit von Seiten der Obern, die ihm den Umgang mit mir streng verboten hatten, auszusetzen, schickte ich ihn, als er zu Nacht zu mir kam, zu einem der Konventsdiener, und ließ demselben im Namen des Abtes und des Priors sagen, daß er zu mir kommen, und zu Nacht bey mir wachen sollte. Aber dieser Mensch, der wohl gewußt haben mag, wie es mit der Gesinnung des Abtes und Priors gegen mich stehe, weigerte sich schlechterdings, zu mir zu kommen. Als der junge Mönch zudringlicher wurde, war jener sogar so dreist, ihn zu ergreifen, und einen Versuch zu machen,

chen, ihn aus seiner Stube hinaus zu werfen. Der brave Mönch, über diese Dreistigkeit höchst aufgebracht, gab ihm dann mit geballter Faust einige derbe Schläge auf den Kopf, und ging davon. Er kam zu mir, und erzählte alles, was vorgefallen war. Ich konnte aus diesem Betragen der Klosterbedienten nichts anders schließen, als daß sie von meinen Obern selbst wider mich Schutz fanden, welches sich auch immer mehr bestätigte. Ich sollte dem Tode preis gegeben werden.

Früh Morgens kam Herr Doktor Sommer zu mir, dem ich den Vorfall erzählte. Er war darüber äußerst ärgerlich und bezeugte mir, daß er den Prior und Abt recht dringend gebeten habe, mir einen Wächter zu geben. Man habe es ihm auch versprochen. Es sey ihm daher unbegreiflich, daß man nicht bloß nicht Wort gehalten, sondern daß man sich von Seiten der Dienerschaft sogar wider diesen mir höchst nothwendigen

Dienst so hartnäckig gesträubt habe. Er versprach, mit allem ihm möglichen Nachdruck neue Vorstellungen zu thun. Uebrigens war er auf der andern Seite höchst erfreut über die Wirkung der Medicin, und er machte mir gute Hoffnung zur Wiedergenesung, die, wenn binnen einigen Tagen gewisse Symptome eintreten würden, in Gewißheit übergehen würde. —

§. 50.

Menschenrettung als Verbrechen bestraft.

Die edle That des jungen Mannes, wodurch mein Leben gerettet wurde, statt gebilligt oder belohnt zu werden, wurde vielmehr als das größte Verbrechen angesehen. Der Aufklärer des katholischen Deutschlandes — Placidus Sprenger, — der damals neben mir wohnte, hatte gemerkt, daß der junge Mann bey mir war. Er schlug des andern Tages Lärm, und klagte die-

dieses in seinen Augen schreckliche Verbrechen des jungen Mönches, mein Leben gerettet zu haben, bey den Obern an. Ich erzählte den Hergang dem Abte und Prior, die ich zu mir bitten ließ, um sie zu überzeugen, daß mir in der höchsten Gefahr dieser Beystand schlechthin nöthig gewesen sey, und daß der junge Mann keinen Vorwurf, sondern vielmehr Lob und Dank verdiente. Aber alles vergebens. Der Konventsdiener, der nicht kam, und höchst sträflich war, fand noch sogar Unterstützung; und der menschenfreundliche Mönch wurde in dem nächsten Mönchskapitel nicht nur scharf hergenommen, sondern, so lang ich noch im Kloster blieb, fortwährend verfolgt. — Wie treffend und charakteristisch hat doch Jesus den Geist des Pfaffen- und Mönchsthumes in seinen geistvollen Strafreden wider die Pharisäer geschildert! Welch tiefe Blicke muß dieser göttliche Mann in die geheimsten Schlupfwinkel dieses verruchten, und aller Unmenschlichkeit fähigen Geistes

ge-

geworfen haben! — Dieser abscheuliche Zug von dem Charakter dieses Höllengeistes erschütterte meine ganze Seele mit einem Abscheu, den ich noch nie so gefühlt hatte. Gott! dachte ich, was sind das für Menschen, die die Welt zu bereden suchen, daß ihr Streben nur nach höchster moralischer Vollkommenheit, nach Heiligkeit gerichtet sey! Ich verabscheute diese Heiligkeit von ganzem Herzen, und machte das ernstlichste Gelübde, daß, wenn ich wieder gesund werden würde, ich weit von Menschen fliehen wollte, die in Menschengestalt wahre Satane wären.

§. 51.

Veranlassung zum Sincerus.

Das Entzündungsfieber, von dem ich nur mit Noth geheilt wurde, ließ eine Brustkrankheit zurück, die allen Heilmitteln zu trotzen, und daher, nach dem Urtheile aller Aerzte, die ich brauchte, tödlich zu seyn schien. Man versprach mir höchstens noch ein hal-

des Jahr Lebensfrist. Ein Eiterhafter Bluthusten, verbunden mit einer immer größeren Abnahme der Kräfte, und ein sichtbares Hinwelken meines Körpers schienen mich der Mühe zu überheben, mich selbst aus dem Sklavenstande des Mönsthumes zu erretten, indem der Tod mir diese Gefälligkeit erweisen wollte. Ich wünschte nun zwar nicht mehr den Tod, wie ehemals; aber ich fürchtete ihn auch nicht. Ich war ganz ruhig über die Folgen meiner Krankheit. In diesem Zustande, wo ich ganz zuverlässig überzeugt war, daß ich mit großen Schritten dem Grabe zueilte, machte ich den Plan zu einer Schrift, in der ich die Gräuel des Mönchsthums ohne alle Verhüllung, und folglich in ihrer ganz natürlichen Gestalt und Häßlichkeit darstellen wollte, um der Menschheit nach meinem Tode noch zu nützen, die sich durch jenes scheinheilige Ungeheuer verführen, täuschen, und peitschen läßt. Das Werk sollte aus zwey Theilen bestehen. In der Ueberzeugung,

daß,

daß, bis die Schrift unter dem Publikum bekannt würde, ich nicht mehr lebend, den Klauen der Inquisition entrückt seyn würde, glaubte ich auf alle die Umstände nicht Rücksicht nehmen zu müssen, auf die ein Schriftsteller der katholischen Kirche Rücksicht zu nehmen hat, wenn er sich nicht der wüthigsten Verfolgung, und dem gänzlichen Verderben preis geben will. „Wer kann dir schaden, dachte ich, in den für die Inquisitoren unzugänglichen Gefilden des Todes? Du hast es hier bloß mit deinem Gewissen zu thün. Sage daher alles ohne alle Schminke, was du durch eine vieljährige Erfahrüng als wahr befunden hast. Sage es mit aller der Energie, die dir möglich ist. Es betrifft hier die güte Sache der Menschheit. Die scheinheiligen Heuchler, welche die Menschheit zu ihren schändlichsten Absichten mißbrauchen, sollen entlarvt, in ihrer Blöße dargestellt, und gebrandmarkt werden, damit sich jeder Mensch vor ihnen hüten könne." —

Im ersten Theile wollte ich vorzüglich die Gräuel des mönchischen Cölibats darstellen. Ein beynahe vierzehnjähriger Beichtstuhl machte mich mit dem Pfaffengewissen in diesem Punkte auf eine schauervolle Art bekannt, und diese untrügliche Erfahrung stimmte ganz mit der Erkenntniß der Folgen überein, die der philosophische Menschenkenner schon aus der Natur des Cölibatsgesetzes ableiten kann. Wer den Menschen kennt, für den muß schon ohne weitere Erfahrung der erzwungene Cölibat ein Abgrund von Verbrechen seyn, vor welchen die bessere Menschheit zurückschaudert. Der Beichtstuhl aber eröffnet diesen Abgrund von der schändlichsten Denk- und Sinnesart, wodurch der Charakter der Menschheit ganz verläugnet wird, dem philosophischen Religionslehrer mit Hervorzeigung von Individualitäten, welche in ihrer ganzen Häßlichkeit zu mahlen die lebhafteste Phantasie keine Farben, und die Spekulation keinen Begriff hat. Der Zweck, den ich mir vorsetz-

setzte, diese Gallerie der Finsterniß zu eröffnen, und die Schändlichkeit selbst in ihren lebendigen Individualitäten dem Publikum darzustellen, war die Ursache, warum ich mich über die Empfindeley desjenigen Lesepublikums hinwegsetzte, das die Schändlichkeit nur unter der Maske einer anziehenden Schönheit zu sehen wünscht, und den Künstler, der sie in ihrer natürlichen Gestalt darstellt, als einen ungesitteten Menschen verabscheut. Man weiß, wie weit die Empfindeley in Frankreich gestiegen ist. Man scheute sich seit langer Zeit keineswegs unter den gebildeten Ständen, alle Arten von Unzucht zu verüben; aber den Namen, Beinkleider, auszusprechen, hielt man für ein großes Verbrechen wider den Wohlstand. Die Häßlichkeit, nach der Natur geschildert, und dem Abscheu preisgegeben, ist selbst Schönheit.

Ich habe durch diese Schrift freylich viel gewagt, in sofern ich sie überlebte. Ich

würde

würde gar nichts gewagt haben, wenn der, nach meiner damaligen festen Ueberzeugung, nahe Tod mich in seinen Schutz genommen hätte. Ein Mann, der, wie ich, über 20 Jahre von den Mönchen auf das schändlichste mißhandelt wurde, und sich nun als ein zum Tode bestimmtes Opfer ansah, hatte doch gewiß das Recht, vor seinem Abtritt aus der Welt den scheußlichen Charakter des Mönchsthumes ohne allen Rückhalt zu schildern, und diesem, der ganzen Menschheit verderblichen, Ungeheuer einen tödlichen Stoß zu geben. Ich eilte sehr mit der Verfertigung des ersten Bandes, um nur noch vor meinem Lebensende auch den zweyten zu Stande zu bringen. Ich machte so eben Anstalt zur Verfertigung des zweyten Bandes, als mein Gesundheitszustand wider alles Vermuthen eine andere Wendung bekam. Ich fühlte mich täglich besser. Welcher Schrecken für mich! Denn der erste Theil des Sincerus war bereits ans Licht getreten; und die heilige Inquisition zeigte

sich

sich schon äußerst thätig, um den Verfasser zu entdecken. Ich hatte sicher darauf gerechnet, in den Gefilden des Todes ihren Klauen zu entfliehen. Schon an der Pforte des Schattenreiches wurde ich in das Land der Lebendigen zurückverwiesen, um öffentlich als ein Verbrecher, der es wagte, das Mönchs- und Pfaffenthum von seiner empfindlichsten Seite anzugreifen, zu leiden. Bisher konnte die schärfste Spurhundsnase der Inquisition in meinen Schriften und meinen mündlichen Lehrvorträgen nichts entdecken, das als caput mortuum einer ketzerischen Denkart konnte angesehen werden. Als Volkslehrer war ich selbst bey dem Pöbel beliebt. Aber nun hatte ich in jener Schrift eine Denkart verrathen, die mehr als ketzerisch war. Denn ich bekennte mich darin für die Vernunftreligion, und nur in sofern für das Christenthum überhaupt, als seine Tendenz auf Vernunftreligion gehet. Zur Entfliehung aus dem Kloster konnte ich mich auch für jetzt nicht entschließen.

Denn theils war ich doch noch sehr krank; theils lag mir meine schöne Bibliothek, die mich über 2000 fl. gekostet hat, und ein reiner Erwerb meines litterarischen Fleißes war, am Herzen. Endlich hatte ich noch gar keine Anstalt zu einer Versorgung außer dem Kloster gemacht. Schon rückte das Donnerwetter, das in Wirzburg wider mich aufstieg, immer näher. Ein Freund aus Franken berichtete mir im Herbste 1798, es sey der Plan gegen mich gemacht, daß ich nächstens gefangen, nach Wirzburg sollte geliefert, und in einem engen Gefängnisse verwahrt werden. Nun machte ich Anstalt, meine beßten Bücher aus dem Kloster zu bringen, und dann bey der ersten Gefahr selbst zu entfliehen. Zwey Körbe voll hatte ich schon durch einen Bauer des Stiftes fortgeschickt. Aber der Bauer selbst verrieth es dem Abte.

§. 52.

Flucht mit Todesgefahr.

Den 12ten November 1798 sagte mir vor Tische einer meiner geheimen Freunde im Kloster, daß der Abt noch heute nach mir greifen würde. Das war ein Donnerschlag für mich. In der Hoffnung, daß vielleicht durch Gäste, die den Herbst häufig das Kloster besuchen, die Exekution verhindert, und auf den nächsten Tag aufgeschoben würde, machte ich einen Plan, noch dieselbe Nacht mit einigen Büchern, und andern Habseligkeiten zu entfliehen. Aber um halb 4 Uhr Nachmittag, als ich eben mit Einpacken beschäftigt war, ließ mich der Abt rufen, und foderte mir alle Klosterschlüssel ab. Aus diesem Umstande konnte ich sogleich schließen, daß es auf Arrest angesehen sey. Er führte mich alsdenn in Begleitung des Priors und des Placidus Sprengers, der vermuthlich wieder die Rolle eines Häschers zu spielen wünschte,

in meine Zelle im Krankenhause, und sagte mir, daß mir mein Essen und Trinken ins Zimmer gebracht werden würde. Ich hatte noch eine Privatunterredung mit dem Prior, P. Burkart Vollert. Mit dem Rosenkranz in der Hand und mit Thränen in Augen ermahnte mich dieser Schwärmer zur ernstlichen Bekehrung. Und um mir zu beweisen, daß er es gut mit mir meynte, sagte er mir, daß er so eben den Rosenkranz, als das Antidotum aller Ketzerey, für mich gebetet hätte, damit mich der liebe Gott erleuchten, und zum Schoose der alleinseligmachenden Kirche zurückbringen möchte. Ich war so geduldig wie ein Schaaf, und ließ alles mit mir machen. Als mich auch der Prior verlassen hatte, überlegte ich, wie ich zu Nacht entkommen könnte. Die Hauptthüre des Krankenhauses war bloß mit einem Drücker, nicht aber mit einem Schlosse versehen. Dieser Umstand richtete mich auf, und gab mir die zuversichtliche Hoffnung, daß die Flucht gelingen würde. Das Haus

liegt im Garten, der zwar mit einer großen Mauer umgeben ist, aber mir doch eine Stelle zum Entwischen übrig ließ. Es logirte aber in einem Zimmer Parterre der P. Brustfleck (Joseph Bauer), um mich zu bewachen. Dieser Umstand machte mich zu Nacht um 10 Uhr sehr bedenklich. Denn ich befürchtete, daß dieser ein Hängschloß an die Hausthüre applicirt habe. Ich schlich mich die Treppen hinab, und fand es wirklich so. In dem Henkeschen Journal wird zwar dieser Umstand wegen des Hängschlosses geläugnet. Allein was ich gesehen und gefühlt habe, lasse ich mir durch keine mönchische Unverschämtheit abstreiten. Nun ging ich traurig in meine Zelle zurück, weil ich kein Mittel vor mir sah, zu entfliehen. Ich entschloß mich endlich, zwey Stockwerk hoch zum Fenster hinaus zu steigen. Da ich nun zur Ausführung dieses Wagestückes nicht das geringste Hülfsmittel vor mir hatte, als den bloßen Gebrauch meiner Hände und Füße, so war es mit der

größten Lebensgefahr verbunden. Denn der Boden ist unten mit lauter kleinen Gärtchen, die mit spitzigen Latten eingeschlossen sind, besetzt. In dem Falle also, wenn ich von der Mauer des Hauses abglitschen sollte, sah ich den schrecklichsten Tod, nämlich lebendig gespießet zu werden, vor mir. Aber ich wollte mich lieber dieser Gefahr aussetzen, als der heiligen Inquisition mich in die Hände werfen. Ich war von Jugend auf ein guter Baumkletterer, und dieser Umstand flößte mir Vertrauen ein. Ich habe es gewagt; und — das Wagestück gelang nach Wunsch. Gegen 12 Uhr waren auch die beyden Gartenmauern überstiegen. Es trat so eben das Fest aller heiligen Mönche ein, das früh Morgens zu Banz sollte gefeyert werden. Mit dem Glockenschlag 12 Uhr, da dieses Fest seinen Anfang nahm, gab ich den heiligen und unheiligen Mönchen für immer Abschied, und schüttelte die Fesseln ab, die ich beynahe 21 Jahre getragen hatte. Nun bin ich

frey — bin Mensch, dachte ich, und dieser Gedanke erfüllte mich mit Entzücken. Es herrschte eine solche fürchterliche Finsterniß, daß ich durchaus nichts sehen konnte. Aber mitten aus dieser Finsterniß schien die Sonne in einem noch nicht gesehenen Glanz hervorzugehen, und mich nach einer beynahe 21jährigen Sturmnacht einem ewig heitern Tage entgegen zu führen. Sey mir ewig gesegnet du glücklicher Augenblick, wo ich das erstemal nach einer so langen Knechtschaft, und bey der höchsten Gefahr, mein Leben in einem dumpfen Kerker dahin seufzen zu müssen, zu mir sagen konnte: **Nun bin ich frey — bin Mensch!**

Drit-

Dritter Hauptabschnitt.

Leben außer dem Kloster.

§. 53.

Aufenthalt zu Ebersdorf im Voigtlande.

Ich bin nun in der That einer der glücklichsten Menschen, und das Bewußtseyn, frey und Mensch zu seyn, ist für mich gewiß vor vielen Tausenden, denen von Jugend

gend auf die Sonne des Glückes immer zulächelte, beseligend. Der Gebrauch meiner Geisteskräfte schützte mich bisher nicht bloß vor allem Mangel, sondern setzte mich auch in den Stand, meine Rolle mit Ehren zu spielen. Ganz Jena ist Zeuge meines Charakters, und meiner mit Wohlstande verbundenen Lebensart. Nackt ging ich gleichsam aus dem Kloster, und nun habe ich alles, was ich bedarf. Alles, was ich bin, bin ich durch mich selbst geworden. Es wird Niemand auftreten können, der mich durch Geld, oder Empfehlung, oder auf irgend eine andere Art unterstützt zu haben sich rühmen könnte. Wie in mich selbst gewurzelt, erhob ich mich zu der Blüthe des Glücks, dessen ich mich mit meiner Familie erfreue. Eine vortreffliche, eben so liebvolle, als liebenswürdige Gattinn — ein jähriger, äußerst lebhafter Knabe, der nun anfängt den süßen Vaternamen zu lallen, und seine Hände gegen mich ausstreckend in meinen Schoos eilt — Freyheit des Geistes, wo-

mit ich nun lehren und schreiben kann — Achtung von Seiten der Akademie, auf der ich zu lehren die Ehre und das Glück habe — Achtung des ganzen Jenaer Publikums — Beyfall und Zutrauen von Seiten der jungen Leute, die meine Vorlesungen besuchen — Achtung im fernen Auslande von Seiten solcher Männer, die ich zuvor gar nicht kannte, die mir in Briefen wegen meiner Schriften danken, und mir bezeugen, daß sie bloß aus der Absicht ihre Söhne nach Jena schickten, damit sie Gelegenheit haben möchten, sich mit dem Geiste meiner Philosophie vertraut zu machen — das sind für mich lauter Quellen reiner Freuden. Mein Loos ist ganz anders ausgefallen, als die Mönche zu Banz wünschten, weissagten, und es zu bestimmen sich aus allen Kräften bestrebten. Ich will das Publikum nicht länger mit der Schilderung des Glückes, dessen ich mich nun als freyer Mensch erfreue, aufhalten. Ich will demselben nur noch einige der Hauptversuche vorlegen, die

der

der Verfolgungsgeist der aufgeklärten Mönche zu Banz nach meinem Austritt aus dem Kloster ergriff, um mich so unglücklich, als möglich, zu machen. Ich habe sie nach meiner Entfliehung wirklich noch für schlimmer gefunden, als ich sie vorher hielt. Ich glaubte, wenigstens eine Art von Eitelkeit würde ihre Verfolgungswuth mäßigen. Aber sie setzten sich über alle Regeln des Wohlstandes weg. Die ergrimmte Tollwuth warf die Maske der Aufklärung auch vor der protestantischen Welt weg.

Als ich die Klostermauern von Banz überstiegen hatte, wollte ich geraden Weges nach Koburg gehen, in der Absicht, mich daselbst einige Zeitlang aufzuhalten. Da ich aber vor Finsterniß durchaus nichts sehen konnte, kam ich dreymal auf Wege, die mich wieder rückwärts nach Banz zuführten. Frühe Morgens gegen 7 Uhr kam ich aufs neue aus einem Walde in eine Gegend, wo ich Banz in der Nähe vor mir liegen sah.

Mit

Mit Noth konnte ich ein protestantisches Dorf, Schney mit Namen, das eine Stunde von Banz abliegt, erreichen. Da ich nun mit Grund vermuthete, daß die Mönche zu Banz meine Flucht möchten bemerkt, und auf allen Seiten Boten gegen mich ausgesandt haben — wie es sich auch wirklich bestätigte — so bat ich einen gemeinen Mann zu Schney, mich durch unwegsame Gegenden nach Koburg zu führen. Er thats, weil ich mich ihm entdeckte. So kam ich erst Nachmittag gegen 4 Uhr zu Koburg an, statt daß ich schon früh Morgens um 3 Uhr hätte da seyn können. Ich besuchte einen vertrauten Freund, der mir rieth, sogleich Koburg zu verlassen, weil schon bereits zwey Boten aus Banz daselbst mit Briefen an die Regierung angekommen wären. Ich fuhr gegen 5 Uhr mit Extrapost von Koburg ab, und kam den andern Tag zu Ebersdorf im Voigtlande an. Der Herr Graf daselbst nahm mich äußerst gnädig auf, und versicherte mich seines Schutzes. Ich

schrieb

schrieb sogleich einen rührenden Brief an den Abt zu Banz, und bat ihn um meine Bibliothek, weil ich sie bloß durch litterarischen Fleiß erworben hätte. Sollte man sich aber auf das Mönchsrecht, das in den Zeiten der Barbarey entstand, und das als Axiom aufstellt, quidquid acquirit monachus, monasterio acquirit (was immer der Mönch erwirbt, erwirbt er dem Kloster), berufen, so müßte Banz auch die Schulden bezahlen, die in einigen Buchhandlungen für meine Bücher noch abzutragen wären, und die ich zugleich anzeigte. Ich ermahnte den Abt und das Konvent, durch ein billiges Betragen gegen mich den Ruhm einer aufgeklärten Denkart, in welchem das Kloster stünde, vor der Welt zu behaupten. Ich versprach, daß wenn man sich gegen mich nur billig betragen würde, ich mich gegen das Kloster edel betragen, und von allem dem, was ich daselbst seit beynahe 21 Jahren erfahren hätte, keinen öffentlichen Gebrauch machen würde.

Der

Der Erfolg war, daß erstens der Abt in verschiedene politische Zeitungen einen Steckbrief gegen mich einrücken ließ, und das Publikum gegen mich warnte, als einen Menschen, der es zu betrügen suche. Er ließ zweytens einen Brief, angefüllt von Lästerungen, gegen mich durch den Placidus Sprenger schreiben. Dieser Brief wurde unversiegelt an den Buchhändler Sinner zu Koburg geschickt, mit dem Auftrage, mir denselben zuzusenden. Buchhändler Sinner aber schickte denselben wieder nach Banz zurück. Der Abt schrieb 3) eigenhändig einige Briefe an den Herrn Hofrath Eyring zu Ebersdorf, mit der dringenden Bitte, zu machen, daß ich aus Ebersdorf gejagt würde, wie mir Herr Hofrath Eyring selbst gestand. Endlich wurde ich sogar zu Ebersdorf bey dem Amtmanne requirirt, und zwar durch Hülfe der Herrnhuter daselbst, wie mir der Sekretär des Grafen im Vertrauen entdeckte. Auch sagte mir bald darauf ein Graf von Brockdorf, der eine

Stun=

Stunde weit von Banz wohnt, und den ich zu Gotha sprach, daß der Abt, durch ein Gerücht, daß ich mich in der Gegend von Saalfeld aufhielte, aufgehetzt, in der strengsten Kälte sich zu Pferde gesetzt, und mich selbst aufgesucht habe. Da ich nun bald darauf Ebersdorf verließ, und nach Gotha über Erfurt reiste, so verbreitete sich nach Banz das Gerücht, daß ich zu Erfurt arretirt worden sey. Dieses verursachte bey den Aufklärern zu Banz einen außerordentlichen Jubel. In dem Rausche der Freude konnte man die Bestätigung dieses Gerüchtes nicht erwarten. In einem wilden Siegesgeschrey wurde diese für die Mönche und Pfaffen höchst erfreuliche Nachricht sogleich in dem fränkischen Merkur dem Publikum bekannt gemacht. Der Abt, ob er gleich nicht bloß die Erhebung zur äbtlichen Würde, sondern auch 1797, als er in höchster Gefahr war, suspendirt zu werden, die Bestätigung in derselben mir zu verdanken hatte; schnaubte, durch Dankbarkeit entflammt, so

gie=

gierig nach meinem Blute, daß er sogleich an den Herrn Prälaten zu Petersberg in Erfurt schrieb, und ihn dringend bat, daß er meine Auslieferung nach Banz, sobald, als möglich, bewirken möchte. Diese Anekdote hat der Herr Prälat zu Petersbug selbst verschiedenen Fremden, die mirs wieder sagten, erzählt. Endlich nahm man seine Zuflucht zu den Rintler Annalen, und schwärzte mich durch einen äußerst lästernden Aufsatz vor dem Publikum an. Auch nach Jena wurde an die Expedition der Litteraturzeitung wider mich geschrieben, um mir das kleine Geldverdienst durch Recensionen — ich war nämlich seit 1797 Mitarbeiter dieser Zeitung — zu rauben. Zu Weimar wurde mir von einem Hofmanne gesagt, daß mich der Abt zu Banz daselbst als einen Apostel der Französischen Freyheit und Gottlosigkeit angeklagt, und darauf angetragen habe, mir keinen Schutz zu geben. Gegen alle diese Mißhandlungen that ich weiter nichts, als daß ich mich in der Jenaer

Lit=

Litteraturzeitung und in dem Reichsanzeiger auf eine gewiß äußerst bescheidene Art vertheidigte, und alle Redakteurs gelehrter und politischer Zeitungen warnte, keine anonymen Aufsätze wider mich aufzunehmen.

§. 54.

Aufenthalt zu Jena.

Gerne wäre ich in Ebersdorf geblieben. Der Herr Graf daselbst hatte für alle meine Lebensbedürfnisse sehr menschenfreundlich gesorgt, indem er mich theils zu seinem Tische einlud, theils die Kost mir in mein Quartier schickte. Er hatte mir auch nicht undeutlich seine Absicht, mich durch ein mir angemessenes Amt zu versorgen, zu verstehen gegeben. Da aber noch keine Stelle leer war, gab er mir einstweilen den Auftrag, seine Bibliothek in Ordnung zu bringen. Aber ich konnte von diesen gütigen Gesinnungen des Herrn Grafen nicht lange Gebrauch machen, weil ich mich zu Ebers-

dorf nicht sicher hielt. Das Bamberger Land gränzet unmittelbar an das Ebersdorfer Gebiet. Ich traute mir kaum, spazieren zu gehen, aus Furcht, ich möchte durch bestochene Miethlinge aufgehascht werden. Denn es kamen immer mehrere Beweise von der Verfolgungswuth der Mönche zu Banz an den Tag. Ich entschloß mich daher, Ebersdorf zu verlassen, und einen Wirkungskreis zu Jena zu suchen. Ich promovirte daselbst, und erhielt die Erlaubniß, über Philosophie zu lesen. Ich gewann theils durch meine Schriften, theils durch meine Vorlesungen das Zutrauen der Studirenden. Der Jenaer Litteraturzeitung, die sich nun ein Geschäft daraus macht, meine Schriften, eben so wie die Schriften Schellings dem Spotte des Publikums preis zu geben, ist es noch nicht gelungen, mir weder als Schriftsteller, noch als Lehrer auf der Akademie zu schaden. Man weiß schon, wie man mit diesem Institute im Punkte der Philosophie daran ist. Es ist den Mönchen zu Banz endlich gelungen,

durch

durch den Herrn geistlichen Rath Oberthür zu Wirzburg, den sie in ihrer Noth um Hülfe anriefen, mich aus der Zahl der Rezensenten dieses Instituts ausgestrichen zu sehen. Dieser Mann nämlich, der von Zeit zu Zeit mit der Maske der Aufklärung im protestantischen Deutschlande herum reiset, um sein Licht vor den Protestanten leuchten zu lassen, bewirkte endlich durch einen Brief an die Redacteurs, was die Mönche zu Banz wünschten, und — noch weit mehr, als sie wünschten. Ich will mich darüber nicht deutlicher erklären. Daß aber Oberthür der Mann sey, der sich als Werkzeug der Verfolgungssucht der Mönche zu Banz gebrauchen ließ, und in diesem Punkte ihre Wünsche realisirte, das hat mir ein angesehener Mann zu Weimar, der mit den Redakteurs der Jenaer Litteraturzeitung in der vertrautesten Verbindung steht, nach allen Umständen erzählt. Doch ich bedarf zum Glücke der Unterstützung der Jenaer Litteraturzeitung nicht, da ich noch keinen

Tag zu Jena verlebte, wo ich nicht Aufträge von Buchhändlern und Gelehrten gehabt hätte.

§. 55.

Injurienklage der Mönche zu Banz gegen mich am Hofe zu Weimar.

Daß ich zu Jena die Erlaubniß erhielt, auf der Akademie Philosophie zu lehren, das war den Mönchen zu Banz ein schmerzlicher Dorn im Auge, da sie, wie mir ein Freund berichtete, in ihren Schlupfwinkeln nichts sehnlicher wünschten, als daß ich Hungers sterben, an Galgen kommen, und — der Wohlstand verbietet mir, diesen Bericht weiter abzuschreiben — möchte. Kaum hatte ich die Erlaubniß erhalten, Philosophie zu lehren, als der, nun verstorbene, Abt zu Banz an den Hof zu Weimar eine Injurienklage anbrachte. Bey allen den öffentlichen und geheimen Injurien, womit mich die Mönche zu Banz

seit

seit meiner Entfliehung bisher verfolgten, habe ich mich ganz ruhig verhalten. Die kurze Vertheidigung, die ich in die Jenaer Litteraturzeitung und in den Reichsanzeiger einrücken ließ, liegt noch vor den Augen des Publikums. Und jeder Unpartheyischer mag beurtheilen, ob darin der Ton der ruhigen Bescheidenheit und Humanität auch nur im geringsten verletzt sey. Ich war immer der angegriffene Theil, und zwar durch offenbare Lästerungen und Injurien öffentlich von ihnen gebrandmarkt. Ich dachte nun zu Jena an nichts weniger, als daß man neue Verfolgungsversuche, die wieder auf Staubbesen abzweckten, machen würde. Die Veranlassung dazu war folgende. Die Mönche zu Banz hatten sich als Erben meiner hinterlassenen Habseligkeiten angesehen, und sich daher nicht nur meine auserlesene Privatbibliothek, die mich über 2000 fl. gekostet, die ich durch litterarischen Fleiß und durch Versagung jedes sinnlichen Genusses seit 15 Jahren errungen hatte, son-

sondern auch meine übrigen Sachen zugeeignet. Ich hatte unter andern eine Violine von Stratuari aus Kremona, die von Kennern auf 100 Dukaten geschätzt wurde. So hoch schätzte sie z. B. Kladni aus Wittenberg, als er zu Banz war. Aber die wenigen Schulden, die in einigen Buchhandlungen auf meine Bücher hafteten, und die ich nicht bezahlen konnte, weil ich ganz unvermuthet aus dem Kloster entfliehen mußte — meine sämmtlichen Schulden betrugen nicht über 150 Thaler — diese wiesen sie mir zu. Ungerechter kann man doch nicht verfahren. Daß sie meine hinterlassenen Habseligkeiten an sich rissen, dazu hatten sie einiges Recht, nach dem Axiom des verruchtesten Mönchsthumes: *quidquid acquirit monachus, monasterio acquirit.* Die aufgeklärten Mönche zu Banz wollten einmal nicht höher stehen, als man in den Zeiten der größten Barbarey stand. Daher machten sie auch mit Recht jenes barbarische Gesetz gegen mich geltend.

Da

Dawider habe ich gar nichts einzuwenden. Sie betrugen sich hier als Mönche von dem Gepräge, das vor tausend Jahren als gültig durch die Hierarchie sanktionirt wurde. Aber daß sie die unschuldigen Leute, die die gerechtesten Foderungen auf die von ihnen in Besitz genommene Erbschaft hatten, um ihr Geld zu bringen suchten, hierin betrugen sie sich offenbar, wie Diebe und Räuber. Ich bekam von Zeit zu Zeit Briefe von den Buchhandlungen, und wurde zu der Zahlung aufgefodert, die das Kloster zu leisten hatte, und doch hartnäckig verweigerte. Als nun ein Antiquar zu Koburg, Meusel mit Namen, wiederholtermaßen an mich schrieb, und auf Zahlung drang, so gab ich ihm endlich in einem erbitterten Tone die Gründe an, warum ich in diesem Falle keine Zahlung zu leisten hätte, und schrieb ihm, er sollte sich an die Diebe und Räuber zu Banz wenden. Ich nannte die Mönche zu Banz bloß in sofern Diebe und Räuber, als sie in der That andere Menschen,

die gerechte Foderungen auf meine Hinterlassenschaft zu machen hatten, um ihr Eigenthum bringen wollten. Zudem nannte ich sie nicht öffentlich so, sondern bloß in einem Privatbriefe. Meusel schickte durch seinen Advokaten meinen Brief in Kopie nach Banz, um sie zur Zahlung zu bewegen. Nun jubelte der Abt, und sagte einem Vertrauten aus Koburg — dem Herrn Stadtkirchner daselbst! — daß er mich nächstens zu Weimar ins Zuchthaus bringen wollte. So gewiß war er seines Sieges. Aber er täuschte sich sehr; er fand an diesem Hofe, an den er unmittelbar seine Injurienklage richtete, keinen — Mönch, sondern einen Fürsten, und Minister, die die Rechte der Menschheit respektiren. Der Herzog übergab die Klage der Akademie, die mich durchaus in Schutz nahm, und die vortheilhaftesten Zeugnisse von mir dem Herzog gab. Auch vertheidigte ich mich durch eine eigne Schutzschrift an den Herzog. So wurde

der neue Verfolgungsplan der aufgeklärten Mönche zu Banz zu ihrer größten Schande vereitelt. Aber erst in diesem Frühjahre wurde eine neue Cabale ausgebrütet. Ein katholischer Pfaff aus Frankreich, der sich nebst andern Emigrirten seines Ordens in Jena aufhält, und im Solde der Mönche zu Banz zu stehen scheint, hatte die Frechheit, einen Scheiterhaufen zu Jena wider mich errichten, und durch die Fackel einer enormen Verleumdung anzünden zu wollen. Aber ich kam noch zur rechten Zeit hinter das ganze Gewebe der schändlichsten Lügen. Ich war so eben im Begriff, diesen Pfaffen zu verklagen, und auf Satisfaktion zu dringen, als er zu mir kam, mich kriechend um Verzeihung anflehte, und zugleich mich bat, von dem Vorgefallenen keinen Gebrauch zu machen. Ich versprach's ihm, und daher nenne ich auch hier seinen Namen nicht. Ich drohte aber diesem Pfaffen, daß, sobald er sich noch den geringsten Verfolgungsversuch erlauben würde, ich mir eine fürch-

terliche Satisfaktion gegen ihn zu verschaffen wissen würde.

§. 56.

Lästerwisch in den Henkeschen Religionsannalen.

Als die Tendenz der Injurienklage gänzlich mißlungen war, wendete man sich an einen Aufklärer des protestantischen Deutschdes, nämlich an Herrn Probst Henke zu Helmstädt, und schickte ihm einen höchst injuriösen Aufsatz gegen mich zu, mit der Bitte, denselben durch irgend eines seiner Journale publik zu machen. Es ist doch in dem ganzen Aufsatze kein wahres Wort, ausgenommen die chronologischen Data, die aus der Prioratsregistratur zu Banz genommen, und mit diplomatischer Genauigkeit angegeben sind. Der Geist der Lästerungs- und Verfolgungssucht, wie auch des verworfensten Mönchsaberglaubens ist so sichtbar, daß mirs anfangs, als ich diesen

Wisch zu lesen bekam, unbegreiflich war, wie ein Henke sein Journal durch diesen Aufsatz gleich im ersten Hefte brandmarken konnte. Es war mir um so unbegreiflicher, da ich im Reichsanzeiger alle Redakteurs politischer und gelehrter Zeitschriften vor dergleichen anonymen Lästerwischen warnte, und jeden, der mich irgend eines Verbrechens, oder schlechten Charakterzuges beschuldigen könnte, auffoderte, mit Namen gegen mich aufzutreten. Wenn man doch mit Wahrheit etwas wider mich vorbringen zu können glaubt, warum verschanzt man sich denn hinter die Anonymität, da der Angriff einem Mann gilt, der keine andere Waffe, als die der Wahrheit, für sich hat, und außer diesem Falle durchaus nicht schaden kann? — Ich erhielt über Henkes Betragen durch einen Freund, der zu Banz äußerst bekannt ist, folgenden Aufschluß. Dieser schrieb mir, daß der Verfasser des Aufsatzes zwar Placidus Sprenger, der gleich nach meiner Entfliehung zu zweytenmal Prior

ge-

geworden war, sey — daher die diplomatische Genauigkeit in Rücksicht auf die chronologischen Data, die aus der Prioratsregistratur genommen sind, und kein anderer wissen konnte, als der Prior — daß aber der Aufsatz nicht unmittelbar durch den Aufklärer des katholischen Deutschlandes an den Aufklärer des protestantischen Deutschlandes zu Helmstädt, sondern durch eine Mittelsperson aus der katholischen Pfaffenparthey, die in großen Kredit bey Henke stehe, und sich für die Wahrheit des Aufsatzes verbürgt habe, eingeschickt worden. Dieß mag zur Entschuldigung Henkes dienen. Ich habe zwar schon mehrere der Lästerungen, die in diesem Wische enthalten sind, in dieser Schrift widerlegt. Ich will sie aber hier der Ordnung nach hersetzen, und das Verleumderische der noch übrigen zeigen. Sie sind folgende. 1) Daß ich zu Banz als Singknabe verstohlner Weise mehr Bier und Wein zu mir genommen, als meinem zarten Alter zuträglich gewesen; woher denn

auch

auch meine blasse Farbe abgeleitet wird. 2) Werden meine jugendlichen Schwärmereyen in den Punkten der Religion und Moral, die sich doch einzig von meiner Mönchserziehung zu Banz herschreiben, als Brandmahle meines Geistes angegeben. 3) Wird mir vorgeworfen, daß schon im Prüfungsjahre mein Freyheitssinn ein paarmal gespückt habe; daß ich aber vorzüglich nach demselben, auf Egoismus gebaut, und revolutionäre Grundsätze von Freyheit und Gleichheit angenommen habe (das wahre Steckenpferd des erbärmlichsten Pöbels). Daher sey es auch 4) kein Wunder gewesen, daß ich von dem berüchtigten Eulogius Schneider eine Einladung nach Straßburg erhalten, und Lust bezeigt hätte, dieselbe anzunehmen; bloß durch die Warnungen aller Gutgesinnten sey ich davon abgebracht worden. 5) Sey ich bey dem 1796 erfolgten Einbruche der Franzosen eigenmächtig nach Sachsen ausgewandert. 6) Nach meiner Rückkehr aus Sachsen hätte ich mich

von allen Obliegenheiten meines Standes frey gemacht. 7) Ich hätte Schulden gemacht, und Geld geborgt von Juden und Christen. 8) Hätte ich mir für jeden Bogen der neuen Auflage des Schwarzischen Religionshandbuches von der Göbhardtischen Buchhandlung 3 Thaler auszahlen lassen, und doch weiter nichts dafür gethan, als daß ich die lateinischen, französischen und welschen Allegate deutsch gegeben. 9) Wären unter denen von mir geflüchteten Büchern 31 gewesen, die ich theils von Geistlichen zu Banz, theils aus der Klosterbibliothek hätte entlehnt. 10) Wird mir in Langens neuester Staatenkunde eine Selbstrecension des Sincerus Schuld gegeben. 11) Sey es eine Lüge, daß ich im Krankenhause eingesperrt gewesen. 12) Werde ich der Heucheley beschuldigt, weil ich am Tage meiner Flucht noch ohne Noth eine Stillmesse gelesen hätte. Auf Nro. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 11. habe ich schon geantwortet. Auf Nro. 6. antworte ich, daß es eine Lüge sey, daß ich mich nach der

Rück-

Rückkehr aus Sachsen aller Obliegenheiten des Klosters entschlagen habe. Bloß in die Mette, Prim und Terz ging ich nicht, weil der Frühchor meiner Gesundheit äußerst nachtheilig war. Die übrigen Horas frequentirte ich, wie die übrigen Mönche, bis zu dem Zeitpunkt, da ich von einem Entzündungsfieber, und nachher von einer Brustkrankheit, die alle Aerzte für tödlich hielten, befallen wurde. Und dennoch foderte selbst zur Zeit, als die Aerzte meine Brustkrankheit für unheilbar hielten, und mir einen nahen Tod weissagten, die barbarische Aufklärung zu Banz, daß ich den Chor frequentiren, und meine letzten Lebenskräfte verbrüllen sollte. Was hätte ich doch für ein Mensch seyn müssen, wenn ich dieser barbarischen Foderung hätte nachgeben wollen? Man wollte meinen Tod mit Gewalt beschleunigen. Auf Nro. 7. Meine Begierde nach Büchern war unbegränzt. Ich versagte mir jedes Vergnügen, das Geld kostete; ich traute mir nicht einmal den Thee

mit

mit Zucker zu trinken (Kaffee erlaubte ich mir gar nicht) um nur meiner Büchersucht nichts zu entwenden. Ich hatte daher jährlich starke Rechnungen an die Buchhändler zu bezahlen. So bezahlte ich z. B. 1797 bloß an die Ahlische Buchhandlung zu Koburg 159 Thaler, wie dieselbe mir noch bezeugen kann. Um diese Schuld zu tilgen bat ich die Göbhardtische Buchhandlung, mir nebst dem Honorar, das ich zu fodern hatte, noch einige Karolinen darüber zu geben. Ich kaufte noch das letzte Jahr so viel Bücher, daß ich bis 100 derselben ungebunden in meiner Zelle zurückließ. Hätte ich nur bis die Ostermesse, da ich mehrere Honorarien einzunehmen hatte, zu Banz bleiben können, so würde ich selbst alles bezahlt haben. Aber so mußte ich ganz unvermuthet entfliehen. Und wäre ich denn nicht der größte Thor gewesen, wenn ich nach der Hand Schulden bezahlt hätte, die den Mönchen zu Banz, als meinen sehr gefälligen

ligen Erben, heimfielen? Mögen sie nun die Leute, die auf meine Hinterlassenschaft Anspruch haben, betrügen, wie sie wollen, das geht mich nichts an. Mehrere dieser Schulden sind noch immer nicht bezahlt. Sie sollen mir nur mein Eigenthum ausliefern, so will ich heute bezahlen. — Auf Nro 8. Ich habe für das ganze Schwarzische Religionshandbuch, das ich revidirte und wieder herausgab, nicht mehr als 100 fl. fränkisch erhalten. Das kann die Buchhandlung noch heute bezeugen. Das Werk besteht aus drey Bänden. Auch ist es falsch, daß ich bloß einige Stellen aus fremden Sprachen ins Deutsche übersetzt habe. Die Zusätze machen bis 7 Bogen aus. — Auf Nro 9. Ich fodere jeden Mönch zu Banz auf, auch nur ein einziges Buch anzugeben, das er mir bloß geliehen, und das ich nicht auf eine rechtmäßige Art entweder durch Tausch, Kauf, oder reelle Dienste zu meinem Eigenthume gemacht hätte. Aus der Klosterbibliothek hatte ich

nur einige wenige Schriften philosophischen Inhalts. Sie waren schon alt, und sämmtlich keine 6 Thaler werth. Die neueren Schriften hatte ich mir selbst alle angeschafft. Es war gar nicht meine Absicht, auch nur eine von jenen mir gänzlich unbrauchbaren Schriften mitzunehmen. Ich habe daher beym Einpacken alle Schriften aus der Klosterbibliothek, die mir zu Gesichte kamen, in eine besondere Reihe gestellt. Aber ich packte zu Nacht, und sehr hastig ein. Es ist daher möglich, daß einige dieser Schriften meinem Blicke entwischten, und sich unter die meinigen verirrten. Zudem war ich gesinnt, einen großen Theil meiner Bücher zurückzulassen. Das Kloster würde in jedem Falle hundertfältige Entschädigung für dieses bloße Versehen gehabt haben. Das Publikum mag aus folgender Anekdote urtheilen, ob die mir hier aufgebürdete Schuld nicht auf den schamlosen Verleumder und Lästerer zurückfalle. Ich fand in einer berühmten sächsi-

schen Bibliothek ein Exemplar der sogenannten Mainzer Bibel vom Jahre 1462, das aus der Bibliothek zu Banz war. Diese Bibel gehört, wie bekannt ist, unter die größten Seltenheiten der ersten Typographie. Sie wurde bey einigen Gelegenheiten um 6 bis 800 Thaler verkauft. Unter den litterarischen Pretiosen der Bibliothek zu Banz stund sie oben an. Ohne Einwilligung des Konvents zu Banz konnte dieses Pretiosum gar nicht veräußert werden. Man hielt zu Banz so sehr auf diese Bibel, daß als der Herzog Karl von Würtemberg daselbst war, man dieselbe absichtlich auf die Seite schaffte, um den Herzog nicht zur Lust darnach zu reizen. Viele Jahre darnach wurde diese Bibel auf einmal zu Banz unsichtbar. Man beklagte recht herzlich den Verlust derselben. Ein junger Mann, der statt des Placidus Sprenger eine Zeitlang die Bibliothek versah, kam in den Verdacht der Entwendung. Dieser Mann heißt Wolfgangus Loren-

renzer. Ich freue mich, hier seine Ehre retten zu können. Die Bibel ist von Placidus Sprenger verkauft worden. Ich habe die eigne Handschrift desselben in dem beygelegten Aufsatz der Bedingungen des Kaufkontraktes, obgleich ohne Unterschrift des Verkäufers, gesehen. In demselben werden 200 Thaler für die Bibel gefodert, mit der Bitte, das Geld an den (nun verstorbenen) Herrn Doktor Diez zu Koburg zu schicken. Ich könnte die Bibliothek, wo nun diese Bibel sammt dem eigenhändigen Aufsatz des Placidus Sprenger, der es jedoch nicht für gut fand, seinen Namen zu unterschreiben, nennen, wenn ich dem Besitzer derselben nicht versprochen hätte, es nicht zu thun, weil er mich darum bat. — Auf Nro 10. Es stund in Langens Staatenkunde eine vortheilhafte Anzeige des Sincerus; ergo ist sie von mir. Auf dieses Argument ist gar nichts zu antworten. — Auf Nro 12. Es ist eine unverschämte Lüge, daß ich an

dem Tage, da ich zu Banz arretirt wurde, ohne Noth Messe gelesen habe. Ich war auf der öffentlich aufgehängten Officientafel durch den Prior dazu bestimmt; und es war verboten, dieses Officium einem andern zu übertragen. Ich fodere den damaligen Prior, Burkard Vollert, ich fodere alle Mönche zu Banz, außer dem Verleumder auf, zu erklären, ob sich die Sache nicht so verhalte. Und warum sollte ich denn nicht Messe lesen dürfen, ohne mich zum Heuchler herabzuwürdigen? Ich sah die Messe als eine bloße Zeremonie, zur Liturgie der katholischen Kirche gehörig, an. So lange ich noch als katholischer Religionslehrer auftrat, war es für mich Pflicht, die katholische Liturgie zu beobachten. Meine innere Ueberzeugung in Rücksicht auf das Wesen der Religion, konnte jene Pflicht durchaus nicht aufheben. Weiß denn der dumm mönchische Aufklärer des katholischen Deutschlandes gar nichts von dem wichtigen Unterschiede zwischen religiöser Ueberzeu-

zeugung, und religiösen Kirchengebräuchen, an die jeder noch so philosophische Religionslehrer gebunden ist, so lange dieselben durch öffentliche Autorität geschützt werden? Was würde entstehen, wenn alle wahrhaft lichtvolle Religionslehrer, unzufrieden über die Liturgie ihrer Kirche, ihren Posten verlassen, und das Feld den Schwärmern von der niedrigsten Klasse, nämlich solchen überlassen wollten, die alle Gebräuche ihrer Kirche für unverbesserlich und unverletzlich halten? — Das Publikum mag nun beurtheilen, ob in allen diesen Anklagepunkten, wodurch man mich öffentlich zu brandmarken suchte, auch nur der geringste Schein, die geringste Spur von Wahrheit sey, und ob dieses Gewebe von Lüge, Verleumdung und Lästerung nicht ganz auf den Urheber zurück falle? Der Aufklärer des katholischen Deutschlandes mag das Axiom vor Augen gehabt haben: *Calumniare audacter; semper aliquid haeret.*

§. 57.

§. 57.

Noch einige Züge zur Charakteristik des Placidus Sprenger.

Placidus Sprenger, der nun zum zweytenmale Prior zu Banz ist, wußte sich seit mehr als zwanzig Jahren unter den Mönchen zu Banz vorzüglich den Ruhm einer aufgeklärten Denkart zu erschleichen. Er war auch eine kurze Zeit Prior in einem andern Kloster, das in Rücksicht auf Eifer für die heilige Mönchszucht eines der berühmtesten in Franken ist. Aber Placitus Sprenger übertraf jene Zionseiferer so sehr, daß ihnen seine übergroße Heiligkeit lästig war, und sie mit Petrus sprachen: Weiche von uns; denn wir sind Sünder! — Seine ganze Aufklärung besteht in einer ausgebreiteten Kenntniß von Büchertiteln, und seltenen Ausgaben, die eben keine große Bewunderung erregen kann, da er über 20 Jahre Bibliothekar zu Banz war. In seinen

jün=

jüngeren Jahren gab er sich viel mit Dichtkunst ab, und bildete sich viel auf seine Produkte ein. Als ich Musikdirektor zu Banz war, fand ich unter den Musikalien des Klosters noch manche dergleichen Meisterstücke der Sprengerischen Musen, die in Musik gesetzt waren. Es thut mir leid, daß ich mich dieser vortrefflichen Reimereyen nicht bemächtigt habe, um dem Publikum damit zu dienen. Nur ein einziger Vers blieb mir im Gedächtniß haften, weil er einen Knopf hatte, womit ich ihn befestigen konnte. Er heißt so: Du armer Tropf! taugst dem Plato kaum zum Hosenknopf! Es ist Schade, daß dieser aufgeklärte Knopf- und Hosenpoet die Ergießungen seiner Begeisterung dem Publikum noch nicht mitgetheilt hat. — Wenn der Kopf dieses Mannes durch häufigeren Genuß des Weines elektrisirt ist, so fahren aus demselben, wenn man ihn an der rechten Seite zu berühren weiß, hie und da so manche lichte

Fun-

Funken heraus, die die Vermuthung veranlassen, daß das Licht in demselben einheimisch sey. Aber es hat mit demselben eben die Bewandniß, wie mit elektrischen Körpern, die erst auf eine mechanische Art gerieben werden müssen, wenn eine Lichtäußerung vorgehen soll, die nur im Momente der Berührung leuchten, und mit demselben alle Kraft, zu leuchten, verlieren. Eben so ist es mit diesem Lichtkopfe; er gehört nicht einmahl zu den idioelektrischen, sondern bloß anelektrischen Körpern. Er muß daher erst auf dem Weinfasse isolirt werden, wenn er einer Lichtäußerung fähig seyn soll. Außer dem ist er finster, wie eine schwarze Gewitternacht; ist nur ein armer Tropf, kaum tauglich dem Plato zum Hosenknopf. Wenn man bey einer andern Gelegenheit, wo der zurückkehrende Mönchsgeist die Bachusbegeisterung verscheucht hat, mit diesem Manne spricht, so staunt man über den Mönchsunsinn, den er auskramt.

Besonders ist das der Fall, wenn er in den Klosterkapiteln auf dem mysteriösen Dreyfuße der Mönchsascetik sitzt, und von da aus seine Orakel, mit Bliz, Donner, Hagel und Erderschütterung begleitet, promulgirt.

Nichts reizt mehr zum Lachen, als wenn dieser Lichtfinsterling seinen göttlichen, durch Wunder bestätigten, Beruf zum Mönchsstande in dem feyerlichsten Ernst, und mit einer heiligen Miene den Mönchen zur Erbauung, und zur Verehrung seiner Person erzählt. Den ersten Gedanken zum Mönchsstand erregten allerley wunderbare Träume in ihm, die theils er selbst, theils andere Personen darüber hatten. Um sich aber zu überzeugen, daß dieser Zuruf im Traume von Gott komme, machte er eine Wallfarth zu einem wunderthätigen Gnadenbilde. Er fand sich auch wirklich, als er vor diesem Bilde knieend seine Andacht verrichte, für den Mönchsstand, und vorzüglich für Kloster Banz innerlich so leb-

haft

haft angezogen, daß er sogleich den Weg nach diesem Kloster antrat, um bey dem damaligen Abte um seine Aufnahme zu suppliciren. Als er den Klosterberg hinauf stieg, hörte er einmal um das anderemal rufen, Sprenger, Sprenger! Erstaunt, in einer Gegend, wo er ganz unbekannt war, seinen Namen zu hören, sah er sich nach allen Seiten um. Und sieh Wunder! Er machte die unbegreifliche Entdeckung, daß der Ruf von einem Raben, der auf einem nahen Baume saß, kam. Nun war er vollkommen überzeugt, daß Gott durch diesen Raben mit ihm gesprochen, und ihn nach Banz berufen habe. Aber die Mönchsasceten wollen wissen, daß der Teufel sehr oft in der Gestalt eines Raben erschienen sey. Und in dieser Rücksicht ist es wenigstens noch zweifelhaft, ob den Aufklärer des katholischen Deutschlandes ein guter, oder böser Geist ins Kloster gerufen habe. Diese Geschichte seines Berufes zum Klosterstande hat dieser finstere Lichtkopf

nicht nur den Schwärmern zu Banz, sondern sogar mir erzählt, und zwar zur Zeit, als er mir eine Strafpredigt hielt, und vorwarf, daß ich entweder keinen göttlichen Beruf zum Klosterstande gehabt hätte, oder demselben untreu geworden sey. Ich antwortete ihm kurz und gut, daß es für einen vernünftigen Menschen so wenig einen göttlichen Beruf zum Klosterstande gebe, als zum Tollhause.

So eben erfahre ich, daß dieser Mann das lächerliche Phantom seines ver = wunder = lich = en Berufes auch unter Weltleuten ausposaunt habe, um sich als Heiligen anstaunen zu lassen. Ich las diese Stelle, den Rabenberuf des Placidus Sprengers betreffend, einem Geistlichen, aus einer Gegend Oesterreichs, nahe bey Wien, der nach Jena reiste, und mich besuchte, vor. Ich hatte kaum zu lesen angefangen, als er, mich unterbrechend, sagte, daß ihm diese Geschichte schon längst bekannt sey.

Zum

Zum Beweise erzählte er mir sie gerade so, wie ich sie hier dargestellt habe. Ich konnte nicht begreifen, wie er in einer so entfernten Gegend zur Kenntniß dieser Mönchsfratze gekommen sey. Er gab mir hierüber folgenden Aufschluß. Er sagte nämlich, er hätte als Jüngling die Humaniora zu Hammelburg im Fuldaischen studirt. Einer seiner Mitschüler sey ein naher Anverwandter des Placidus Sprengers gewesen, der ihm nun nebst andern Wunderthaten seines Herrn Vetters, auch die Wundergeschichte seines Rabenrufes erzählt hätte. Da nun dieser heilige Mann mit seinem Rabenberuf so groß thut, so wird er mir ohne Zweifel Dank wissen, daß ich denselben hier öffentlich bekannt mache, damit ihn jedermann als einen Heiligen anstaune.

O du armer Tropf,
Taugst dem Plato kaum zum
Hosenknopf!

Schluß.

Bayerische Staatsbibliothek München

Schlußanmerkung.

Wenn ich in dieser Schrift behauptet habe, daß in Banz der verruchteste Mönchsgeist herrsche, so soll das nicht so viel heißen, als wenn daselbst das Streben nach dem Bessern durchaus fremd wäre. Es sind in der That ein paar junge Männer da, die nicht, wie Placidus Sprenger, den Ruhm einer lichtvolleren Denkart bloß zu erschleichen suchen, sondern aufrichtig das Licht lieben; aber unterdrückt durch den Zionseifer des verworfensten Mönchspöbels zu Banz, an dessen Spitze Placidus Sprenger steht, nichts ausrichten können. Es bleibt ihnen nichts übrig, als zu dulden.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schad, Johann Baptist,

J. B. Schad's Lebens- und Klostergeschichte mit einer freyen Charakteristik der Mönche zu Banz, und des Mönchsthumes überhaupt in Ansehung seines verderblichen Einflusses auf Erziehung, Staat und Religion

Bd.: [1]

Erfurt 1803

Bibl.Mont. 1545-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10716187-2